
Die
neuesten Entdeckungs-Reisen
in
West-Afrika
du CHAILLU
L. MAGYAR
ANDERSSON
u. A.

<36632716220013

Die Schule der Baukunst.

Hand- u. Hülfsbücher für Bauhandwerker, Architekten, Bau- u. Gewerbschulen.

Herausgegeben
von
B. Harres und Fr. Fink.

Mit mehreren Tausend in den Text gedruckten Illustrationen.

Erschienen sind von diesem Werke, dessen neuester Prospectus durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen ist:

Die Baustyle und die Säulenordnungen. Erste Hälfte: Griechischer und römischer Styl. — Die Ordnung der neuern Meister. Bearbeitet von Dr. L. Bergmann. Mit **162** Abbildungen. Preis **25** Sgr. = fl. 1. 30 kr. rh.

Die Schule des Zimmermanns. (1. Theil. Hochbauten. — 2. Theil. Brückenbau.) Praktisches Handbuch für Architekten und Bauhandwerker. Von B. Harres, G. Heff. Baurath und Lehrer der Architektur an der höhern Gewerbschule in Darmstadt. Zweite verbesserte Auflage. Mit **236** Abbildungen. Preis jedes Theiles **1** Thlr. Beide Theile in dauerhaftem Einband $2^1/_3$ Thlr.

Die Schule des Maurers. (1. Theil.) Ein Handbuch für Architekten, Bau- und Gewerbschulen und zum Selbstunterricht für Bauhandwerker u. s. w. Bearbeitet von B. Harres, G. Heff. Baurath ꝛc. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit **235** in den Text gedruckten Abbildungen. Preis **1** Thlr. = fl. 1. 48 kr. rh.

Die Schule des Steinmetzen. Bearbeitet von B. Harres, Gr. Heff. Baurath ꝛc Mit **280** in den Text gedruckten Abbildungen. Preis **1** Thlr. = fl. 1. 48 kr. rh.

Der Bautischler. Ein praktisches Hand- und Hülfsbuch für Bauhandwerker, Architekten, sowie für Bau- und Gewerbschulen. Bearbeitet von Fr. Fink, Secretair des Großh. Hessischen Gewerbevereins in Darmstadt. Mit **285** Abbildungen. Geheftet. Preis **1** Thlr. = fl. 1 48 kr. rh.

Der Bauschlosser. (1. und 2. Theil) Ein praktisches Hand- und Hülfsbuch für Bauhandwerker, Architekten, sowie für Bau- und Gewerbschulen. Bearbeitet von Fr. Fink, Secretair des G. Heff. Gewerbevereins in Darmstadt. Mit **550** Abbildungen. Geheftet. Preis jedes Theiles **1** Thlr. = fl. 1. 48 kr. rh. Beide Theile in dauerhaftem Einband $2^1/_3$ Thlr. = fl. 4. 12 kr. rh.

„Nicht bald — also empfiehlt der ausgezeichnete Sachverständige Director Karmarsch diese Bücher — sind mir technische Schriften vorgekommen, welche bei gleichem Raumumfange eben so reich an Inhalt, dabei so selbständig und frisch in der Darstellung, demgemäß so lehrreich und empfehlenswerth gewesen wären. Die zahlreichen und wohlgewählten Abbildungen sind musterhaft gezeichnet, ganz vorzüglich in Holz geschnitten; Druck und Papier bleiben an Schönheit nicht zurück, und so bildet das Ganze nach seinem Gehalte, wie nach seinem Aeußern eine wohlthuende Erscheinung, welche der allgemeinsten Verbreitung würdig ist."

Vorschule zur Schule der Baukunst.

Das technische Zeichnen.

Praktischer Lehrgang
für Architekten, Mechaniker, Techniker und Bauhandwerker, insbesondere für Bau- und Gewerbschulen.

Herausgegeben von Professor Guido Schreiber.

In drei Theilen.

Inhalt:

Erste Klasse: Lineares Zeichnen.
- Erste Abtheilung: Das freie Handzeichnen.
- Zweite Abtheilung: Ornamentenzeichnen.
- Dritte Abtheilung: Geometrisches Zeichnen.

Zweite Klasse: Projectives Zeichnen.
- Erste Abtheilung: Darstellender Theil (Projectionslehre).
- Zweite Abtheilung: Constructiver Theil.
- Dritte Abtheilung: Schattenlehre.
- Vierte Abtheilung: Perspectivisches Zeichnen.

Dritte Klasse: Fachzeichnen.
- Erste Abtheilung: Architektonisches.
- Zweite Abtheilung: Maschinistisches (im weiteren Sinne).
- Dritte Abtheilung: Topographisches Zeichnen.

Mit vielen hundert in den Text gedruckten Abbildungen, nach Zeichnungen des Verfassers in Holz geschnitten.

Subscriptionspreis:

Für jeden Theil je nach dem Umfange 20 Sgr. bis 1 Thlr.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Malerische Feierstunden.

Erste Serie. Zweite Abtheilung.

Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Afrika.

III.

Neueste Entdeckungsreisen in West-Afrika.

Malerische Feierstunden.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Neue illustrirte

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Geographen und Schulmänner

von

Hermann Wagner.

Afrika.

III.

Neueste

Reisen und Entdeckungen in West-Afrika.

Bearbeitet

von

Hermann Wagner.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Tonbildern, Karten 2c.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1863.



Reisen in Westafrika.

Der erste Gorilla.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Du Chaillu — Magyar — Andersson.

Die neuesten

Entdeckungsreisen an der Westküste Afrika's.

Mit besonderer Berücksichtigung

der Reisen und Abenteuer, Handels- und Jagdzüge

von

Paul Belloni du Chaillu

im äquatorialen Afrika,

sowie

von **Ladislaus Magyar** in **Benguela und Bihe**

und **C. Joh. Andersson** am **Okavango-Flusse.**

Bearbeitet

von

Hermann Wagner.

Mit über 100 in den Text gedruckten Abbildungen, 5 Tonbildern, 2 Karten &c.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1863.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorwort.

Es hat uns eine besondere Genugthuung gewährt, durch den zweiten Band unseres Buchs der Reisen, welcher dem Erdtheile Afrika gewidmet ist, die Aufmerksamkeit der Leser auf jenen Kontinent in einer Weise zu lenken, die nicht eine nur flüchtig vorübergehende war. Die Reisen und das Schicksal unseres unglücklichen Landsmanns Dr. E. Vogel, welche wir in jenem Bande schilderten, haben — und dies war ein Hauptzweck jenes in fast 10,000 Exemplaren verbreiteten Buches, — die Theilnahme der ganzen deutschen Nation in einer Weise erregt, daß mit hierdurch jene „deutsche Expedition" nach dem Sudan veranlaßt wurde, deren Endresultate noch zu erwarten sind. Wir können nicht umhin, hierbei Gelegenheit zu nehmen, allen den Edlen wärmsten Dank abzustatten, welche durch ihre Mitwirkung mittelbar oder unmittelbar zu jenem nationalen Unternehmen das Ihre in aufopferndster Weise beitrugen, und möchten ihnen hierdurch die Fortbegünstigung dieser vaterländischen Angelegenheit ans Herz legen. Ist es ja doch dem Deutschen als ein besonderer Vorzug nachgesagt worden, daß er mit Zähigkeit das Ziel zu verfolgen wisse, welches er als gut erkannt hat, mögen sich ihm auch noch so viel Hindernisse in den Weg legen.

Es gewährt uns deshalb auch die Veröffentlichung des vorliegenden Bandes nicht geringes Vergnügen, da wir in demselben uns jene Westküste als Gegenstand wählten, an welcher E. Vogel anfänglich den Erdtheil zu verlassen beabsichtigte. Mit diesem Gebiet verknüpfen sich nicht wenige deutsche Namen und in diesen Gegenden gerade, die ehedem als Sitz des Sklavenhandels verrufen waren, zeigen sich die Fortschritte in der Entwickelung der Völkerverhältnisse Afrika's auch am Erfreulichsten, und lassen die Hoffnung aufsteigen, daß auch die Schattenseiten, die freilich noch genugsam vorhanden sind, ihrer Zeit gleicherweise verschwinden werden.

An Afrika's Westküste besaß Preußen vor Zeiten eine Kolonie, — zu einer Zeit, in welcher der jugendliche Staat unter der kräftigen Leitung des großen Kurfürsten seinen glorreichen Aufschwung nahm. Wie E. Vogel uns in den

Sudan einführte und dafür sein Leben einsetzte, erschließt uns der Berliner Th. Vogel die Natur der Westküste desselben Erdtheils und opferte eben so unverzagt sein Leben dem Dienste der Wissenschaft.

Unser berühmter Landsmann Dr. Barth bezeichnete den schifffahrenden Nationen die Hauptwasserstraße dieser Küste, den Binue, und führte erfolgreiche Expeditionen englischer Geschwader herbei, die ihren Abschluß noch nicht erreicht haben.

Zugleich aber regen sich die wichtigsten der übrigen Nationen Europa's und dringen von dieser Seite aus civilisirend in den so lange verschlossenen Erdtheil ein. Die Stellung der Franzosen in Senegambien hat sich neuerdings völlig verändert. Bisher kaum gelitten, sind sie durch Foudherbe's energisches Auftreten zu wirklichen Gebietern geworden und scheinen im Innern durch das Aufschließen der Goldminen sich ein afrikanisches Kalifornien schaffen zu wollen. Vielleicht ist die Zeit nicht zu fern, wo sich die französischen Besitzungen der Nordküste mit jenen des Westens die Hand reichen. Gleichzeitig hat sich jene Macht am Gabun festgesetzt und ihre Offiziere vermessen die äquatorialen Distrikte. Du Chaillu, ein französischer Kaufmann, wenn auch unter amerikanischer Aegide, theilte uns vielerlei Interessantes über jenes Gebiet mit, das noch unlängst eine terra incognito war. Sind auch seine geographisch-wissenschaftlichen Notizen nicht so exakt, als der Mann von Fach sich dieselben wünschen muß, so stimmen seine Erzählungen doch im Wesentlichen ganz mit jenen Thatsachen überein, welche der gewissenhafte Engländer Wilson und andere Berichterstatter anführen. Wir haben uns der Arbeit nicht entzogen, seine Angaben stets mit denjenigen anerkannt zuverlässiger Autoren zusammenzustellen. Die Karte, mit welcher wir seine Reise begleiten, ist in ähnlicher Weise durch den Geographen Herrn Hassenstein in Gotha nach den neuesten Vorlagen berichtigt und entworfen worden. Einen besondern Reiz gewähren Du Chaillu's Reiseerzählungen dadurch, daß sie den Leser unmittelbar in das Leben in jenem Gebiete einführen, ihn nöthigen, die beschwerlichen Kahnfahrten und Waldwanderungen in jeglicher Jahreszeit mitzumachen, ohne daß ihm, wie dem armen Franzmann, schließlich die Schuhe dabei platzen — bekanntlich der Hauptgrund, der Du Chaillu zum Umkehren zwang.

Das Naturleben jener Gegenden entrollt sich gleich einem lebendigen Gemälde. Das Dunkel der einsamen Forste erdröhnt vom Gebrüll des großen, menschenähnlichen Affen, der Boden erbebt vom schweren Fußtritt der Elephanten, die vor den Heerschaaren bissiger wandernder Termiten fliehen. Wir

pilgern im Geiste von einem Negerstamme zum andern, lassen uns von den begegnenden Horden ihre Schicksale erzählen und dringen bis zu den menschenverzehrenden Völkerschaften der Gebirge vor, von denen E. Vogel aus dem Sudan seiner Zeit ebenfalls berichtete.

Was die Franzosen und die Engländer für den Norden und die Mitte der Westküste sind, das sind die Portugiesen für den südlichen Theil derselben. Ihre Macht ist zwar nur noch ein Schatten zu nennen im Vergleich mit jener, welche sie ehedem besaßen; ihr Handel, der sich fast gänzlich auf Einkauf von Sklaven beschränkte, muß augenblicklich fast Null sein, da jede Ausfuhr stockt, allein man sucht bessere Wege einzuschlagen und das Verlorene wieder gut zu machen, wenn auch mühsam, so doch sicherer. Elfenbein, Wachs und Orseille treten an die Stelle der lebendigen Waare und lenken die Aufmerksamkeit mächtig auf die Frage nach den anderweitigen Naturprodukten des Landes hin. Dem Rothholz und Ebenholz hat sich neuerdings noch Kautschuk zugesellt, und wer weiß, was jene undurchforschten Wildnisse sonst noch bergen werden, was bis jetzt unbeachtet blieb. Die Frage darnach ist geweckt, die Antwort wird nicht lange auf sich warten lassen! Der Anbau von Baumwolle ist zwar bis jetzt nur einmal erst in Liberia versucht und, da man zur Aussaat die ungünstige Jahreszeit gewählt hatte und die Pflanzung deshalb mißrieth, nicht fortgesetzt worden, — es dürfte aber kaum zu bezweifeln stehen, daß die meisten Gegenden Westafrika's sich für die Kultur dieses so gesuchten Rohstoffes eben so gut eignen, wie viele Landschaften im Innern und im Südosten desselben Erdtheiles. Sobald der Neger überhaupt erst beginnen wird, größeren Fleiß auf die Benutzung des Bodens zu legen, wird Europa einen Theil seines Bedarfes von hier aus entnehmen können. Gegenwärtig freilich ist der Eingeborene gegen den Boden noch so gleichgültig, daß ihm sogar meistens der Begriff des Grundeigenthums noch fremd geblieben ist. Englische Kattune bilden einen Hauptartikel des Tauschhandels an der ganzen Küste.

Die Völkerverhältnisse greifen heutzutage mitunter in wunderbarer Weise in einander. Die Vernichtung der Flotte der Argentinischen Republik wird die Veranlassung, daß europäischer Civilisation der Weg in das Innere Südafrika's gezeigt wird. Ladislaus Magyar, ein braver Ungar, verlor durch das erstgenannte Ereigniß seine augenblickliche Stellung und fand sich schließlich veranlaßt, sein Leben der Erforschung Südwest-Afrika's zu widmen. In originellster, aber den Sitten des Landes durchaus entsprechendster Weise dringt er von Benguela aus nach den Kimbunda-Ländern vor, in denen Menschenbraten noch zu

den Leckereien bei den Krönungsfeierlichkeiten gehört, wird daselbst glücklicher Schwiegersohn der schwarzen Majestät in Bihe, macht nach den verschiedensten Ländern des Innern die ausgedehntesten Handels- und Erforschungszüge und sendet schließlich seine Berichte darüber nach Europa, während er durch seine Nachkommen Kandidaten für Negerthrone stellt.

Der unermüdliche Ungar kreuzt mehrfach die Route Livingstone's, die wir unsern Lesern im ersten Bande der Reisen in Afrika vorführten. Er veranlaßt uns schon hierdurch zu einem kurzen Blick auf den südlichern Theil der Westküste, in welchem Green und Andersson, die bekannten „gewaltigen Jäger", ihre Züge auf afrikanisches Hochwild noch jährlich fortgesetzt haben und durch den Kunene und Okovango-Fluß neue Ziele für ihre Wagentouren durch's Buschland erhielten.

Die bekannteren Theile der Westküste: so die vielbesprochenen Reiche der Aschanti, Dahome und die andern Gebiete Nordguinea's, ebenso die dänischen Missionen Südguinea's, berührten wir absichtlich nur kurz oder übergingen sie gänzlich; statt dessen berichteten wir über den Verlauf der Nigerexpeditionen, deren Beginn und Fortgang wir in den beiden ersten Bänden erzählten.

In einem folgenden Bande gedenken wir den Lesern des Buchs der Reisen in ähnlicher Weise die Fortschritte mitzutheilen, welche die neueren Reisen im Osten Afrika's gemacht haben, und hoffen auf diese Weise das Wissenswürdigste zu erschöpfen, was über den so lange verschlossenen nachbarlichen Kontinent bis jetzt bekannt geworden ist. Vielleicht gelingt es, daß gerade deutsche Forscher die letzten Räthselfragen zu lösen berufen sind, welche die afrikanische Sphinx aufgiebt. Haben doch deutsche Missionare die Schneeberge des alten Mondgebirges zuerst nachgewiesen, vielleicht netzen auch deutsche Reisende zuerst ihren Fuß in den Quellen des heiligen Nil.

Die Redaktion des Buchs der Reisen.

Inhaltsverzeichniss.

Erste Abtheilung.

Reisen in den westafrikanischen Ländern nördlich vom Aequator.

Zweite Abtheilung.

Du Chaillu's Reisen im äquatorialen West-Afrika.

Dritte Abtheilung.

Ladislaus Magyar's Reisen in Benguela und Bihe.

Vierte Abtheilung.

Die hierzu gehörigen Tondruckbilder, Extrabilder und Karten sind einzuheften wie folgt:

Erste Abtheilung.



Funchal auf Madeira.

Reisen in den westafrikanischen Ländern
nördlich vom Aequator.

I.
Neuere Reisen in Senegambien und der westlichen Sahara.

Gefahren der afrikanischen Westküste. Dunkelmeer. Brandung. Sand der Sahara. Die westliche Wüste. Leopold Panet's Reise. Si bu Moghdad. Mage. Vincent. — Der Senegal. St. Louis. Faidherbe. Hadschi Omer. Paul Holl. Fort Medine. — Grünes Vorgebirge. Gaver. Lambert's Reise nach Futa Dschallon. Pascal's Reise in die Goldgegend am Falembe.

Die Westküste Afrika's spielt in der Geschichte der großen geographischen Entdeckungen eine höchst bedeutende Rolle. An ihr entlang drangen die portugiesischen Seefahrer Schritt vor Schritt und fanden schließlich den Weg nach dem fernen Ostindien; in ihrer Nähe vorbei zog sich der Pfad, den die Fahrzeuge nahmen, welche den neuen Kontinent aufsuchten. Madeira, die Kanarischen

Inseln mit Teneriffa, dann die Inseln des grünen Vorgebirges bildeten lange Zeiten die nächsten Ziele, an denen alle großen Entdecker anlegten, von wo aus sie ihre weitern Züge unternahmen. Und doch ist gerade diese Westküste auf ausgedehnten Strecken bis heute unsrer näheren Kenntniß verschlossen geblieben, ja von nicht wenigen Theilen weiß man gegenwärtig selbst die genauere Beschaffenheit des Küstengebietes nicht, trotzdem daß zahlreiche eifrige Forscher alles aufboten, diese Gebiete geistig zu erobern.

Es deutet dies hinlänglich auf ungewöhnliche Schwierigkeiten, die zum großen Theil in der physischen Beschaffenheit jener Länder begründet liegen. Wir laden unsre Leser ein, uns im Geiste in nachfolgenden Blättern auf einer Reise nach diesem Theile des benachbarten Festlandes zu begleiten, nachdem wir in früheren Bänden unsers „Buchs der Reisen" Ausflüge vom Süden und vom Norden aus nach dem Innern Afrika's unternommen haben. Bei einer solchen Fahrt werden uns ebensowol die Uebel klar werden, die sich stets wie hemmende Riegel den Forschern in den Weg legen, anderntheils werden wir zugleich die Erfolge erkennen, welche man trotzdem vorzüglich in den letzten Jahren errungen hat.

Hat das Schiff Europa aus Sicht verloren, die Säulen des Herkules verlassen und die Gipfel des Atlasgebirges in blauer Ferne unter den Horizont tauchen sehen, so wird es von dem afrikanischen Schleier verhüllt. Die Luft erfüllt sich mit einem eigenthümlichen trocknen Nebel, das Wasser des Meeres wird von niedersinkenden feinen Staubtheilchen getrübt. Das Fahrzeug durchschneidet das Dunkelmeer. Einige halten diesen schwebenden Staub für den Sand der benachbarten großen Wüste im Osten, andere dagegen für Erdtheilchen, die der Passatwind vom fernen Südamerika aufwirbelte und über den Atlantischen Ocean herübertrug, um sie vor dem Eintritt in die alte Welt abzuschütteln.

Schaaren fliegender Fische begleiten das Fahrzeug und gewähren angenehme Unterhaltung, besonders dann, wenn die Region der Windstillen erreicht ist und das Schiff mit schlaffen Segeln tagelang unbeweglich liegt. Aber indem der Blick des Reisenden hinabspäht nach den Bewohnern der Tiefe, sieht er greuliche Haifische die hölzernen Wände umspielen. Es fallen ihm alle jene Geschichten von Sklavenschiffen ein, die jenes unheimliche Gefolge mit einem Theile ihrer schwarzen Ladung speisten, von jenen Sklavenhändlern, welche die neugebornen Negerkinder ihren Müttern kurz nach der Geburt wegnahmen, damit sie nicht durch das Stillen derselben an gutem Aussehen verlören und die unglücklichen Würmer als Köder für die Haifische an die Angelhaken steckten. Alles mahnt an den Tod! Wir zählen in Gedanken die Reihe der Reisenden auf, welche voll fröhlicher Hoffnungen diesen Weg südwärts zogen, und finden nur wenige darunter, die von Afrika's Westküste zurückkehrten!

Steigt dann am südlichen Horizont ein dunkler Wolkendamm herauf, verkündet ein ferner weißer Schaumstreifen einen der gefürchteten Tornados, eine Donnersee, so erinnern wir uns, daß die benachbarte Küste, an der das schwache Schiff gleich einer Nußschale zerschellen kann, nicht viel mehr Hülfe dem armen

Schiffbrüchigen bietet, wie der grundlose Ocean selbst. Denn hat der Schwimmer die wüthende Brandung überwunden, so starrt ihm ein steiler Felsendamm in einer Ausdehnung von 150 deutschen Meilen entgegen. Es ist der Weststrand der Sahara, den er erklimmt. Dort grünt kein Gewächs, das ihn nähren kann, dort sprudelt kein Quell, aus dem er seinen Durst löscht. Nichts als kahles Gestein und wehenden Sand trifft er, welche ihm die Glut der Sonne sengend zurückstrahlen. Erst mehr als hundert Stunden südlich, am weißen Vorgebirge, wird der Strand etwas flach und in der Nähe des Senegal schließen sich fruchtbarere Landstriche an die furchtbare Sahara, die ihre letzten Ausläufer bis hierher sendet.

In derselben Weise wie sich die Küste dem Seefahrer zeigt, dachte man sich bis noch vor Kurzem auch das hinter ihr liegende Gebiet, das schauerliche Wüstenland der Sahara. Man stellte es sich vor als ein Meer aus losem Sande, reichend bis zu den Ufern des Nil und sich jenseits des Rothen Meeres nach Arabien fortsetzend. Durch die neueren Expeditionen von Tripoli nach dem Tsad-See haben wir bereits unsere Vorstellungen über die östliche und mittlere Sahara in vielen Stücken corrigiren lernen. Durch die in den letzten Zeiten ausgeführten Reisen zwischen den Senegalländern und Nordafrika geschieht dasselbe in Bezug auf den westlichen Theil der großen Wüste.

Es fehlt nicht an weiten Flächen ohne Wasser, ohne Pflanzenwuchs, ohne Thierleben, bedeckt mit losem Flugsand, allein sie sind nicht der ausschließliche, ja nicht einmal der vorherrschende Charakterzug dieses Gebietes. Mit ihnen wechseln auch hier Gebirge von manchfaltigen Gesteinarten zusammengesetzt und mitunter auffallenden grotesken Gestalten; auch hier führt der Pfad des Reisenden über weite Hochflächen aus kahlem spiegelnden Fels, die berüchtigten Hammadas. Zwischen denselben bergen sich aber auch nicht wenige Thäler mit Brunnen, Quellen und Bächen, rings umblüht von Blumen, unter denen zahlreiche an bekannte Gestalten des Gänseblümchens und die Kornblume erinnern. Gräser und Kräuter bieten den Herden der Nomaden üppige Weide, Wälder von Mimosen und andern genügsamen Bäumen gewähren Schatten und liefern dem Handelsmanne Gummi. Wo Bewässerung möglich ist, bieten Gersten- und Weizenfelder reichliche Ernten und die Dattelpalme neigt ihr fruchtschweres Haupt über die Hütte ihres Pflegers. Antilopen (Antilope bubalis) durchstreifen die weniger besuchten Gegenden, der Strauß liefert seine geschätzten Federn, gezüchtete Schafe geben hier noch Wolle, während in den äquatorialen Gebieten ihr Vließ langhaarig und werthlos wird. Kameele und Pferde bilden die treuen Hausgenossen des wandernden Hirten. Salz ist auf weiten Flächen in Menge vorhanden und wird wenige Fuß unter der Oberfläche gebrochen, um in großen Karawanenzügen nach den Ländern im Süden verführt zu werden.

Die Völker jenes Gebietes sind theils Mauren, theils Araber, theils Mischlinge von beiden. Die einen wohnen an festen Plätzen, die Mehrzahl wandert mit ihren Herden von einem Wadi zum andern, je nachdem Weide, Wasser und der benachbarte stärkere Stamm sie dazu zwingt. Denn auch hier zeigt sich dasselbe Verhältniß wie im Osten, daß die Wüste keineswegs die

Menschen zu friedlichen Sitten gewöhnt, sondern die verhältnißmäßig geringen Nahrungsquellen und der ununterbrochene Kampf gegen eine widerstrebende Natur räuberische Sitten und einen Krieg Aller gegen Alle zur Folge haben.

Als unser Landsmann Dr. Barth zu seinem langen Aufenthalte in Timbuktu gezwungen war, benutzte er die unfreiwillige Muße dazu von zuverlässigen Leuten vielseitige Kunde auch über die westliche Sahara einzuziehen. Währenddem hatte ein Franzose, Leopold Panet, einen großen Theil jenes Gebiets durchreist und die Berichte beider Reisenden stimmen in überraschender Weise mit einander überein.



Fort Lampsor bei St. Louis am Senegal. (Nach Tardieu's Senegambie.)

Von dem französischen Departement der Marine und der Kolonien hatte Panet den Auftrag erhalten, von St. Louis am Senegal aus durch die Wüste nach Algier zu reisen, und brach am 6. Januar 1850 von letzterem Orte auf. Er hatte sich zunächst einer Karawane von Handelsleuten angeschlossen, die nach Schinghit zurückkehrte. Zunächst hielten sich die Reisenden in der Nähe der Küste, dann lenkten sie in nordöstlicher Richtung nach dem Innern ab. Anfänglich fand man das ebene Land mit Mimosen und Asklepiadeen bedeckt, weiterhin verschwand dieser Pflanzenwuchs und der Boden zeigte weithin ausblühende Salzkrystalle von weißlicher oder röthlicher Farbe, die von den Arabern gesammelt werden. Außer giftiger Wolfsmilch waren nur wenig andre Gewächse zu

bemerken. Man kam ohne weitere Fährlichkeiten bis nach Trarza, obschon der Weg mitten durch Völkerschaften führte, die unter einander in blutiger Fehde lagen. Durch die Gewohnheit und durch die Vortheile, die jeder Stamm vom Handel zieht, sind die vom Meere kommenden Karawanen geheiligt. Als eine mineralogische Eigenthümlichkeit erwähnt Panet neben den losen Kieseln, die auf weiten Strecken den Boden bedecken, auch dicke Lager sonderbarer Gesteine, die er mit Fischschuppen vergleicht. Sie sehen bald aus wie Feuersteine, bald wie trübes weißes Glas, und sind eben so spröde wie letzeres.



Schutz gegen die Mücken am untern Senegal.

Man kam an dem majestätischen Berge Tamagut vorbei, auf dessen abgeplattetem Gipfel sich mehrere natürliche Felsensäulen von 12—15 Fuß Höhe in regelmäßigen Entfernungen von etwa 6 Fuß erhoben. So betrat man das Land Aderer (Adrar), überkletterte mühsam mehrere Bergketten und gelangte nach Schinghit, einer Stadt, die schon seit alten Zeiten als Handelsort weithin bekannt war. Bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatten die Portugiesen in der Oase Aderer eine Handelsfaktorei angelegt, mußten dieselbe aber wegen ihrer Abgelegenheit nach einigen Jahren wieder aufgeben.

Von Schinghit aus gehen jährlich zahlreiche Handelszüge mit Steinsalz nach dem Innern und bringen vorzugsweise Gold als Zahlung zurück. Dieses

gelangt dann theils nach Nun, theils nach St. Louis, um europäische Waaren dafür einzukaufen, vorzüglich blaue Kattune. Das Steinsalz wird in der Nähe eines Bergzugs von beträchtlicher Ausdehnung schon seit alten Zeiten gewonnen. Bereits im Jahre 1507 sagt Valentin Ferdinand darüber: „Es wird in Tafeln gebrochen, von denen vier die Ladung eines Kameels ausmachen. Jede Tafel muß acht Spannen lang und an einem Ende vier, am andern drei breit sein, um zu einer Ladung geformt zu werden. Jede Tafel beträgt an Dicke eine Quer-Hand. Je zwei Tafeln werden mit Stricken gut zusammengebunden und so auf Kameele geladen. Die Bewohner der Gegend brechen das Salz und verkaufen es den Handelsleuten.“ Jener Salzdistrikt ist unter dem Namen Sebcha bekannt. Das Salz kommt dort in Schichten von 4—5 Zoll vor, zwischen denen sich Reste organischer Körper und Mengen zerbrochener Muschelschalen finden. Es ist an der Oberfläche von schlechterer Beschaffenheit als in der Tiefe und wechselt mit Schichten aus rothem oder grauem Thon. Die erwähnten 3 Fuß langen Salzstücken bilden die Münzeinheit in den dortigen Handelsverhältnissen und 4 solcher Platten gelten in gewöhnlichen Jahren ein Quentchen Gold; mitunter auch 3 Platten. Zu Tischit gilt die Platte 1—$2^1/_2$ Quentchen. Die Karawane, mit welcher Panet gereist war, verkaufte innerhalb 24 Stunden 800 Stück Baumwollenzeug für 1600 Quentchen Gold (5300 Thlr.). Panet rühmt die Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit der Kaufleute jenes Gebietes und sagt, daß ihm nie ein Beispiel von Wortbrüchigkeit vorgekommen sei.

Der Ruf Schinghits hatte Panet zu der Erwartung berechtigt, hier eine ansehnliche Stadt zu treffen. Statt dessen fand er einen kleinen Haufen jämmerlicher Baracken. Die neuesten Gebäude, noch nicht einmal vollendet, fielen bereits wieder in sich zusammen, und wehe dem, der sich an eine Mauer gelehnt hätte, denn die Bewegung eines Kindes, einer Ziege oder selbst einer Ratte hätte ihm eine Ladung Steine von der Höhe der Mauer zugeschickt. Um so angenehmer war die Umgebung des Ortes. Die Sandhügel an der Seite des Thales, in welchem Schinghit liegt, waren mit schönen Dattelwaldungen bepflanzt. An diese schlossen sich herrliche Getreidefelder, mit Hülfe der großen, in ihrer Mitte gegrabenen Brunnen leicht bewässert. Das Hauptübel des Ortes bildet der Sand, den die Winde aus der Umgebung auf Wohnungen und Plantagen herabwehen, sie mögen aus einer Himmelsgegend blasen, aus welcher sie wollen.

So trefflich Panet die Regierung des Ortes fand, welche zu jener Zeit in den Händen eines alten, ehrwürdigen, gerechten Marabu Ulde-Aïda war, so verderbt traf er die Sitten, besonders diejenigen der Frauen. Ebenso war durch den herrschenden Handelsgeist jede Spur von Wohlthätigkeitssinn und Gastlichkeit verloren gegangen.

Die Hauptstadt der ganzen Oase Aderer ist Wadan. Ein anderer ansehnlicher Ort ist Atar in reicher Gegend mit gesegneten Getreidefeldern gelegen.

Einen vollen Monat mußte Panet in Schinghit zubringen und hatte währenddem zahllose Unannehmlichkeiten auszustehen. Am 27. Februar setzte er seine Reise in Gesellschaft einer Familie aus dem Stamme der Uëlad Bu-Sba fort,

um Grona zu erreichen. Nachdem man den sehr gefährlichen 1500 Fuß tiefen Abstieg von El Akjabi, der durch zahlreiche bleichende Kameelknochen gekennzeichnet war, glücklich passirt hatte, kam man am 11. März nach El Guenatar, einem höchst interessanten Felsengebiet. Die Gesteine haben hier ganz das Ansehn alter, majestätischer Monumente angenommen. Zwischen Hügeln aus Basaltsäulen von riesigen Verhältnissen, die in senkrechten Linien übereinander gethürmt sind und deren Gipfel in Kegelform ausgehen, lagern große Granitblöcke. Eine Terrasse aus rothem Sandstein, die sich in Mannshöhe über den Boden erhebt, erscheint täuschend einer Mauer aus Backsteinen ähnlich. Nicht weit davon treten blätteriger Schiefer und geäderter Quarz aus einem Hügel hervor, der zur Hälfte in den Sanddünen begraben ist. Aber mitten in diesen Felstrümmern, welche wie Ruinen einer mächtigen zerstörten Stadt erscheinen, findet das Kameel reichliche Weide an mancherlei Kräutern, trotzdem daß kein Wasser in der Umgebung zu finden ist.

Die Uëlad Bu-Sba, durch deren Gebiet Panet zog, verkehren an der Küste nicht selten mit den Bewohnern der Kanarischen Küste und tauschen die Milch ihrer Herden gegen die Fische aus, welche jene ihnen bieten. Am 21. März erreichte der Franzose den Berg Galb el H'amar, d. h. das Herz der Wüste, und erfreute sich der reizenden Scenerie dieses bewaldeten und kräuterreichen Punktes, aber in der Nacht überfielen ihn seine verrätherischen Wirthe im Schlafe, schlugen ihn, bis er besinnungslos ward, und plünderten ihn aus. Zu seinem Glück hatten sie sich gescheut von ihren Schießgewehren Gebrauch zu machen, da sie Araber anderer Stämme in der Nähe wußten. Einige Leute der letztern fanden den Unglücklichen am Morgen ohnmächtig und fast nackt liegen, jagten den Räubern einen Theil ihrer Beute ab, und nahmen sich liebreich des Verlassenen an. Nachdem Panet sich erholt hatte und zur Weiterreise fähig geworden war, hatte er noch vielfache Mühseligkeiten auszustehen, ehe er über Termasson und das Wadi Draa, über die Ebene El Eheng und den Marktflecken El Akjabi bei Nun die Küste des Oceans erreichte.

Die Stadt Nun oder Glimim, von dem Araberstamme der Aït-Hassan bewohnt, ist ebenfalls für den Handel der westlichen Sahara von Bedeutung, da hier vorzüglich Gummi, Ziegenhäute, Kameelhaare, Wolle und Straußenfedern auf den Markt kommen. Von Nun aus bis Mogador führte der Weg, den Panet einschlug, fast immer zwischen parallelen Gebirgsketten entlang, die gleiche Richtung mit der Küste hielten.

Durch dieselben Gebiete, welche Panet durchzogen hatte, nur noch etwas westlicher, war 1860 und 1861 auch Si bu Moghdad, ein muhamedanischer Beamter aus St. Louis, gereist und hatte am 7. März des letzten Jahres die Stadt Mogador in Marokko erreicht. Er unternahm eine Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt Mekka, die er mit Hilfe eines Dampfers über Alexandria u. s. w. zu erlangen suchte. Von St. Louis aus hatte er sich einer Anzahl Kaufleute aus dem Lande Tiris angeschlossen, welche Datteln aus Aderer und Gold aus Tischit nach dem Senegal gebracht hatten. Der Zug ging zunächst durch

das Land der Trarza, dessen Hauptreichthum in Gummibäumen besteht. Die Bewohner dieses Gebietes spielen in der westlichen Sahara eine wichtige Rolle und zerfallen unter sich in die herrschenden El Arab, vorzugsweise Krieger, die zinsbaren Stämme Senaga und die Marabustämme der El Tholla. Dieselbe Unsicherheit, die das Reisen und den Handelsverkehr im Sudan so sehr erschwert, herrscht auch unter den westlichen Völkern. Moghdad besaß Empfehlungen an den Häuptling der Adrar; sowie er sich jenem Orte aber näherte, erfuhr er, daß der Fürst, an den er empfohlen, inzwischen gestorben war. Der rechtmäßige Thronfolger war vom eigenen Bruder ermordet und das ganze Gebiet dadurch in einen blutigen Bürgerkrieg verwickelt worden, welcher Moghdad zwang, von seiner eingeschlagenen Route westlich nach Inschira abzuweichen. So gelangte er dann in das Land Akschar.

Das Land Aderer schildert er ähnlich wie Panet als eine gesegnete Gegend, von zahlreichen Nomaden durchzogen, die einen Jahrestribut von den seßhaften Berbern erheben, nebenbei aber auch den Karawanen auflauern. Bei diesen Hirten ist Kameelmilch fast die ausschließliche Speise; sie gilt zugleich als das vorzüglichste Schönheitsmittel der Frauen, nicht etwa um durch Waschungen den Teint zu verfeinern, sondern um durch massenhaften Genuß derselben den möglichst größten Körperumfang und das ansehnlichste Gewicht zu erreichen. Nach mehrfachen Abenteuern mit räuberischen Wüstlingen erreichte die Karawane den Fluß Sagiat el Hamra, der die Grenze zwischen dem freien Gebiete von Tiris und den Stämmen bildet, die bereits Marokko tributpflichtig sind. Von hier an wurden die Ortschaften häufiger und die Reisebeschwerlichkeiten geringer. Der Pilgrim erreichte glücklich das Ziel seiner Wallfahrt, gedachte auch anfänglich auf dem Rückwege zum zweiten Male die Wüste zu kreuzen, die Zeitungen meldeten aber, daß er zu Schiffe in St. Louis wieder angekommen sei.

Durch den jetzigen Gouverneur von Senegambien, Oberst Faidherbe, auf dessen Wirken wir noch wiederholt zurückkommen werden, veranlaßt, unternahm der Schiffsfähndrich Mage in der Zeit vom 9. Dezember 1859 bis zum 22. Januar 1860 eine Reise vom Senegal nach Tagant (Taganet), einem Gebirgslande, welches etwa vierzig Meilen nördlich von Bakel liegt. Ebenso ging der Generalstabsmajor Vincent behufs der genauern Erforschung des Landes und seiner Bewohner von St. Louis aus nach Adrar (A'derar). Am 4. März 1860 brach er von erstgenanntem Orte auf und hatte am 14. Juni desselben Jahres seine Reise beendet. Er hatte sich zunächst durch das Gebiet der Trarza nach dem Lande Tiris begeben. Dieses liegt nordöstlich vom Kap Blanco zwischen dem 21. und 23. Grad n. Br. Er zog unter Andern mancherlei interessante Nachrichten ein über die in dem östlichen Theile dieses Landes befindliche große Sebcha von Ischil, das großartige Steinsalzlager von 8 Meilen Länge und 3 Meilen Breite, aus welcher jährlich gegen 20,000 Kameelslasten dieses Minerals verführt werden.



Wasserfälle von Felu. Senegal unweit des Fort Medine. (Nach Tardieu's Senegambie.)

Der Senegal ward zunächst von dem Portugiesen Lancarote 1447 aufgefunden und nach dem Berberstamme der Azanaghen, der an den Ufern des Stromes wohnte, Sanaga benannt. Neben den Mauren hatten die Negerstämme der Walofs, Serere und Malinke ihre Sitze daselbst. Eine Zeit lang trieben die Portugiesen an jenen Gestaden ungestört Handel und verschifften von hier aus Sklaven, arabisches Gummi und Goldstaub, ebenso Felle von den viehzüchtenden Fellata. Von 1626 an kamen die Besitzungen am Senegal an die Franzosen, die sich aber bei Verwaltung derselben möglichst ungeschickt benahmen. Der Handel befand sich in den Händen besonderer Compagnien, die aber hier sehr schlechte Geschäfte machten. Bis 1758 waren acht derselben zu Grunde gegangen. Durch sie ward die Stadt St. Louis gegründet und die Insel Goree besetzt. In das Innere Senegambiens wagten sich nur Einzelne, z. B. Andreas Brue.

Im Jahre 1758 verloren die Franzosen ihre Besitzungen in Senegambien an die Engländer, erhielten sie 1777 zwar wieder, büßten sie jedoch zur Zeit der Napoleonischen Kriege abermals ein und bekamen sie erst 1817 zurück. Die französischen Gouverneurs, welche in St. Louis residirten, verfolgten sämmtlich das schwache und hier gänzlich verkehrte System, durch Geschenke und Tributzahlungen die umwohnenden Völkerschaften zu ihren Gunsten zu stimmen. Es war dies hier um so weniger angewandt, als die muhamedanischen Völkerschaften dadurch nur hochmüthiger und die benachbarten Negerkönige unverschämter wurden. Außer den jährlich zu entrichtenden Tributen beanspruchten schließlich die zahlreichen kleinen und großen, rothen und schwarzen Herren von jedem Boote, jeder Handelszusammenkunft, jedem einzelnen Kaufe Abgaben, die schließlich bis ins Unerschwingliche stiegen, und die Fälle waren gerade nicht selten, daß einer jener kleinen Tyrannen, nachdem er von dem Kaufmann sich die Erlaubniß, an einer bestimmten Stelle mit seinem Boote landen zu dürfen, hatte theuer bezahlen lassen, nachdem er Abgaben vom Handel verlangt und endlich noch die Erlaubniß zur Rückkehr möglichst theuer verkauft, daß er demselben am Ende die ganze Ladung abnahm und ihn ausplünderte, trotz der französischen Flagge, welche das Fahrzeug führte, und trotz der Kanonen in den Festungswerken. Die Gouverneure zuckten bei den einlaufenden Klagen mit den Achseln, schrieen über Unhöflichkeit der Mauren und über die Rohheit der Neger — und alles blieb beim Alten, bis endlich der Oberst Faidherbe als Gouverneur nach Senegambien kam und mit kühner Faust die Sache änderte. Er fand eine verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl Weiße hier wohnen, die meistens ein ausschweifendes Leben führten und von denen er bei einer energischen Kriegführung nicht viel Beistand erwarten konnte. Er suchte deshalb zunächst neben seinen Truppen sich einer Anzahl der tapfersten Schwarzen zu versichern. Die Neger waren von den vordringenden Mauren eben so argen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten ausgesetzt gewesen wie die Franzosen und hatten ein Land nach dem andern an ihre Peiniger verloren. Von etwa anderthalb hundert volkreichen Dörfern der Walofs, die ehedem zwischen dem Meere und dem See von Cavor lagen, war schließlich nicht eines mehr übrig und die Mauren hatten auf dem linken Ufer des Senegal ihre Macht weithin ausgedehnt. Der Uebermuth der Mauren und der muhamedanischen Fulbe (Fellata) war durch die Kämpfe im Sudan und die Errichtung des großen Fellatareiches daselbst außerordentlich gesteigert worden. Ihr Fanatismus ward durch den heiligen Krieg Abd el Kader's in Algerien aufgestachelt und es bedurfte nur noch eines geeigneten Führers, der es verstand, die verschiedenen Parteien zu vereinigen. Dieser fand sich in der Person des Hadschi Omar, der eben von seiner Pilgerfahrt nach Arabien zurückkehrte und seine Landsleute am obern Senegal zu den Waffen rief, um die Ungläubigen, schwarze und weiße, von der Erde zu vertilgen, seinen Anhängern die reiche Beute der Ueberwundenen und einst noch das Paradies verheißend. Mit einer fanatisirten Armee von etwa 20,000 Mann unterwarf sich der Hadschi zunächst die Landschaft Bambuk, versuchte dann einen Angriff auf Sego, die beid-

nische Hauptstadt der Bamana-Neger und warf sich, als er hier abgeschlagen wurde und dann das Land Kaarta mit leichter Mühe genommen, auf die Franken. Sein erster Angriff galt dem Fort Medine, das durch Faidherbe erst wenige Jahre zuvor als äußerster fester Posten am Senegal errichtet worden war. Die Besatzung des Forts war im Verhältniß zu dem anrückenden Heere lächerlich klein. Der Kommandant Paul Holl hatte nur zwei weiße Artilleristen, drei Seesoldaten und einen Sergeanten, dazu kamen noch vierunddreißig schwarze Matrosen und zweiundzwanzig anderweitige schwarze Soldaten, Alles in Allem vierundsechzig Mann.

Beim Herannahen der feindlichen Schaaren hatten sich gegen 600 flüchtige Neger aus Kaarta und Kassen unter dem Schutz der Kanonen von Medine niedergelassen und den Kassenken Sambala, einen Sprößling ihres alten Herrscherhauses, zum Häuptling gewählt. Holl ließ ihr Lager durch einen doppelten Erdwall befestigen und mit seiner Burg in Verbindung setzen. Mitte April 1857 kamen des Hadschi Schaaren vor den Wällen Medines an und versuchten sofort einen Sturm. Von vier Orten drangen die dichten Sturmkolonnen gleichzeitig vor, durch die siegverkündenden Worte ihres Propheten zur Wuth aufgestachelt. Holl ließ sie bis auf Kartätschenschußweite heran kommen und richtete mit gutgestellten Traubenschüssen ein furchtbares Blutbad unter ihnen an. Trotzdem schlossen die Fanatiker die Lücken sofort durch neue Haufen und setzten ihre Angriffe ununterbrochen sechs Stunden lang fort. Da endlich zog sich der Prophet mit dem Rest seines Heeres, vor Wuth heulend, nach seinem Lager zurück und begann eine regelmäßige Belagerung der Festung, die nur mit geringen Vorräthen an Lebensmitteln und mit noch weniger Schießpulver versehen war. Holl hatte zwar beim Herannahen der Gefahr an den Gouverneur Botschaft gesandt, wußte aber nicht, ob es diesem gelingen würde, mit seiner Hülfe bis zu ihm vorzudringen. Der Hadschi hielt die Festung so eng umschlossen, daß kein Mann heraus oder hinein konnte. Neue Stürme wurden zwar ebenfalls abgeschlagen, verminderten aber auch das Pulver in bedenklichster Weise. Gegen Ende Mai begannen die Lebensmittel zu mangeln, jeder Neger konnte nur eine kleine Anzahl Erdnüsse erhalten, die Mannschaft der Besatzung dazu noch etwas Hirse. Wein und Branntwein war aufgezehrt, nur von Kaffee und Farinzucker waren noch Vorräthe da.

Der Hadschi ließ Tag und Nacht an den Laufgräben arbeiten und war bereits bis auf 80 Schritt an die Wälle gerückt. Die Belagerer hielten Anreden an die Eingeschlossenen, drohten den Weißen und den heidnischen Negern den Tod, und suchten die Muhamedaner durch Verheißungen zum Uebertritt zu verlocken. Gleichzeitig brüsteten sie sich damit, daß sie die Dampfer, welche Hülfe bringen wollten, verbrannt und den Gouverneur, der zum Entsatz herangezogen, zurückgeschlagen hätten.

Besondere Ueberredungskünste wendeten sie an, um Sambala auf ihre Seite zu ziehen. Dieser kam zu Holl und verlangte Schießbedarf, damit er die Nahenden zurücktreiben könne; Holl hatte nur noch eine Kleinigkeit davon, die er

für den äußersten Fall sparen mußte. Er entgegnete dem Negerfürsten: „Mein Magazin ist noch gefüllt, allein wir wollen die Unglücklichen schonen. Es sind ihrer schon zu viele gefallen, so daß die Luft ringsum durch die Verwesungsgerüche verpestet wird. Sollten sie uns angreifen, so werde ich Euch rechtzeitig Pulver austheilen; ehe sie es aber unternehmen werden, nahet sich die Hülfe vom Meere."

Unter so mißlichen Umständen kam der Juli heran und die Sachen standen wirklich verzweifelt. Die Hungersnoth erzeugte Krankheiten, und ein großer Theil der eingeschlossenen Neger fiel ihnen zum Opfer. Holl war zum äußersten entschlossen. Würde der Feind einen neuen Sturm wagen, würde er dabei in die Festung eindringen, so wollte sich Holl mit dem letzten Pulvervorrath im Blockhause in die Luft sprengen. Sein eben so tapferer Sergeant Deglat wollte sein Schicksal theilen. Da, als am 18. Juli die letzten Lebensmittel aufgezehrt waren, und Niemand wußte, wo man am nächsten Tage einen Bissen hernehmen sollte, vernahm man aus der Ferne Kanonenschüsse und allgemeiner Jubel erscholl im Lager, trotz des Hungers.

Es lag stromabwärts vom Fort eine gefährliche Stelle, die Kippes genannt. Dort drängen sich von beiden Ufern die Felsen so enge zusammen, daß durch Geschütze einem Schiffe leicht die Durchfahrt verwehrt werden kann, am meisten dann, wenn dasselbe bei niederem Wasserstande die hier befindlichen Untiefen passiren muß. Der erste Dampfer, der nach Fort Medine mit neuen Vorräthen abgegangen war, hatte das Unglück zu scheitern, und die Erhaltung des Forts hing einzig von der Hülfe des Gouverneurs ab. Faidherbe bildete in der Eile ein Heer, so gut es gehen wollte. Mit seinen sechzig weißen Soldaten vereinigte er gegen 100 Handwerker aus Ndatam, meistens Maurer, und mit seiner kleinen Schaar kam er am 18. Juli bei den Kippes an. Der Hadschi hatte diesen wichtigen Punkt gut besetzt und mit Geschützen versehen, die dem nahenden Dampfer das Vordringen verwehrten. Rasch entschlossen setzte Faidherbe seine Mannschaften am rechten Ufer ans Land, und griff unvermuthet die Wegelagerer im Rücken an, von wo sich diese keines Feindes versehen hatten. Der Streich gelang, die Muhamedaner flohen, und während Faidherbe von dem Felsen der rechten Seite aus die Feinde am andern Ufer mit einem Mörser beschoß, drang der Dampfer vor und überwand trotz des niedrigen Wassers glücklich die Untiefen. Jene Kanonenschüsse waren es, die der Besatzung von Medine die nahende Hülfe verkündigten. Sambala stürzte in größter Aufregung zu Holl und verlangte Schießpulver, um sich mit seinen Leuten auf den Hadschi stürzen zu können. Er erstaunte nicht wenig, als er von diesem den Bescheid erhielt, daß seit lange schon kein Pulver mehr vorhanden sei, lobte aber doch die Klugheit des Kommandanten.

Faidherbe griff mit seinen Leuten das Lager des Hadschi an und die Belagerten unternahmen gleichzeitig einen Ausfall mit der blanken Waffe. So ward das Heer der Muselmänner auseinander gesprengt, und der Hadschi hat seitdem nichts wieder von sich hören lassen.

In ähnlich energischer Weise wußte Faidherbe binnen wenig Jahren einen großen Theil Senegambiens von den Mauren zu säubern und unter französische Herrschaft zu bringen, so daß sich die Verhältnisse daselbst gänzlich umgestaltet haben. Ein großer Theil des alten Königreichs der Walofs ist jetzt französisch und die noch vorhandenen kleineren Fürsten, die sich ehedem alle möglichen Gewaltthaten erlaubten und, um eine Flasche Branntwein zu erhalten, kaum vor einem Morde zurückschreckten, sind unter Aufsicht gestellt. Das Länderviereck zwischen dem Senegal und dem Salumflusse, der wenige Meilen nördlich vom Gambia mündet, und vom grünen Vorgebirge bis zu den Katarakten von Felu steht unter der Macht der Europäer, die ihre Blockhäuser bis auf mehr als zwanzig Meilen landeinwärts vorgeschoben haben.



Springflut am Kap Rufisque. Grünes Vorgebirge.

Das grüne Vorgebirge mit der französischen Niederlassung Goree ist unser nächstes Ziel. Zwischen St. Louis und Goree wohnt der Stamm der Cayor, dessen König zu den unverschämtesten Gesellen der Küste gehörte. Seine Leibgarde, die ihr höchstes Glück im fortwährenden Branntweinrausche fand, verübte gegen die europäischen Kaufleute und Missionare die gröbsten Exzesse, bis endlich im Dezember 1858 Oberst Faidherbe einen Kriegszug hierher unternahm, um der tollen Wirthschaft ein Ende zu machen. Einige hundert

Mann Fußvolk und ein paar Feldgeschütze bildeten den Kern der kleinen Armee, die durch Aushebungen aus den unterworfenen Stämmen selbst vermehrt ward.

Am grünen Vorgebirge, das aber nichts weniger als grün ist, wird die Halbinsel Rufisque von einem Stamme Fischerneger bewohnt, der seine Abstammung aus der Tiefe des Meeres herleitet und dort unten auch das Paradies vermuthet, in welchem alle im Meere Ertrunkenen in schönen Palästen Palmenwein trinken und Musik machen. Sie behaupten, die letztere zwischen dem Donner der hier sehr heftigen Brandung hindurch zeitweise deutlich zu hören.

Im Jahre 1670 hatte ein französischer Seeoffizier Ducasse von den Fürsten von Cayor, Baol und Sin sich den Küstenstreifen vom grünen Vorgebirge bis zum Flusse Salum abtreten lassen. Auf dieses Uebereinkommen gründete Faidherbe seine Ansprüche, die den Negern freilich schnurrig genug vorkommen mußten, da ihre Zeitrechnung kaum ein paar Jahre rückwärts geht, so weit gerade ihr Gedächtniß reicht, und die auch auf den Besitz des Bodens nur wenig Werth zu legen pflegen. Der überzeugendste Grund lag für sie jedenfalls in Faidherbe's Kanonen und seinen Scharfschützen, zudem waren sie selbst der Tyrannisirung durch ihre einheimischen Herren überdrüssig.

Bei seinen weiteren Feldzügen kam Faidherbe die Uneinigkeit der Neger gut zu statten, so daß es ihm nach einigen Gefechten glückte, die Hauptstadt von Sin zu nehmen und den Salum zur Grenze des französischen Senegambiens zu machen.

Die Franzosen machten bedeutende Anstrengungen, um eine Verbindung zwischen Senegambien und Algerien herzustellen, setzten sogar einen bedeutenden Preis als Belohnung für denjenigen aus, welcher eine Reise durch die Wüste unternehmen und eine geeignete Straße zwischen beiden Kolonien feststellen würde. So mancherlei Versuche zur Lösung dieser Aufgabe aber auch gemacht worden sind, so thätig vorzüglich der ausgezeichnete Faidherbe sich hierbei benimmt und aufs kräftigste Alles unterstützt, was zur Hebung der Kolonie dienen kann, so stellt sich doch zuletzt schon ziemlich wahrscheinlich heraus, daß wenigstens für europäische Reisende der Weg quer durch die Wüste zu den fatalsten Partien gehören und sich schwerlich einer besonderen Aufnahme zu erfreuen haben wird.

Faidherbe hat durch seine Offiziere auch nach den verschiedensten andern Theilen Senegambiens und den benachbarten Ländern umfassende Reisen ausführen lassen und dadurch Aufnahmen des Gebietes bis weit in die Sahara hinein und nach dem oberen Niger hin hervorgerufen. Im Frühjahre 1860 gelangte der von ihm ausgesandte Marine-Leutnant A. Lambert nach Futa-Tschallon zu den Quellen des Senegal, Falama, Gambia, Rio Grande und Rio Pongo (Kariman), und die Lage der letzteren ward das erstemal wissenschaftlich sicher bestimmt. Es ergab sich, daß sie sämmtlich sehr nahe bei einander und viel westlicher liegen, als man sie bisher auf den Karten verzeichnete.

Lambert gelang es, mit dem mächtigen Fellatastamme, der in Futa-Tschallen seinen Sitz hat, freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, und fand in der

Hauptstadt Timbo bei dem Fürsten Umar Almamy, der die geistliche Oberhoheit mit der weltlichen vereinigt (die Fellata sind eifrige Muhamedaner), gute Aufnahme. Dieser hat seine eigentliche Residenz in Sokotoro, einem kleinen Orte unweit von Timbo, am rechten Ufer des Senegal, der von den Einwohnern Basing genannt wird. Lambert schildert ihn als einen, in seiner Weise ausgezeichneten Mann, der in seinem Benehmen Kraft und Würde harmonisch zu vereinigen wußte, obschon nicht reines Fellatablut in seinen Adern floß, sondern er von Mutterseite von dem unterworfenen schwarzen Volke der Dschallonken abstammte.



Häuptling der Fellata Umar Almamy.

Eine andere sehr interessante Reise nach dem Innern Senegambiens, die Oberst Faidherbe veranlaßte, ist jene des Marine-Leutnants Pascal, welche derselbe Ende 1859 von Bakel, einer französischen Niederlassung am Senegal aus, unternahm. Es galt die Untersuchung des zwischen dem eigentlichen Senegal und dem Falembe, dem bedeutenden südlichen Zuflusse desselben, gelegenen Landes Bambuk, das von Mandingo-Negern (Malinke) bewohnt wird. Dieses Gebiet ist seit der Reise Mungo Park's als Goldland in Ruf gekommen, ohne den Europäern deshalb zugänglicher zu werden. Gerade gegenwärtig aber, nachdem der erwähnte Hadschi Omar seine fanatischen Schaaren hier gegen die

heidnischen Bewohner mit Feuer und Schwert hatte hausen lassen, fanden die Franzosen offene Arme, da man in ihnen Feinde der Moslemin und deshalb Verbündete erblickte, gleichzeitig auch durch ihren Einfluß einen Handel nach der Küste hin wieder herzustellen hoffte, welcher durch die räuberischen Stämme am mittlern Stromlaufe sehr erschwert, theilweise sogar unterbrochen worden war.

Am 6. Dezember des genannten Jahres reiste Pascal von Bakel ab, begleitet von einem französischen Unteroffizier, zwei Negerscharfschützen und vier sogenannten Lapots, d. h. schwarzen Garnisons-Soldaten. Dazu kam noch ein sprachkundiger Neger, der die Verständigung mit den zu besuchenden Stämmen herbeiführen sollte. Die Expedition fuhr zunächst den Falema hinauf über Kenieba nach Sansandig, einem Fellata-Dorf (Peuls). Die Furcht, die beim Erscheinen der bewaffneten Reisenden die Eingeborenen zunächst ergriff, ward bald durch freundliches Zureden beschwichtigt, und man zeigte den Fremden bereitwillig die Stellen am Flusse, an denen sie Goldwäscherei trieben.

Allenthalben fand Pascal noch die Spuren des Omar'schen Zerstörungszuges: verbrannte Dörfer, vernichtete Plantagen und wüst liegende Felder, die um so mehr auffielen, als die Gegend den Stempel großer Fruchtbarkeit trug. Besonders schön war die Landschaft in der Nähe von Alinkel, einem weiten aufwärts am Faleme gelegenen Dorfe. Der Fluß ist dort etwa zweihundert Schritt breit und bildet einige Wasserfälle; das Ufer ist von hohen Bäumen beschattet, und damit neben dem poetischen Reiz der materielle Gewinn nicht fehle, finden sich in der Nähe ebenfalls Goldgruben, wie überhaupt das ganze Land Bambuk als ein neues Kalifornien geschildert wird, das in allen Wasserläufen edles Metall führt. Für Pferde sollen die Gewässer Bambuks eben wegen ihres Metallreichthums sich ungesund erweisen und nur der weniger empfindliche Esel hier gut gedeihen.

Bei der weiteren Landreise überschritt Pascal mehrere Flußbetten, die jetzt, da die regenlose Jahreszeit herrschte, gänzlich ausgetrocknet und nur mit hohem Gras und Mimosengestrüpp bewachsen waren. In der Nähe von Farabana, einem nach Landesart mit Erdwällen befestigten Orte, setzte Pascal über den Faleme und kam am rechten Ufer nach Diachalel und dann nach Kassacho, allenthalben Goldwäschen berührend. In der Nähe des letzteren Ortes empfing der Franzose die Gesandtschaft eines Häuptlings. Derselbe hatte eine Begleitung von 100 Negern bei sich, alle mit Flinten bewaffnet, aber ohne Schießpulver. Der begleitende Hofpoet (Griot) besang die Tugenden des weißen Häuptlings, Pascal's nämlich, und die Uebrigen brachten ihm mit Trommeln und dem betäubenden Getlapper eiserner Castagnetten ein Ständchen, das man in Europa für eine Katzenmusik in höherer Potenz gehalten haben würde. Durch diese Demonstrationen wollte man den Franzosen einen Beweis geben, welche Freude man über deren Freundschaft empfände, da man in derselben einen sichern Schutz gegen die Gewaltthätigkeit der Muhamedaner erblickte.

Von hier aus nahm die Expedition ihren Weg über das Gebirge nach Tambala und traf ebenso reichliche Eisenlager wie an dem ausgetrockneten Tungu

Choba Gold. Bei Funtamba berührte man wieder das Ufer des Faleme und hatte Gelegenheit, die Fischerei der Eingeborenen zu beobachten, die in sehr roher Weise mittelst Speeren getrieben wird. Bei solchen Gelegenheiten gelten Krokodile auch mit als Wildpret und sogar Flußpferde, die es in Menge giebt, schießt man mit eisernen Kugeln, sowol des Fleisches, wie auch des Elfenbeines wegen.

Als Pascal hier auf das linke Ufer übersetzte, verursachte seine Erscheinung im Orte Chassakiri zwar anfänglich ebenfalls Schrecken, dann aber gleich unmäßige Freude über die Gönnerschaft der Franken. Bei der deshalb veranstalteten Festmusik wurden den Fremden zu Ehren außer den erwähnten Instrumenten auch einige riesige Zithern bearbeitet, jede mit 12 bis 15 Saiten bezogen, und obenein noch mit Schellen behangen.

Beim nächsten Orte Cholobo ward der Faleme wiederum überschritten. Die Bauart dieses großen, von Malinkes bewohnten Dorfes gab deutlich Zeugniß von dem unruhigen Zustande, in welchem sich jene Gebiete befinden. Rings um die Niederlassung zog sich eine hohe Erdmauer und außerdem war jedes einzelne Haus zu einer kleinen Festung umgeschaffen. Die Hauptmauer war mit Bastionen versehen, die gleichzeitig als Getreidespeicher benutzt wurden. Zum Aufbewahren kleiner Kornmengen dienten innerhalb der Hütten Thongefäße von sechs Fuß Höhe.

Die Malinke-Neger werden von Pascal als ein verschmitztes, diebisches und dabei feiges Gesindel geschildert, das zwar eine Art Baumwollen-Industrie hat und die selbstgewebten Zeugstreifen gelb und schwarz zu färben versteht, am liebsten aber sich mit Auswaschen des Goldsandes beschäftigt, der hier in allen Flußbetten zu finden ist. Die Gegend, welche sie bewohnen, scheint nicht besonders gesund zu sein, denn Kröpfe, anderweitige krankhafte Auswüchse, Klumpfüße und Geschwüre sind häufig.

Die Malinkes halten sich nur herdenweise unter ihren Häuptlingen zusammen, ohne ein größeres Reich zu bilden. Sie lieben gesellige Vergnügungen und errichten in ihren Ortschaften gewöhnlich ein großes Schattendach, unter dem sie sich versammeln und den Gesängen ihrer Griots zuhören, die ihnen die Heldenthaten ihrer Vorfahren verkündigen.

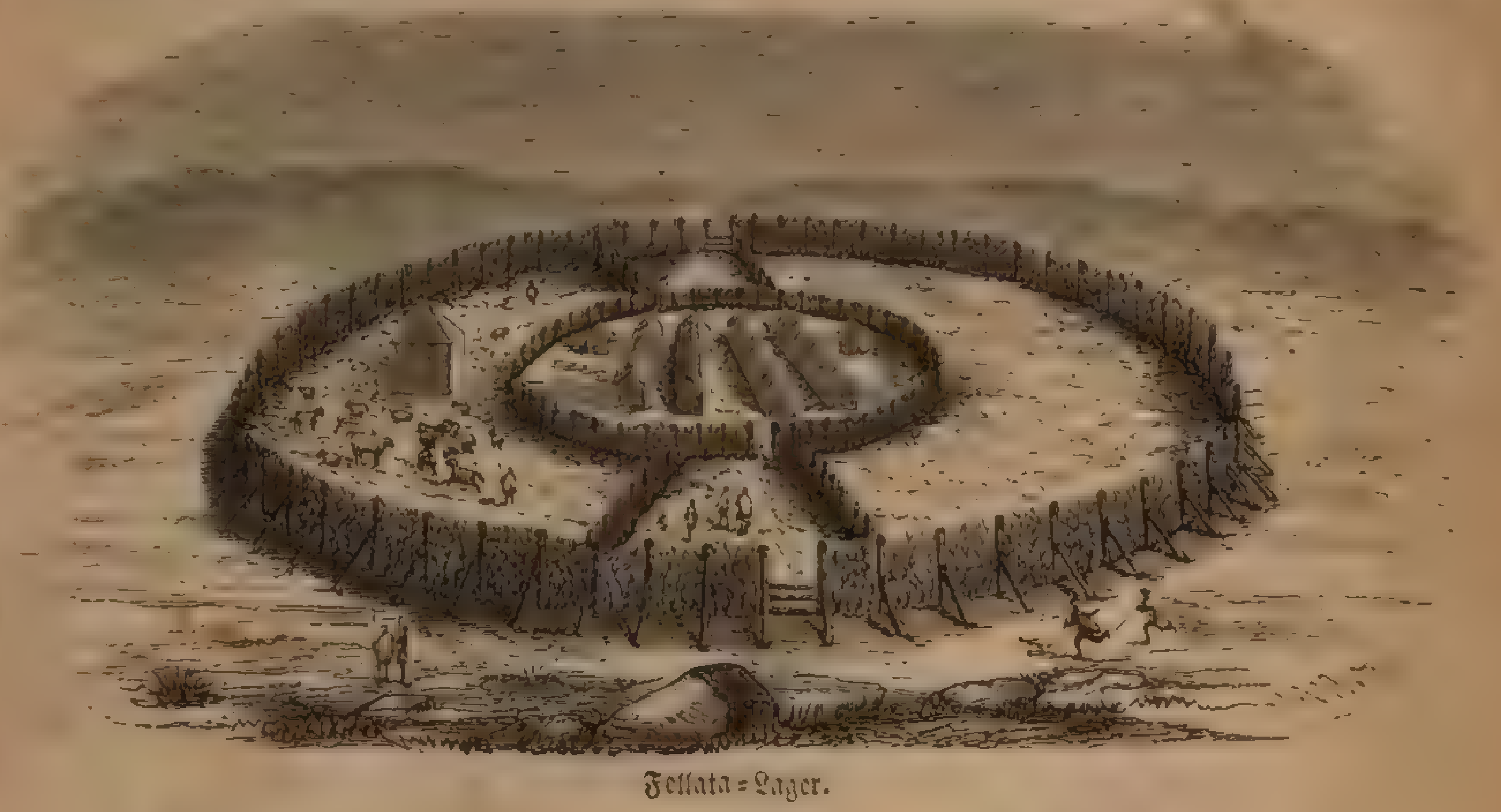
Von Cholobo aus wandte sich Pascal nach dem Tamba Ura-Gebirge und berührte das Dorf Dialafara, das durch die Senegal-Karawanen, welche hier rasten, besondere Wichtigkeit erhält. Auch hier gab der einheimische Häuptling den Franken die Versicherung, daß man eine Niederlassung aus weißen Männern gern sehen würde. Zu Anfang des Jahres 1860 überschritt Pascal das genannte Gebirge und fand höchst malerische, groteske Berglandschaften, alle goldreich, von verschiedenen Dörfern belebt und in den einsamen Schluchten von Pavianen bewohnt. So gelangte er nach Serechoto, das nur wenige Meilen von der französischen Niederlassung Kenieba mitten im Golddistrikte Netecho und Chachadian liegt.

Der Bruder des Königs von Natiaga erbot sich hier zum Führer der Fremden und geleitete sie am 3. Januar durch den Engpaß von Kurudaba („Felsenthor"), der den einzigen Paß durch das Gebirge nach Natiaga bildet. Jene Schlucht ist nicht viel über 100 Fuß breit und ihre Wände aus festem Sandstein ragen senkrecht schroff an beiden Seiten empor, oben oft sogar drohend überhängend. Der Pfad ward durch herabgestürzte Felstrümmer sehr verengt und kostete den Reisenden zwei volle Tage beschwerlicher Anstrengung. Als man am Abend des zweiten Tages den Schlund verließ, sah man drei Felsenpyramiden von riesiger Größe vor sich, so regelmäßig gestaltet, als seien sie Werke der Kunst.

In der Nähe des Dorfes Bagucho erreichte man das Ufer des Senegal, fand aber hier nur noch 4 Schmiede als den ganzen Rest der ehemals zahlreichen Bewohnerschaft; die Uebrigen waren durch die Horden Hadschi Omar's gefallen. Einige Meilen stromaufwärts vereinigen sich die beiden Hauptarme des obern Senegal. Der eine derselben, der Ba-choï oder weiße Fluß, kommt von den hohen Gebirgen Dschallon herab. Der Ba-ule oder rothe Fluß, bisher für einen Nebenfluß des Senegal gehalten, fließt nach Pascal's Angaben östlich dem Niger zu.

Unweit von Baganura befinden sich die großartigen Kataraken von Guina, die Pascal als erster Europäer besuchte. Der Fluß ist an jener Stelle mehr als 1200 Fuß breit und stürzt über 150 — 180 Fuß tief über vorstehende Sandsteinfelsen donnernd hinab.

Von hier aus wandte sich der Reisende dem stromabwärts gelegenen Fort Medine zu, dessen wir bereits ausführlicher gedachten, und kam dabei an den ebenfalls interessanten Felu-Wasserfällen vorbei, die der Beschiffung des Senegal ein Ziel setzen.



Fellata-Lager.



Ein Häuptling der Jollofs (Walofs).

II.

Neuere Reisen am Gambia, in Ober-Guinea und am Niger.

Gambia. Bathurst. Jollofs. Macarthy-Insel. Jillifree. Barra. Mandingo. Ein Fellata-Lager. Zigeuner-Fellata. — Freetown. Sierra Leone. Montrovia. Republik Liberia. Delong. Campbell. Kap Coast Castle. Aschanti. Dahome. Bai von Benin. Lagos. Porto Novo. Nigerfahrten. Mündungsgebiet. Baikie's Erforschungsreisen auf dem Niger und Benuë.

Bei unsrer Küstenfahrt weiter nach Süden gelangen wir an die Mündung des Gambia-Stromes, die von englischen Geschützen beherrscht wird. Hier auf der kleinen Insel St. Mary liegt die Stadt Bathurst und schaut uns mit den weißen Fronten ihrer in europäischem Styl gebauten Häuser freundlich entgegen. Allein Bathurst führt den Namen: „des weißen Mannes Grab"; die Insel ist niedrig und sumpfig, letzteres vorzüglich während der Regenzeit. Die aufsteigenden Miasmen erzeugen tödtliche Fieber; zahllose Stechfliegen und Mücken werden von der Sonne in den schlammigen Uferstrecken ausgebrütet.

Würde die Insel entwässert und dadurch das Klima verbessert werden können, so möchte bald Bathurst an der Westküste Afrika's eine ähnliche Rolle spielen können wie Calcutta in Indien, denn Kaffee, Indigo, Baumwolle und zahlreiche andre gesuchte Erzeugnisse der Tropen vermag der fruchtbare Boden der Umgebung gut zu liefern.

Außer der englischen Stadt trägt St. Mary noch eine Anzahl Negerortschaften, deren Bevölkerung von befreiten Sklaven herstammt. So vielerlei Stämmen und Völkerschaften die letztern angehören, so verschieden sind auch ihre Trachten und ihre Hütten. Jede der letztern ist aber von einem Gärtchen umgeben, in welchem Bananen, Maniok, Kürbisse, Mais und andere Nährpflanzen gedeihen. Die Hütten selbst bilden gerade breite Straßen und eine solche Niederlassung gewährt deshalb einen ganz freundlichen Anblick.

Wir treten in eins der kleinen Gehöfte ein; es ist die Wohnung eines Jollof, die sich durch Sauberkeit und Nettigkeit vor den übrigen vortheilhaft auszeichnet. Ihr Grundriß bildet ein Langrund. Sie enthält ein größeres Zimmer, das als Gesellschaftsraum dient, und das kleinere Schlafgemach und Sanktorium. Beide sind ebenso reinlich wie das Aeußere. Wir finden hier selbst mehrere europäische Hausgeräthschaften afrikanischer Fabrikation, ja sogar eine englische Bibel, ein Gesangbuch und Predigtbuch. Hinter der größern Hütte stehen noch zwei kleinere, eine derselben ist die Küche, die zweite das Vorrathshaus.

Wir sind vielleicht verwundert, die häusliche Einrichtung eines Negers so angenehm und geschmackvoll zu finden, und unterhalten uns deshalb ein wenig mit dem Besitzer. Seine schlanke schöne Gestalt zeigt uns, daß wir es mit einer der bevorzugtesten Negerrassen zu thun haben, und das regelmäßig gebildete Gesicht des Jollof zeugt ebenso von Intelligenz wie von Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit. Wir erfahren von ihm, daß er vielfach in Bathurst thätig gewesen und mit seinen Kameraden die schönen Kaufmannshäuser hat bauen helfen, die uns vorhin dort interessirten. Jollofs haben die Residenz des Gouverneurs aufgeführt, ebenso das schön und zweckmäßig eingerichtete Hospital jener Stadt.

Den Gambia hinauf können wir zu Schiff bequem bis auf eine bedeutende Entfernung von der Küste passiren. Ein Fahrzeug von 2—300 Tonnen kann mehr als 60 deutsche Meilen stromauf bis zur Insel Macarthy gelangen und in einem kleineren Jollof-Fahrzeuge könnten wir bis Fatatenda dringen. Die Flut macht sich im Gambia fast 100 Meilen weit bemerkbar. Zur Zeit der Ebbe und wenn der Landwind weht, machen wir Halt; sobald der Seewind und die Flut eintreten, fahren wir weiter. Soweit durch den Anprall der Meereswogen Brakwasser und Schlammufer erzeugt werden, gedeihen düstere Mangrovewaldungen, weiterhin überrascht uns der herrlichste Tropenwald, belebt von muntern Affen und buntfarbigen Papageien. Die Hitze des Tages verbringen wir in möglichster Ruhe unter einem Schattendach, desto bezaubernder erscheint uns dann die Landschaft zur Zeit der kühleren Nacht, wenn der Mond sein helles Licht magisch über die Gipfel der Palmen ausgießt.

Einer der ersten Orte, welchen wir auf unsrer Fahrt berühren, ist Jillifree, die Haupthandelsstation des Königreichs Barra, das aber auch unter englischem Einfluß steht. Rings um die Stadt ist eine Lehmmauer aufgeführt, um den Hyänen und Schakals zur Nachtzeit den Eintritt zu wehren. In gleicher Weise ist das Gehöfte jeder einzelnen Haushaltung wieder von einer Lehmmauer umgeben, die eine Anzahl Hütten einschließt. Die Hütte des Hausherrn hat meistens eine doppelte Mauer und erhält durch den Raum zwischen den beiden Wänden ein größeres Versammlungszimmer, in welches durch die offene Thür das nöthige Licht einfällt. Rings um diese Haupthütte, die wie alle übrigen mit einem kegelförmigen Strohdach versehen ist, stehen eine Anzahl ganz ähnlich aussehender Hütten von verschiedenen Größen, welche den Frauen, von denen die meisten Neger hier 3—4 haben, oder dem Gesinde als Wohnungen dienen, oder zu Stallungen für das Vieh, zu Vorrathshäusern und anderweitigen Zwecken bestimmt sind. Da die Hütten sich alle ähneln und ohne Ordnung den Platz bedecken, die Gehöfte in gleicher Weise die Stadt bilden, ohne sich in Straßen zu ordnen, so entsteht daraus ein Labyrinth von Lehmmauern, in welchem sich ein Fremder ohne einen kundigen Führer schwerlich zurecht findet. Er glaubt sich zwischen einer Ausstellung großer Bienenkörbe zu befinden. Die innere Ausstattung einer solchen Hütte ist sehr einfach, das hauptsächlichste Möbel bildet die über die Erde erhabene Bettstelle, deren Pfosten fest in den Grund eingerammt sind und die zugleich am Tage das Sopha ersetzt.

Der Kapitän, auf dessen Schiff wir unsre Gambiafahrt unternehmen, beabsichtigt vielleicht Bauholz zu laden. Wir erhalten hierbei ein Bild von den Schwierigkeiten, welche das afrikanische Klima einer solchen Thätigkeit entgegenstellt, die uns in Europa zur andern Natur geworden ist. Es ist eine schwere Aufgabe, in der glühenden Sonne die gewichtigen Holzstücken zum Ufer zu schaffen und im Schiff zu verpacken; ein europäischer Matrose würde eine solche Beschäftigung nicht lange aushalten. Selbst die Neger, deren sich der Kapitän deshalb bedient, um das Leben seiner Leute zu schonen, verlangen Rum, um sich aufzuregen. Sie übereilen sich nicht, mag der Kapitän nach Belieben sie schelten. „Massa", antworten sie, „morgen ist noch ein Tag!" und sie haben ihrerseits auch Recht, denn es ist für sie vortheilhafter, gesund zu bleiben und länger zu leben, als durch größere Anstrengung sich in kurzer Frist den Tod zu holen. Der Kapitän hat aber ebenfalls Grund, Eile zu wünschen, denn seine Mannschaften werden ihm krank trotz aller Schonung. Die Schiffsräume sind durch die Sonne so erhitzt, daß es in den Kojen Niemand aushalten kann. Die Matrosen schlafen dann auf dem Verdeck und hier bringt ihnen die feuchtkühle Luft mit ihren Miasmen in kurzer Zeit Fieber. Der Schiffer muß eilen, das Hospital auf St. Mary zu erreichen, wenn er nicht seine Leute am Gambia begraben will.

Bei unsrer Weiterfahrt stromaufwärts erreichen wir einen Mandingo-Ort, der schon in seiner äußern Erscheinung von jenen abweicht, die wir bisher gesehen haben. Unser Führer bringt uns zu dem Gemeindebaume, in dessen

Schatten Rohrbänke errichtet sind. Es währt nicht lange, so kommen Mandingos zu uns, erkundigen sich nach unserm Begehren und laden uns ein, bei ihnen einzukehren. Sie sind ebenfalls ein hübscher, schlanker Menschenschlag, der freilich seine Geschicklichkeit und Anstelligkeit ab und zu auch ein wenig zu Spitzbübereien verwendet, die in ihren Augen nicht unehrenhaft erscheinen.

Unter dem erwähnten Gemeindebaume halten die Mandingos ihre Versammlungen, schlichten die Streitigkeiten der Einzelnen nach dem Herkommen und berathen über das Wohl der Gemeinde. Sie zeigen sich bei solchen Gelegenheiten als sehr gewandte Sprecher und werden darin durch ihre Sprache unterstützt.

Die Mandingo-Sprache ist einfach, aber harmonisch, reich an Vokalen und weichen Konsonanten, so daß sie an Wohllaut und Weichheit der Aussprache sehr an das Italienische erinnert. In ihrem Baue ähnelt sie sonderbarer Weise durchweg den östlichen Sprachen und stimmt besonders in den meisten Eigenthümlichkeiten mit den Sprachen der malavischen Familie überein. Die Art ihrer Fragestellung ist wie im Chinesischen, in der Zusammensetzung der Verben ähnelt sie dem Persischen, mehrere grammatische Formen sind dem Hebräischen und Syrischen entsprechend. Nicht wenige Ausdrücke, die sich auf religiöse Vorstellungen beziehen, sind dem Arabischen entlehnt, während die Bezeichnungen von Manufakturen den europäischen Sprachen entnommen sind.

Die äußerste englische Besitzung am Gambia ist die Macarthy-Insel, die von Charles Macarthy dem König von Katubar abgekauft ward. Von den Eingeborenen wird sie Jinjinberry genannt. Die kleine Stadt St. George, die auf derselben liegt, enthält eine Missionsstation und eine Besatzung aus Negersoldaten. Dazu wohnen hier einige Tausend befreite Negersklaven, und mehrere Kaufleute von St. Mary haben hier Vorrathshäuser.

Wir kommen am obern Gambia wie am obern Senegal vielfach mit dem interessanten Stamme der Fellata in Berührung; so statten wir einem Lager derselben einen Besuch ab, um uns ein behagliches und wohlthuendes Bild friedlichen und industriellen Lebens vorzuführen. Einzelne Horden jenes wandernden Hirtenvolkes treffen wir über die meisten Gebiete zerstreut. Es sind dieselben Fellata (Fulbe, Fula), die wir bereits aus Dr. Vogel's Reise im Herzen Afrika's kennen lernten, deren Lagerplätze wir auch am obern Gambia wie am Senegal finden. Ein solches Lager bedeckt einen großen Platz von langrunder Form und besteht aus einer doppelten Palissadenumzäunung. In dem innersten Zirkel stehen die Rohrhütten in Form einer regelmäßigen Straße; sie sind mit Gras gedeckt und reinlich gehalten. Ueberhaupt ist Reinlichkeit eine der besten Eigenschaften dieses sonderbaren Volkes. Der innere Raum jeder Hütte enthält ein erhöhtes Gestell aus Rohrgeflecht, das bei Tage als Sopha und zur Nachtzeit als Bett dient. Es herrscht im Lager fast stets ein reges industrielles Treiben. Die einen weben Baumwollenstreifen von vier Zoll Breite, andere nähen dieselben zu Hemden zusammen. Dort bereitet ein Mann die Baumwolle auf einem glatten Stein zum Spinnen vor. Beim Spinnen bedient er sich einer eisernen Spindel. Der Faden, wel-

chen er so erzeugt, ist zwar nicht sonderlich fein, aber sehr dauerhaft. Weiterhin sind andere Arbeiter beschäftigt, jene Streifen zu färben. Blau ist die herrschende Modefarbe und man gewinnt sie aus dem Indigo, der in Afrika gut gedeiht. Der Färbeprozeß ist freilich von etwas roher Art und giebt kein so schönes Produkt als bei dem Verfahren der europäischen Färber. Die Pflanze wird entweder frisch, oder nachdem man sie in der Sonne getrocknet hat, zerstoßen in einen großen Topf gethan und mit einer sehr scharfen Lauge übergossen. Letztere bereitet man aus der Asche von Mimosa nitta und M. pulverulenta. Nach Verlauf von 4 bis 8 Stunden ist die Masse in Gährung übergegangen und hat sich mit einem kupferfarbigen Schaum bedeckt. Jetzt taucht man die im Wasser eingeweichten und wieder ausgerungenen Streifen in die Flüssigkeit, läßt sie zwei Stunden lang darin liegen und hängt sie dann 4 Stunden lang zum Trocknen auf. Dieser Prozeß wird täglich viermal wiederholt und vier Tage lang fortgesetzt. Nicht selten setzt man blaue und weiße Streifen abwechselnd zu einem Kleide zusammen, das dann ganz hübsch aussieht.

Ueber der Geschichte des Fulbe-Volkes scheint ein interessantes Geheimniß zu schweben. Sie selbst bezeichnen sich als Abkömmlinge von weißen Männern und Vieles weist darauf hin, daß sie die Reste eines Volkes sind, das ehedem eine höhere Stufe der Kultur eingenommen hatte. Manche Forscher sind geneigt, in ihnen Abkömmlinge der Karthager oder Phönizier zu erblicken, welche anfänglich von den Römern und nachmals von den Muhamedanern von der Nordküste nach dem Innern gedrängt wurden. So finden sich vielfach Worte in ihrer Sprache, welche an die bekannten Namen Hannibal, Hasdrubal, Hamilcar u. s. w. erinnern. Vielleicht sind sie jener Stamm, den Ptolemäos und Plinius mit dem Namen der Leukothiopen bezeichneten. Die Fulbe-Sprache (das Fula) weicht von der Sprache der benachbarten Mandingo und Jollof auffallend ab. Das Mandingo, dessen sich die Fulbe oft auch als Umgangssprache bedienen, ist in seinem Bau sehr einfach, dabei sanft und melodisch in seiner Aussprache. Das Jollof hat zahlreiche Kehllaute und einen etwas verwickeltern Bau. Das Fulbe aber ist außerordentlich zusammengesetzt und hat eine Menge verwickelter Formen in Bezug auf Zahl und Personenbeziehungen, aus denen hervorgeht, daß es die Sprache eines eleganten und sehr gebildeten Volkes war. Auf der andern Seite klingt es aber in der Aussprache sehr unangenehm und erinnert völlig an das Geklapper der Kaffernsprache, wie auch in sehr sonderbarer Weise mancherlei anderweitige Eigenthümlichkeiten dieses Hirtenvolkes mit jenen der viehzüchtenden Kaffern Südost-Afrika's übereinstimmen.

Von den eigentlichen Fulbe sind noch die sogenannten Zigeuner-Fulbe zu unterscheiden, die vermuthlich aus einer Vermischung von Fulbe und wandernden Arabern entstanden sind. Statt der Baumwollenindustrie bevorzugen diese Nomaden das Anfertigen von Holzarbeiten, schnitzen zierliche Kalabassen zurecht, große Kürbisschalen für den Haus- und Küchenbedarf, Kanoes u. dgl.

Von der Gambia-Mündung setzen wir unsre Fahrt vielleicht mit dem regelmäßig eintreffenden Postdampfer nach Süden an der Küste entlang fort.

Wir nahen jetzt Freetown, der Hauptstadt der Landschaft Sierra Leone, unter englischer Herrschaft stehend. Dem flüchtigen Besucher zeigt der Anblick der Stadt und das rege Treiben daselbst ein höchst lebendiges und zugleich freundliches Bild, so daß er nicht im Geringsten die Gefahren ahnt, welche auch hier der Gesundheit und dem Leben des ankommenden Weißen drohen.

Der Strand ist flach und sandig und erhebt sich allmälig zu einem flachen Hügelzug, an dessen Abhange die Stadt liegt. In ihrer Mitte erhebt sich die ansehnliche Kathedrale St. Georges, rings um sie freundliche Häuser, unter denen die großen Waarenhäuser am meisten in die Augen fallen. An der rechten Seite des Flusses, der sie durchströmt, liegt die Kruh-Stadt von bedeutender Ausdehnung. Hier wohnen die civilisirten Eingeborenen. Auf der linken Seite erhebt sich die Kirche der Missionare. Alle Volksstämme Mittel-Afrika's sind hier vertreten und ein Strom der verschiedenartigsten Menschen wogt vom Morgen bis zum Abend in regem Geschäftstreiben die Straßen entlang. Wir sehen muhamedanische Mandingos und Fellatas mit großem Turban und fliegender Tobe, daneben andre freie Afrikaner in halbeuropäischer Tracht und Kruhmänner, die fast nackt mit dem Fischfang oder dem Beladen der Fahrzeuge beschäftigt sind. Besonders bunt erscheint uns die Musterkarte der Trachten am Sonntag, an welchem einer den andern durch Schmuck und lebhafte Farben zu übertreffen sucht.



Aschanti-Neger aus Freetown.

Ebenso interessant wie die Kleidung ist die Mannigfaltigkeit der Physiognomien. Ein genauer Beobachter findet Proben aller Nationen von Bornu und Adamaua an bis Timbuktu und Senegambien, von Guinea bis zur Grenze der Berberei. Die vornehmern Handelsleute erscheinen gern mit großem Gefolge, allenthalben herrscht muntres Arbeiten und Leben der Bootsleute, Träger und Handwerker. Alle Arten von Schiffen können hier anlegen und werden von zahlreichen Booten der verschiedensten Bauart umschwärmt.

So unterhaltend und belehrend ein längeres Verweilen hier aber auch wäre, wir müssen eilen, weiter nach Süden zu kommen. Die Pfeife des Dampfers mahnt zur Abfahrt. Es währt nicht lange, so nahen wir uns Monrovia, der Hauptstadt des eigenthümlichen Neger-Freistaates. Der Polarstern sinkt am nächtlichen Himmel hinter den Horizont und das leuchtende Kreuz des südlichen Himmels nebst andern prächtigen Sternbildern gewährt in stiller Nacht dem Auge ein neues herrliches Schauspiel.

Die Republik Liberia ist ein kleines Spiegelbild der Vereinigten Staaten Nordamerika's, ins Negerthum übersetzt. Die Baltimore-Colonisation-Society

brachte die ersten freigelassenen Schwarzen in diesen Theil ihres heimatlichen Kontinents zurück, und gegenwärtig mögen deren zwischen 2—300,000 hier leben, außer einer größern Anzahl ursprünglich dort einheimischer Völkerschaften.



Ein Aschanti-Hexenmeister.

Jeder Neger, welcher den Boden der Republik betritt und den Wunsch ausspricht, Bürger des Freistaates sein zu wollen, wird als solcher aufgenommen. Er erhält zehn Acker Land zu seiner Niederlassung, gewöhnlich im Osten des Gebiets, und baut dort nach seinem Belieben seine Nährfrüchte. An der Küste ist das Land zwar sumpfig und besonders für Europäer ungesund, nach dem Innern hin wird es aber hügelig, ist von zahlreichen Quellen und Bächen bewässert und allenthalben sehr fruchtbar. Der Grundzug des Negercharakters, die Freude am süßen Nichtsthun zeigt sich aber auch hier. Selten baut einer jener schwarzen Pionniere der Negercivilisation mehr, als er für den Nothbedarf braucht.

Obschon der Kaffee fast wild wächst und ziemlich jeder Besitzer eine Anzahl Sträucher auf seinem Grund und Boden selbst hat, deren Produkte zu den besten Sorten gehören, ist er in den meisten Fällen zu träge, dieselben einzusammeln, und kauft lieber die eingeführten Bohnen um theures Geld. Nur in den jüngsten Zeiten hat sich die Pflege dieses Produktes etwas gehoben. Arbeit ist nun einmal in den Augen des Schwarzen eine Schande und Nichtsthun das Merkmal eines vornehmen Herrn; deshalb sucht sich selbst der rohe Freigelassene den eingeborenen Neger, den er einen Wilden nennt, dienstbar zu machen, benutzt ihn zum Feldbau und statt der Lastthiere, die hier nicht gedeihen wollen. Eigentliche Sklaven gestattet zwar die Staatsverfassung nicht, die Verhältnisse sind aber in Wirklichkeit dadurch nicht gerade viel gebessert.

Die vornehmeren Kaufleute, die Geistlichen, Aerzte und oberen Regierungsbeamten bilden die höheren Stände des Landes und nicht Wenige finden sich unter diesen Schwarzen, welche an Bildung zahlreichen Weißen gleichstehen. Es ist deshalb immerhin wichtig, in der Republik Liberia einen Punkt geschaffen zu haben, an dem ein Anfang zur Civilisirung der Neger gemacht worden ist. Leicht möglich, daß die Gesittung von hier aus erfolgreich fortschreitet.

Weißen ist es untersagt, Besitzende in Liberia zu sein, jeder schwarze Bewohner dagegen ist Wähler. Die oberste Spitze der Regierung wird durch den Präsidenten gebildet. Diesem stehen der Senat als erste Kammer und die Repräsentanten als zweite zur Seite. Die Majorität entscheidet bei den Wahlen.

Hauptausfuhrartikel des Landes sind Palmöl, Elfenbein und Rothholz, dagegen werden noch eine Menge Dinge von außen eingeführt, die das Land nicht nur selbst erzeugen, sondern sogar ausführen könnte, z. B. Tabak, Schweinefleisch, Mehl. Von Zucker, Syrup, Kaffee, Datteln, Arrowroot und Ingwer sind bisjetzt nur kleine Mengen ausgeführt worden.

Neuerdings, kurz vor dem Ausbruch der amerikanischen Kriegswirren tauchte in den Vereinigten Staaten unter den daselbst lebenden freien Farbigen der Plan auf, ihrerseits zur Hebung der Zustände im heimatlichen Erdtheil dadurch mitzuwirken, daß sie freie Schwarze nach Afrika überführten, um Ansiedelungen zu gründen. Zwei Farbige, die sich durch ihre Bildung das Vertrauen ihrer Genossen erworben hatten, Dr. Delany und Herr Campbell, reisten deshalb nach Liberia ab und untersuchten die Küstenstrecke über Lagos bis Abbeokuta.

Wir hoffen das Beste von der Zukunft der Republik und steuern weiter am Kap Coast Castle vorbei, von welchem uns die englische Flagge entgegenweht. Wir erinnern uns hierbei an die Anekdote, welche Kapitän Baikie, der bekannte Erforscher des Niger, von seinem Aufenthalte an diesem Orte mittheilt und die bezeichnend genug für die Sitten des Volkes ist. Der genannte Kapitän besuchte hier einen angesehenen Kaufmann, Herrn Hutton, der ihn mit liebenswürdiger Gastfreundschaft aufnahm. Da hier als in einer englischen Kolonie keine Sklaven vorhanden sind, so fielen dem Kapitän die zahlreichen Negerkinder auf, welche die Bedienung bei der Tafel besorgten. Auf seine

Frage darüber theilte ihm Hutton mit: er sei durch seine ausgedehnten Handelsverbindungen auch vielseitig mit den Interessen des Königs von Aschanti verflochten. Dieser habe sich ihm erkenntlich zeigen wollen und ihm nach ächtem Negergeschmack eines schönen Morgens 17 Kinder als Geschenk gesendet. Was sollte er mit ihnen machen? Sie zurückzuschicken, wäre eine arge Beleidigung für den Herrscher gewesen, — es blieb ihm also nichts übrig, als sie zu behalten und erziehen zu lassen.

Der genannte König von Aschanti ist so vielfach mit seinem, von Blut strotzenden barbarischen Hofstaat und seinem nächsten Prunk Gegenstand populärer Schilderung gewesen, daß wir es füglich vermeiden können, länger hierbei zu verweilen. Das Fetischwesen ist in den ganzen Ländern des Golfs von Guinea in schlimmster Blüte, die Zauberdoctoren (siehe die Abbildung S. 25), welche gleichzeitig Priester und Rechtsgelehrte sind, tyrannisiren das bethörte Volk durch ihre Gespensterlehren und Verherungsprozesse und der König sammt den vornehmsten Häuptlingen bedürfen bei zahllosen Veranlassungen Menschenopfer. Die Geister der Verstorbenen müssen in anständiger Begleitung in das Jenseits einziehen, es wird deshalb beim Begräbniß ihnen ein ganzer Hofstaat geschlachtet. Von Zeit zu Zeit müssen ihre Gräber aber wieder mit Menschenblut befeuchtet werden. Dann gilt es wieder einmal Boten wegen einer Kalamität an sie abzusenden, ein Volksfest zu verherrlichen, das Kriegsgeräthe zu salben, ja vielleicht fehlen ein Paar Schädel zur Verzierung eines Fetischhauses — genug Gelegenheiten zum rücksichtslosen Hinschlachten von Menschen.

Das Aschanti-Reich ist in den letzten Zeiten von seiner früheren Höhe durch das benachbarte Reich von Dahome etwas herabgedrückt worden. Für die Volkszustände ist aber damit nichts gewonnen, denn der Fürst von Dahome sucht in Zahl der geschlachteten Menschen seinen Rivalen möglichst weit zu übertreffen, da nach der Anschauungsweise jener Neger der Ruhm eines Herrschers, der Ruf seiner Religiosität und der Respekt vor ihm mit der Zahl der Köpfe steigt, die er eigenhändig absäbelt oder den Geistern opfern läßt. Tausende werden an der Küste von Dahome alljährlich ins Meer gestürzt (siehe die Abbildung S. 29), damit der Segen der Dämonen dem Lande dadurch gesichert bleibe. Selbst noch im Herbst 1861 traf der König von Dahome Vorkehrungen zu einer großartigen Menschenschlächterei, bei welcher 1500 Opfer den Göttern gebracht werden sollten zum Dank für die gesegnete Ernte.

Würden wir nicht in der Geschichte der europäischen Völker ebenfalls lange Zeiträume finden, während welcher der Religion zu Ehren Tausende auf die greulichsten Weisen gemordet wurden, würden wir nicht ebensoviele Fälle aufgeführt finden, in denen, um der Laune eines Fürsten willen, um den Ehrgeiz eines Gewaltherrschers zu befriedigen oder eigenen Ideen genug zu thun, ebensoviele Tausende in den Tod gingen, so könnten wir in die Versuchung gerathen, jene Neger weniger zu den Menschen, als zu blutdürstigen Bestien zu zählen. So aber erinnern wir uns, daß ja auch in unsrer Heimat manches Stück Erde überreichlich mit Blut gedüngt ist, und hoffen, daß einst auch die Nacht

des Barbarismus, die über den Reichen Aschanti und Dahome noch gegenwärtig lagert, einem schönern Tage der Humanität weichen werde!

Wir eilen möglichst schnell an diesen düstern Bildern vorüber und durchkreuzen den Golf von Benin. Von der Küste her sehen wir Lagos schimmern. Wir vermeiden es aber, hier ans Land zu gehen, denn gerade hier an dieser Stelle ist die Brandung außerordentlich heftig, besonders in der Regenzeit. Oft genug werden Boote, die sie passiren wollen, umgeworfen und selten kommt in solchem Falle die Mannschaft mit dem Leben davon.

Würden wir uns von den Bewohnern der Küste etwas über die Europäer erzählen lassen, so dürften die Urtheile der erstern über die Sitten der letztern selbst in Bezug auf die jüngsten Zeiten nicht gerade schmeichelhaft ausfallen. So wurde noch kürzlich über ein Gewaltverfahren viel berichtet, das sich die Engländer in ihrem bekannten Uebermuthe hier zu Schulden kommen lassen.

Der englische Konsul Foote in Lagos beschuldigte den Negerkönig von Porto Novo, daß er bei sich Brasilianer dulde, die den Sklavenhandel trieben und dadurch die Ausfuhr anderer Handelsartikel beeinträchtigten, und als der Häuptling nicht sofort die zum Theil schmählichen Bedingungen annahm, welche der Engländer ihm deshalb diktirte, rief dieser den Kriegsdampfer „Ranger" herbei, ließ die Residenz des Negers beschießen und noch dazu durch ans Land gesetzte Truppen eine beträchtliche Anzahl Einwohner (gegen 500) tödten. Hierdurch erzwang Foote einen Vertrag, dem zu Folge dem Fürsten das Recht der Kriegserklärung entzogen und ihm ein englischer Konsul als berathender Beistand zur Seite gegeben ward.

Jene 500 Menschen, welche die Engländer ihrem Fetisch des Geldbeutels und Handels opferten, mögen die Weißen in den Augen der schwarzen Söhne Afrika's nicht viel besser erscheinen lassen, als sie es selbst sind. Von der Religion der Liebe und Duldung, die ihnen die Missionare zu demonstriren suchen, werden sie gewiß nicht viel dabei bemerken können.

Die meisten kleineren Reiche, welche an der Küste von Benin entlang liegen, würden uns als Miniaturspiegelbilder jener oben genannten Staaten erscheinen, wenn wir sie näher betrachten wollten. Allenthalben herrscht derselbe Aberglaube, nur hie und da etwas durch die lokale Färbung verändert, allenthalben dieselbe trostlose Barbarei, blutige Excesse und Versumpfung der Sitten. Wir lassen uns von dem Dampfer möglichst rasch an ihnen vorübertragen und auf das klassisch gewordene Mündungsgebiet des Niger bringen.

Die ausgedehnten Mangrovewaldungen, die der Reisende in der Umgebung des Kap Formosa gewahrt, bezeichnen ihm das Mündungsgebiet des genannten Stromes, der lange Jahre hindurch den Brennpunkt der auf die Westküste Afrika's gerichteten Interessen bildete.

Durch Mungo Park war man mit dem mittleren Laufe dieses mächtigen Stromes bekannt geworden und stellte eine geraume Zeit hindurch die verschiedenartigsten Vermuthungen über den Verbleib jener Wassermassen auf. Manche sahen den Senegal oder den Gambia als die Mündung des Niger (Dscholiba,



Menschenopfer in Dahome, dem Fetisch des Meeres dargebracht.

Quorra) an, andere hielten den Kongo (Zaire) für seinen Ausfluß, noch andere endlich meinten, daß er durch den Tsad sich mit dem Nil vereinige. Im Jahre 1808 bezeichnete Reichard den River Formosa als die Nigermündung, indem er sich durch die Bodenbildung des Landes zu diesem Schlusse leiten ließ, Major Laing und Kapitän Clapperton gaben die Bucht von Benin, insbesondere den Rio Volta dafür an. Am genauesten trafen die Vermuthungen Macqueen's zu, die kurz darauf durch die Fahrt des kühnen Lander von Yauri bis zur See ihre Bestätigung fanden.

Im Jahre 1841 sandte das Gouvernement eine Expedition, bestehend aus drei eigens zu diesem Zweck gebauten Dampfern. Dieselbe sollte gleichzeitig merkantile und philanthropische Zwecke verfolgen, hatte aber ebenfalls ein trauriges Ende. Etwas besser gelangen die Fahrten Beecroft's in einem Dampfer der westafrikanischen Kompagnie 1836 und die Fahrten der „Aethiope" 1840 und 1845.

Gegenwärtig hat man gelernt, sich durch medizinische Mittel vor dem Sumpffieber zu schützen, und kann, da man das Fahrwasser besser kennt, möglichst rasch die ungesundeste Region durcheilen. Die bedeutendsten Mündungen des Niger sind der Nun, St. John oder Braß, San Nicholas, Santa Barbara, San Bartholomeo und der Sombreiro; unter diesen scheint der Nun die beste Einfahrt zu bieten, hat aber auch an seinem Eingange ins Meer eine Schlammbarre, welche zur Vorsicht auffordert. Die erschöpfendsten Forschungen des Niger verdanken wir erst den neuesten Zeiten, und zwar besonders den durch Kapitän Baikie ausgeführten Expeditionen.

Es wird den Lesern des „Buchs der Reisen" aus der Schilderung der Reise Dr. Barth's und Dr. Vogel's im Sudan erinnerlich sein, daß in Folge der Berichte, welche der erstgenannte Reisende über den Benuë (früher Tsadda genannt), diesen mächtigen Zufluß des Niger, nach London gelangen ließ, der Kapitän Baikie mit dem Dampfer „Plejade" zu einer Erforschung dieser neuen Wasserstraße im Jahre 1854 ausgesendet ward. An Dr. Vogel gingen gleichzeitig Depeschen ab, die ihm die Benutzung jener Gelegenheit zur Rückkehr nach Europa freistellten, ungünstige Umstände hielten aber den unglücklichen Reisenden auf, rechtzeitig an den Ufern des Benuë einzutreffen, so daß er nur die Glasscherben am Ufer fand, welche die Expedition als Zeichen ihrer Anwesenheit am Endpunkte ihrer Fahrt zurückgelassen hatte. Die Plejade war zu jener Stromfahrt eigens von Mr. Laird gebaut, hatte 240 Tonnen Traglast und einen Tiefgang von 6—7 Fuß. Ihre Schraube ward durch eine Maschine von 60 Pferdekraft bewegt.

Der Niger ist ein sehr ansehnlicher Strom. In ziemlicher Entfernung von seiner Mündung, von Onitscha bis unterhalb Abo, besitzt er ziemlich eine viertel Wegstunde (3000 Fuß) Breite, dann beginnt er freilich sich in zahlreiche Arme zu zertheilen, die vielfach unter einander in Verbindung stehen oder Hinterwasser (Creeks) bilden, und verliert dadurch viel an Breite und Tiefe. Die Einfahrt hat aus diesem Grunde vielfache Schwierigkeiten gehabt. Schon bei Angiama zieht er sich auf 1200 Fuß zusammen, in der Gegend der Sonntag-Insel sogar bis auf 300 Fuß und wird in demselben Grade auch seichter.



Palmölgewinnung am Niger.

Bei den früheren Nigerreisen waren die meisten Mannschaften durch die Miasmen getödtet worden, die in den Mangrovewaldungen des Mündungsdelta's die Luft verpesten. Kapitän Baikie ließ seine Leute Morgens und Abends als Vorbeugungsmittel je ein Glas Wein mit 5 Gran Chinin trinken und hatte die Freude, Alle in Folge dessen wohlbehalten zu sehen.

Die Hütten der Eingeborenen auf den Inseln des Delta's fand man von der rohesten Bauart, neben ihnen Haufen von Nüssen der Oelpalme zur Oelbereitung, auch als Fetische Haufen geheiligter Knochen und unter diesen Schädel der Flußkuh (Manatus Senegalensis). Weiter stromaufwärts ward die Gegend angenehmer. An Bord der Plejade befand sich der Missionar Crowther, ein Neger, der schon mit Kapitän Trotter im Jahre 1841 die Fahrt auf dem Niger mitgemacht hatte. Er fand, daß sich die Landschaft an den Seiten des Flusses seit jener Zeit auffallend verändert hatte. Da wo er auf seiner ersten Fahrt dichten Urwald getroffen, war jetzt urbares Land. Niederlassungen von Eingeborenen waren entstanden und Hütten schauten zwischen Bananenpflanzungen hindurch. Gruppen neugieriger Neger sammelten sich am Ufer und staunten erschrocken den Dampfer an. Diese Leute fielen durch die dunkle Kupferfarbe ihrer Haut auf und die Kinder waren, zum Schutz gegen Verherung durch den bösen Blick, mit allerlei Malereien und Fetischanhängseln aufgeputzt.

Gewöhnlich hatte man ihnen einen breiten weißen Strich über die Stirn gemalt, von welchem Seitenzweige über die Backen herabliefen. In den Dörfern wimmelte es von Hühnern und Hunden und auf den benachbarten Feldern standen außer Bananen und Kokospalmen auch Reis und Zuckerrohr.

Die Bewohner des Deltagebietes werden von den Palmölhändlern gewöhnlich unter dem Namen Jo-Männer zusammengefaßt; sie gehören verschiedenen kleineren Stämmen an, den Ego oder Ojo, Abo, Braß und Bonny, die jedoch dieselbe Sprache mit geringen Dialektverschiedenheiten sprechen. Jeder Ort hat seinen besonderen Häuptling, ohne daß sie unter einem größern Herrscher vereinigt wären.

Sie sind ein wildes rohes Volk, meistens von unangenehmem Aussehen, beide Geschlechter noch besonders verunziert durch Hauteinschnitte in Gesicht, Brust und Armen. Das gemeinschaftliche Volksabzeichen besteht in einer breiten Narbe, welche über Nase und Gesicht herabläuft, dazu kommen links und rechts von den innern Augenwinkeln aus drei Streifen quer über die Backen. Diese Nationalkokarde wird den Kindern schon in früher Jugend beigebracht und die Wundflächen mit Palmenöl eingerieben und blau gefärbt. Nicht wenige jener Leute waren theilweise in europäische Stoffe gekleidet, einige trugen sogar lackirte Hüte und Fracks, sahen aber gerade in den letztern wie angeputzte Affen aus.

Eine der anständigsten Figuren, welche Kapitän Baikie weiter stromaufwärts in Abo, einer ansehnlichen Stadt, antraf, war der König Tschukuma, dessen Bild wir unsern Lesern auf Seite 34 bieten.

Das Haupthandelsprodukt am Niger bildet das Palmenöl, das man von den Früchten der Oelpalme gewinnt. Man kocht dieselben in Wasser, schöpft dann das Oel, das sich an der Oberfläche sammelt, ab und füllt es in große Kalabassen. Der Flußhandel wird vielfach dadurch erschwert, daß die Anwohnenden von jedem Kahne, welcher stromauf oder stromab passirt, eine Abgabe verlangen und im Weigerungsfalle Gewalt brauchen.

Kapitän Baikie bog in den Benuë ein und fuhr auf demselben bis Adamaua hinauf. Das feindselige Verhalten der anwohnenden Völkerschaften und die ihm auferlegte Verpflichtung, die Expedition binnen einem Sommer zu beendigen, zwangen ihn zur Umkehr. Auf dieser Rückfahrt erlebte er Gewitter, die an Furchtbarkeit Alles übertrafen, was über tropische Unwetter bekannt ist. Er sah Blitze von verschiedenen Farben, hellgelb und dunkelpurpurroth. Viele derselben theilten sich in so zahlreiche Zweige, daß er sie mit einem Feuer-Stamme vergleicht, der sich in Aeste zerspaltet. Glücklich kam er wieder auf Fernando Po an und unternahm im Jahre 1857 eine neue Fahrt, um den mittleren Lauf des Niger zu verfolgen. Er fuhr mit einem andern Dampfer, dem „Dayspring“, am 3. Juli 1857 in den Braß-River (einen Mündungsarm des Niger) ein und ward von dem Schooner „George“ gefolgt. Er besuchte die Uferländer und fand allenthalben lebhaften Handel mit Palmenöl. An der Mündung des Braß lagen fünf Palmölschiffe und ein Lastschiff.

Die Hauptstadt am Braß-River ist Nembe, 8—10 Meilen von der Mündung aufwärts gelegen und von zwei Häuptlingen beherrscht. Nahe derselben befindet sich der Ort „Fischstadt" (Okpama). Im Innern, jenseit des Landes am Braß-River, lebt der Stamm Ogbiyan, der einen eigenen Dialekt spricht und mit den Braß in Palmenöl handelt. Zwischen dem Braß-River und dem Bonny wird die Verbindung durch ein Boot unterhalten, das alle Briefe, welche die Postdampfer am Bonny abgeben, in zweitägigen Fahrten nach dem Braß-River befördert.

Durch den Akassa-Creek fuhren beide Schiffe in den Nun und kamen ohne weitere Unfälle bis Abo, obschon die Fahrt der starken Strömung wegen ziemlich langsam vorwärts gegangen war. Man hatte bis zu jener Stadt 27 Dörfer am Ufer gezählt und schätzte deren Bewohner auf etwa 12—13,000. Die Menge der europäischen Kleiderstoffe bei den Negern war diesmal noch auffallender und man sah viele Männer, die selbst bei ihren Arbeiten mit Hemden bekleidet waren. Ebenso waren die zahlreichen Kähne mit Palmöl bemerkenswerth, allein bei dem Dorfe Hippoteama zählte man 17 derselben und bis Abo etwa gegen 100, von denen einige 6 Faß (à 84 Gallonen) trugen.

Auf einer vor Abo liegenden Insel gründete man eine Handelsfaktorei und setzte am 23. Juli die Fahrt nach Norden fort. Zwischen Abo und der nächsten größern Stadt Onitscha waren die Dörfer am Ufer weniger zahlreich. Onitscha ist eine Stadt von ungefähr 3,000 Einwohnern, die etwa $^3/_4$ Stunde vom Niger auf einer mäßigen Erhebung liegt. Unter dem Sande, der die obere Bodenschicht bildet, liegt rother Thon und dieser wird allgemein als Baumaterial benutzt. Die Wohnhäuser der Eingeborenen sind sehr roher Art und würden eher Schuppen zu nennen sein. Sie bestehen aus vier Lehmmauern mit einem Strohdach und liegen, je nach den Verwandtschaften ihrer Bewohner, in Gruppen beisammen, die unter der Aufsicht des Familienhauptes stehen. Innerlich enthalten sie keine weiteren Zimmerabtheilungen. Mitten durch die Stadt zieht sich eine ziemlich gerade breite Straße von fast $^3/_4$ Stunden Länge, an deren beiden Seiten Häusergruppen mit Plantagen und Schattenbäumen wechseln. Unter den letzteren zeichnen sich besonders mächtige Wollenbäume (Bombax) aus, doch kommen auch hier auffallender Weise noch Kokospalmen vor. Die Stadt gleicht deshalb aus einiger Entfernung viel mehr einem hübschen Walde als einer Niederlassung. In der Umgebung des Ortes kultiviren die Eingeborenen außer Yam und Mais auch Baumwolle. Letztere wissen die Neger gut zu verarbeiten und tragen gewöhnlich weiße Kleider aus selbstgewobenen Stoffen, während weiter aufwärts am Niger die streifigen Zeuge beliebter sind. Von europäischen Artikeln verlangten sie am lebhaftesten Eisenstangen und Salz, nächst diesen amerikanischen Blättertabak. Als Gegenstände des einheimischen Handels wurden Schafe, Ziegen, Geflügel, Fische, Kola-Nüsse (die man sich hier allgemein als Freundschaftsgeschenke darbietet), Palmöl, Elfenbein, Strohsäcke, Matten, Töpfergeschirr u. dgl. auf den Markt gebracht, und die Kauri-Muscheln dienen statt Münze, haben aber einen sehr niedrigen Kurs.

Die Expedition legte in der Nähe von Onitscha eine Faktorei unter Herrn Thompson und eine Missionsstation unter Herrn Taylor an, welcher letztere bis Ende 1858 hier thätig blieb.

Die „Dayspring" gelangte bei ihrer Weiterfahrt bis zu der Felsenbarre von Rabba, an der sie scheiterte. Kapitän Baikie rettete sich mit seinen Leuten und blieb ein ganzes Jahr in Rabba. Währenddem ließ er Reisen nach den umliegenden Gebieten ausführen. So ging Glover landeinwärts, indem er den weiteren Lauf des Niger verfolgte, fand die Wasserfälle, die jener Strom bei Waru bildet, und gelangte bis nach Wawa und Bussa, jenem Orte, der durch den Tod Mungo Park's seit lange eine traurige Berühmtheit erhalten hat. Ein andres Glied der Expedition, May, erforschte das Innere von Yoruba und Baikie ließ es sich angelegen sein, mit dem König von Nuffe in freundschaftliche Beziehungen zu kommen. Ein Jahr nach dem erwähnten Schiffbruch (Oktober 1858) ward die Gesellschaft durch den Dampfer „Sunbeam" abgeholt, um sich auf Fernando Po zu einer neuen Fahrt vorzubereiten, die Baikie Anfang 1859 mit dem „Rainbow" antrat. Die geringe Wassertiefe zwang das 4 Fuß tief gehende Schiff aber bald zur Rückkehr nach Lagos, von wo aus die Expedition den Landweg durch Yoruba nach Rabba wählte. Von letzterer Station aus wurden die begonnenen Erforschungen an beiden Ufern des Niger bis zur Benuë-Mündung fortgesetzt und man gelangte bis Bida im Lande Nuffe, das vordem noch kein Europäer betreten hatte. Ende September 1861 ward Baikie durch den Dampfer „Expar" abgeholt und wohlbehalten zur Küste zurückgebracht.



König Tschukuma.



Fernando Po.

III.

Fernando Po und Naturgemälde von Nigritien.

Camarun-Berg. Die Gräber auf Fernando Po. Theodor Vogel. Beschwerden eines Naturforschers in Westafrika. Die Pflanzenwelt Nigritiens. Einheimische Gewächse und Kulturpflanzen. Allgemeine Bemerkungen über die Flora Westafrika's. Die Thierwelt. Säugethiere, Vögel, Insekten und Mollusken.

Am südlichen Horizont taucht der Gipfel eines kegelförmigen Berges aus dem Ocean auf. Es ist der Camarun-Berg (wahrscheinlich der Currus deorum des Hanno) auf der Insel Fernando Po, der sein vulkanisches Haupt 13,000 Fuß hoch über den Meeresspiegel erhebt. Je näher wir kommen, desto großartiger erscheinen uns die Formen dieser prächtigen Insel, die in der Geschichte der Nigerreisen eine so bedeutende Rolle spielt, da sie den Ausgangspunkt der eigentlichen Expeditionen bildete. Von den Seiten des Camarun-Berges herab rinnen zahlreiche Flüßchen, der größte von ihnen ist der Camarun-Fluß, dessen Mündung sich so ansehnlich weitet, daß die Seeschiffe ungehindert an Point William vorbei in ihn einbiegen und in Clarence Cove anlegen können.

Für den ankommenden Europäer hat Fernando Po leider auch zahlreiche trübe Erinnerungen. Hier schlummert unter grünem Hügel gar mancher Brave, der sein Leben für die Wissenschaft und das Wohl seiner Brüder in die Schanze schlug. Das Fieber brach manche Mannesnatur, die allen Gefahren widerstehen zu können schien. Es würde eine lange düstere Liste ergeben, wollten wir alle die Gräber auf Fernando Po aufzählen, welche jene Helden umschließen, von Lander an, der schwer verwundet von seiner letzten Niger-Expedition zurückkehrte und hier starb, bis zu dem edeln Beecroft, dem unermüdlichen Gouverneur, dem zahlreiche Reisende die kräftigste Unterstützung verdankten, bis er, eben im Begriff nach Europa zurückzukehren, vom Fieber dahingerafft ward.

Nur bei einem der Gräber verweilen wir einen Augenblick. Es umschließt einen deutschen Landsmann, Dr. Theodor Vogel, einen Berliner, welcher als Botaniker jene unglückliche Expedition 1841 begleitete, bei welcher die meisten Europäer starben. Kapitän Trotter, den er begleitet hatte, brachte aber die Früchte seines Fleißes, seine Pflanzensammlung und sein Tagebuch nach London, und die erstere lieferte den Hauptbestand des wissenschaftlichen Materials, welches Hooker und Bentham in ihrer Flora Nigritiana veröffentlichten. Brown hatte früher die Gewächse bestimmt, die Kapitän Tuckey vom Congo mitgebracht hatte. Beide Arbeiten fassen das Wichtigste zusammen, was man bis jetzt über das Gewächsreich Westafrika's weiß.

Man muß Th. Vogel's Tagebuch lesen, um einen Begriff von den Schwierigkeiten zu erhalten, welche sich bei einer afrikanischen Expedition dem Sammler und Forscher entgegenstellen. In den meisten Fällen wird er seine Ausflüge auf die Küste des Meeres und die Ufer der Ströme beschränken müssen. An der einen Stelle verwehrt die hohe Brandung dem Boot die Landung, an der andern macht es der breite Schlammsaum, der den Uebergang vom Wasser zum Festlande bildet, unmöglich, das Fahrzeug zu verlassen. Mit Hülfe des Fernrohrs hat der Forscher vielleicht jetzt einen blühenden Baum erspäht, das Boot bestiegen und das Ufer erreicht. Ein weites Schilfdickicht trennt ihn noch von seinem Ziele. Das Hackemesser muß einen Weg durch das dichte Gewirr von Schlingpflanzen und die Rohre mit schneidenden Blättern bahnen. Als ob sie dem Fremdling das Eindringen in das Heiligthum der Natur verwehren wollten, senden schönblühende Dolichosranken Wolken von Brennhaaren auf ihn herab, welche ihm ein unerträgliches Jucken verursachen, — als ob seine vom Sonnenstrahl gesengte Haut nicht schon durch die Legionen der Mustitos genug gemißhandelt sei! Während der schlammige Boden unter dem Fußtritt nachgiebt, gilt es vorsichtig umspähen, ob nicht ein Krokodil oder eine Giftschlange in ihrem Mittagsschlaf gestört wird, oder ein Panther im Versteck liegt. An stechenden Ameisen fehlt es nebenbei selten und das Fieber, das schlimmste der afrikanischen Uebel, liegt wie Blei in der Luft. Endlich wird der Blütenbaum erreicht, allein es gehören die Kletterkünste eines Affen dazu, die ersehnten Schätze aus ihrer Höhe zur Erde herab zu bringen. Aber selbst wenn es geglückt ist, ihrer habhaft zu werden, ist in vielen Fällen damit vielleicht noch wenig gewonnen.



Armleuchter=Pandang (Pandanus Candelabrum) von der Prinzen=Insel im Golf von Guinea.

Viele Gewächse haben zweierlei Blüten auf verschiedenen Bäumen vertheilt. Hat der Botaniker jetzt einen Zweig mit Staubblumen erhalten, wo findet er die zu diesen gehörigen weiblichen Blüten? Nicht wenige Pflanzen haben zu der Zeit, in welcher sie blühen, keine Blätter und zur wissenschaftlichen Bestimmung neuer Gattungen sind die Früchte unerläßlich. Auf Hülfe der Eingeborenen kann sich der Fremdling gar nicht verlassen, denn diese, welche keine Idee von europäischer Forscherweise haben, machen sich nicht das geringste Bedenken daraus, die Blüte des einen Gewächses mit dem Laube eines ganz andern zusammen zu legen und zu versichern, daß beide derselben Pflanze angehört hätten. Daher sind wir noch gegenwärtig über manche Gewächse Westafrika's völlig im Dunkel, deren Holz, Säfte oder Samen seit lange im Handel gebräuchlich sind.

Hat aber der Forscher seine vielleicht reiche Beute glücklich aufs Schiff gebracht, so ist dieselbe noch lange nicht geborgen. Es ist die Regenzeit. Die ganze Luft ist übersättigt von Feuchtigkeit, die Vorräthe von Löschpapier, zum Trocknen der Pflanzen bestimmt, sind naß. Der Gewitterguß stürzt gleich einem Wolkenbruch herab und selbst in die enge heiße Koje perlen die hellen Tropfen. Ist das Unwetter vorbei und will der unermüdliche Sammler seine Lieblinge auf dem Verdeck präpariren, so muß er gewärtigen, daß ihm ein unverhoffter Windstoß die mühsam Erworbenen über Bord wirft.

Trotz dieser Schwierigkeiten sind bereits gegen 1800 Pflanzenarten aus dem tropischen Westafrika wissenschaftlich bestimmt. Vielleicht ist auch die Zeit nicht fern, daß der eifrige Dr. Welwitsch, der seit einer Reihe von Jahren von Loanda aus zahlreiche Excursionen unternommen hat, das von ihm gesammelte Material der Wissenschaft zugänglich macht. Bei unsrer Schilderung der Reise Ladislaus Magyar's werden wir Gelegenheit nehmen, die Mittheilungen deßselben näher zu berühren, und bleiben hier nur einen Augenblick bei der Flora Nigritiens stehen, die uns Th. Vogel vorzugsweise öffnete.

Der Meeresstrand zeigt eine Menge Pflanzenformen, die den meisten Küsten innerhalb der Tropen gemeinschaftlich zukommen. Der uns bekannte Portulak grünt hier neben den Gaisfuß-Winden, die graublätterige Melde wuchert auf ähnlichen unfruchtbaren Stellen wie bei uns, und in den langsam fließenden Bächen und Süßwasserteichen treffen wir mehrere jener bekannten Gestalten, die wir auch in unsrer Heimat kennen, und welche Weltbürger sind: Brunnenkresse, Rohrkolben, Hornblatt und Laichkraut. Wo in den Flußmündungen durch die hochrollende Flut Brakwasser erzeugt wird und Schlammbänke entstehen, wuchern die gefürchteten Mangrovewälder; auf den trocknen Hügeln sind besonders im Norden Senegambiens Akazien und Mimosen (Acacia arabica, pentagona u. s. w.) häufig, die das bekannte Gummi in den Handel liefern. Die Wälder der Gebirge im Innern sind noch wenig erforscht; die Savannen, welche nach der Küste zu sich ihnen anschließen, werden aus hohen Gräsern gebildet, zu denen sich an feuchten Stellen zahlreiche Cyperngräser und Riedgräser gesellen. Auch das bekannte Papyrus treffen wir hier. Zwischenein weben sich mancherlei buntfarbige Blumen und Ranken: Commelinen, Prachtlilien, Xyris und

Killingia-Arten. Hohe Pandangs (Pandanus Candelabrum) ziehen durch ihr sonderbares Fußgestell aus Stelzenwurzeln die Aufmerksamkeit auf sich.

Unter den Waldbäumen ist der riesige Affenbrodbaum einer der bekanntesten. Der Platanocarpus erinnert im äußern Ansehn sehr an die gefälligen Formen unsrer Platane, der afrikanische Tulpenbaum (Spathodea campanulata oder Bignonia tulipifera) an seinen Namensverwandten in Amerika, der aber zu den Magnoliaceen gehört. Wollenbäume (Bombax) und Eriodendron-Arten bilden ebenfalls mächtige Stämme und mit ihnen wetteifern zahlreiche Feigenbäume an mächtiger Entwickelung der Krone. Die Khaya Senegalensis liefert das afrikanische Mahagoniholz, und die schöne Kigelia africana, die wir aus dem Sudan und Abessynien bereits kennen, findet sich hier auch vor. Prächtigblühende Gardenien, Napoleona-Arten, die in ihren Blüten das Kreuz der Ehrenlegion nachahmen, gesellen sich zu sehr zahlreichen Verwandten des Kaffeestrauchs, der hier ebenfalls wild auftritt. Unter den niederen Kräutern werden die Gewürzlilien- und Ingwerarten durch ihre breiten Blätter bemerklich, während zahlreiche Baumorchideen durch ihre herrlichen Blumen auffallen.



Tropische Getreidearten.
1. Sorghum vulgare. 2. Panicum italicum. 3. Oryza sativa (Reis).

Die Palmen sind nur in sechs Arten vertreten. Die Weinpalme und Oelpalme werden für die Eingeborenen am wichtigsten. Im Norden kultivirt man die ächte Dattel stellenweise an einigen Küstenpunkten und auf den Inseln auch die Kokos. Im Süden ist eine Fächerpalme häufig. Von den zähen Schlingpalmen (Calamus), welche das fälschlich sogenannte spanische Rohr liefern, ist bis jetzt erst eine Art bekannt geworden. Außer dem Rothholz, dessen wir in Du Chaillu's Reise näher gedenken, und dem Ebenholz, hat das sogenannte afrikanische Eichenholz oder Tekholz einen besonderen Ruf im Handel erhalten. Es stammt von der Oldfieldia africana, einem Wolfsmilchgewächs.

Unter den Nutzgewächsen hat besonders der Schibutterbaum (Bassia Parkii) seit Park's Reise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, so wie der Kolanußbaum mit seinen Spielarten wegen seiner Nüsse bei den Eingeborenen eine besondere Wichtigkeit erlangt hat.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle jene Fruchtbäume aufzählen, die in der Nähe der Wohnungen kultivirt werden und deshalb größtentheils bekannt sind. Wir nennen nur den Acaju, die Jambuse, den Seifenapfel (Sapindus saponaria und Senegalensis), die mancherlei Verwandten der Citrone und Orange, die Salacia pyriformis mit großer, birnenförmiger Frucht, die Mango, die Mombinpflaume (Spondias), die beliebte schöne Tamarinde, die Chrysobalane (Chr. Icaco) die Barbadoskirsche (Eugenia Michelii), die Carissa edulis mit süßen, schwarzen Kirschfrüchten, und den Flaschenbaum (Anona squamosa und muricata) mit seiner Abart der herrlichen Cherimolia. Unter den Getreidearten finden wir nur im Norden Gerste und Weizen kultivirt; viel ausgedehnter dagegen den Mais und mehrere Arten von Sorghum, Holcus, Panicum und Pennisetum.


Ingwerpflanze.

Kapitän Baikie macht 4 Arten Körnerfrüchte als die vorzüglichsten namhaft. Zuerst nennt er den Mais und sagt, daß derselbe bis 8 Fuß hoch werde. Seine Kolben werden meistens halbreif verspeist, geröstet und mit Pfeffer und Salz gewürzt. Vom sogenannten Guineakorn (Holcus) unterscheidet er zwei Sorten, die eine gewöhnlichere am Niger, Dava oder Dava-Masara genannt, die andere seltenere, die den Namen Dawura führt. Sie werden ebenfalls 8—10 Fuß hoch und tragen die blaßgelben, mitunter auch weißen oder dunkeln Körner in einer lockern Traube. Sie liefern das Material zum Bier der Niger-Stämme. Die vierte Art, eine Penicillaria, ist unter dem Namen Gero am Binuë häufig, ebenso am oberen Gambia, dagegen am Niger seltener. Ihre Körner sind klein, rund, grünlichgelb und sitzen in einer langen cylindrischen Aehre.

Reis ist nur an wenigen Stellen gebaut, obschon sich viele Punkte zu seiner Kultur eignen würden. Dasselbe gilt vom Zuckerrohr. Eigentliche Bambusarten fehlen in Afrika, werden aber stellenweise kultivirt, um sie als Baumaterial



Westafrikanische Gewächse.

zu verwenden. An andern Orten benutzt man die Halme des Negerkornes oder wilde hohe Grasarten dazu. Ananas kommt ebensowol wild als angebaut vor.

Unter den Gewürzen der Negerküche spielt der Pfeffer eine Hauptrolle. Eigentliche Verwandte des bekannten schwarzen Pfeffers kommen zwar vor (Peperomia und Cubeba), werden aber weniger verwendet als der sogenannte Negerpfeffer (Capsicum annuum, Lycopersicum esculentum) in seinen vielerlei Spielarten, von denen eine immer fürchterlicher brennt als die andere. Den Namen Pfefferküste, welchen heutzutage noch ein Theil der Bucht von Benin auf unsern Karten bei Kap Palmas und Grand Bässa zu führen pflegt, erhielt jener Landstrich aber weder von den erstern, noch von den letztern Pfeffersorten, sondern von dem sogenannten Guineapfeffer (Malaghatapfeffer), den Samenkörnern der Hablitzia aethiopica. Jene gewürzhaft brennenden Samen bildeten vor etwa 200 Jahren dort einen bedeutenden Ausfuhrartikel und waren bereits den alten Arabern bekannt. Avicennius beschreibt sie unter dem Namen Arzelim, von dem die französische Benennung Grain de Zelim noch geblieben ist. Heutzutage kommen sie nur noch als eine Kuriosität hie und da einmal vor und werden in ihrer eigenen Heimat selbst nicht mehr angewendet.

Bedeutsamer haben sich noch die Paradieskörner (von Amomum Melegueta, granum Paradisi) und verschiedene Sorten des Kardamom erhalten, die von mehreren Arten Amomum (A. grandiflorum, macrospermum, latifolium ꝛc.) und Alpinia (A. aromatica) stammen. Alle sind Verwandte des Ingwer, der hier ebenfalls gut gedeiht, doch nicht so massenhaft kultivirt wird, daß seine Ausfuhr von Wichtigkeit wäre.

Die Arzneigewächse übergehen wir. Es sind verhältnißmäßig wenige bekannt geworden, obschon ihrer viele vorhanden sein mögen. In der allgemeinen Furcht vor Vergiftung, die bei den meisten Stämmen herrscht, dem Zaubertrank und den Gottesurtheilen, welche die Priester und Hexenmeister anwenden, scheinen uns Fingerzeige genug hierfür zu liegen, so wie wir ja wissen, daß z. B. die Familien der Strychnosgewächse und der Hundswürgen (Apocyneae) zahlreich vertreten sind.

Da in solchen Jahren, in denen der Regen zur gewöhnlichen Zeit ausbleibt oder nicht reichlich genug fällt, die Ernte der Körnerfrüchte sehr beeinträchtigt wird, hat sich bei den meisten Negerstämmen auch die Kultur von Erdfrüchten Eingang verschafft. Die wichtigste Rolle scheint unter ihnen der Maniok (Manihot utilissima) zu spielen, dessen großer Wurzelstock reich an Stärkemehl ist. Daneben werden aber auch Bataten (Batatus edulis) und Erdnüsse (Arachis hypogaea) gebaut. Letztere Pflanze giebt in einer bitteren Spielart zugleich auch ein Speiseöl, das in den Gegenden, in denen weder die Oelpalmen noch der Schibutterbaum häufig sind, wichtig wird. Der Handel mit Palmöl hat seinen Hauptsitz im Gebiet des Niger, einige südlichere Punkte, z. B. das Kamaland, führen nur geringe Quantitäten aus. Sesam wird allenfalls als Oelfrucht kultivirt, wie ja überhaupt Westafrika reich an Verwandten dieses Gewächses ist (Sesameae).

Kürbisse und Melonen pflegt man in der Umgebung der Hütten und in den Plantagen, theils um sie zu verspeisen, theils um ihre Fruchtschalen zu Gefäßen zu verwenden. Nicht unwichtig sind auch in einigen Gegenden die Hülsenfrüchte als Nährpflanzen und Gemüse; so baut man außer der gemeinen Schminkbohne (Phaseolus vulgaris) auch Lablab, ferner Pachyrrhizus angulatus, Cajanus indicus, Voandzeia subterranea und Arten von Dolichos.

Zu Kleiderstoffen liefert die Baumwolle das Material, die von mehreren Reisenden als wildwachsend angeführt wird. Westafrika würde vielleicht ein wichtiges Land für die Ausfuhr dieses Artikels abgeben können, wenn die angeborene Trägheit der Bewohner und die zerrütteten Verhältnisse der Länder eine entsprechend ausgedehnte Kultur desselben gestatteten. Dem Europäer, welcher sich hier niederlassen wollte, tritt in den Küstengebieten das verderbliche Klima als unüberwindliche Schwierigkeit entgegen. So bilden gegenwärtig bei den meisten Negerstämmen die eingeführten Kattune die gesuchtesten Tauschartikel und werden bei vielen Völkerschaften vorzüglich dann geschätzt, wenn sie von blauer Farbe sind.



Anil-Pflanze (Indigofera Anil).

Wie wir bereits erwähnten, nehmen sich nur einige Stämme die Mühe, die einheimischen Färbepflanzen zu verwenden, um den selbsterzeugten Geweben ein gefälliges Ansehn zu geben. Von Indigoarten baut man Indigofera Anil, tinctoria, argentea u. a.; außerdem enthält die einheimische Flora noch manche brauchbare Art, so wie auch von der nahestehenden Gattung Tephrosia. Von Odina Oghigee bereiten manche Stämme Guinea's eine Gesichtsschminke.

Die Sanseviera guineensis, eine Verwandte der Aloë, liefert in Guinea eine hübsche lange Faser, die sich gut zu Geweben verarbeiten läßt. Im Innern gewinnt man auch von einer Palme einen hübschen Faserstoff.

Auf dem Bilde Seite 41 bieten wir unsern Lesern einen Blumenstrauß von der Westküste Afrika's. Er ist von unserm Künstler nach Abbildungen zusammengestellt, welche Sir Hooker von solchen Pflanzen veröffentlichte, die Dr. Th. Vogel als neue Arten nach London sendete. Fig. 1 ist ein Blütenzweig des afrikanischen Gambirstrauches (Uncaria africana) von Sierre Leone. Wir bemerken hierbei, daß die amerikanischen Verwandten dieses Gewächses (U. acida und lanosa) in ihrem schwammigen Marke so reiche Mengen süßen, wohlschmeckenden Wassers enthalten, daß Reisende sich bequem den Durst damit löschen können.

Ob es bei der vorliegenden afrikanischen Art auch der Fall ist, möchte wahrscheinlich sein. Fig. 2 giebt uns eine neue Art der Napoleona (Napoleona Vogelii), dem Andenken Vogel's gewidmet. Sie ist, wie auch die übrigen Gewächse, nur in halber Größe gezeichnet und steht an Pracht ihrer lebhaft gelben und rothen Blumen wenig jenen Arten nach, die man zuerst in Futa Dschallon entdeckte. Vogel fand den prächtigen Strauch am Kap Palmas. Fig. 3 ist eine duftende Gardenie (Gardenia Vogelii), bei Abo gepflückt, mit sehr langen Blüten. Fig. 4 Hugonia Planchoni, ein kletternder Strauch von Sierre Leone, der unserm Flachs verwandt ist und schöngelbe Blumen trägt. Fig. 5 Campylanthus Benthami, ein kleiner Strauch von den Inseln des grünen Vorgebirgs, zu den Braunwurzgewächsen (Scrophularineae) gehörig, mit blauen, manchmal weißen Blüten. Fig. 6 Melhania Leprieurii, eine Verwandte unserer Linde, ebendaher, aber nur ein niedres Gestrüpp bildend. Fig. 7 Dicranolepis disticha von Sierre Leone, zu den Thymeleen gehörig und durch glänzende gelbgrüne Blätter auffallend. Seine Samen ähneln den Haselnüssen.

Von den 1870 Phanerogamen-Arten, welche Hooker in seiner Niger-Flora aufzählt, kommen 1524 auf die zweisamenblättrigen, 346 auf die einsamenblättrigen. Unter den erstern sind die Hülsenfrüchte am stärksten mit 264 Arten vertreten. Ihnen zunächst stehen die Rubiaceen (Verwandte des Kaffee's) mit 159 Arten, dann sind die Korbblütler mit 82, die Acanthaceen mit 61, die Wolfsmilchgewächse mit 55, die Winden mit 45, die Malven mit 55 und die Verwandten der Nessel (Feigen, Brodfrucht ꝛc.) mit 35 die artenreichsten.

Unter den monokotyledonen Gewächsen treten die Gräser mit 152 Spezies, die Cypergräser mit 74 und die Commelyneen mit 20 als die wichtigsten auf.

Bei einem Ueberblick der in Westafrika gepflegten Kulturgewächse stellt es sich als eine interessante Erscheinung heraus, daß die meisten derselben von Osten her zu den hier wohnenden Stämmen eingeführt worden sind. Diejenigen Arten, welche Westafrika mit Amerika gemein hat, sind, mit wenig Ausnahmen, von ersterem Erdtheile nach der neuen Welt übergeführt worden, sind also auch in der Richtung von Ost nach West fortgeschritten. Unter den wildwachsenden Pflanzen der Küste sind viele mit den Strandgewächsen Amerika's übereinstimmend, und je weiter man nach dem Innern fortschreitet, sieht man in gleichem Grade die amerikanischen Arten verschwinden, wie die ostindischen auftreten. Die europäischen Formen und die charatteristischen Gestalten des Kaplandes sind von der Flora Nigritiens viel schärfer ausgeschlossen als die der übrigen Tropenländer, nur in dem südlichen Gebiet, in welches uns die Reisen Magyar's führen, ragt die Kapflora auf dem geeigneten Terrain stellenweise herein, mit den tropischen Formen abwechselnd.

Die Thierwelt Westafrika's werden wir bei Du Chaillu's Reisen näher kennen lernen, da dieser gewaltige Jäger sich das Erlegen von Allem, was da fliegt oder mit vier Füßen auf Erden wandelt, als besondere Aufgabe gestellt hatte.



Landschaft am Ufer des Niger. (Nach Hooker's „Niger Flora".)

Ueberhaupt ist dieser Theil der Erde viel häufiger von Thiersammlern als von Pflanzenforschern besucht und ausgebeutet worden, vielleicht schon deshalb, weil sich mit der erstern Beschäftigung leichter ein merkantilischer Vortheil verknüpfen ließ als mit den letztern. Wir begnügen uns hier deshalb mit einem kurzen Ueberblick der hervortretendsten Züge.

Auffallend ist es, daß gerade hier, wo die Natur dem Gedeihen des Menschengeschlechts, besonders der empfindlicher organisirten weißen Rasse, so unübersteigliche Schranken gesetzt hat, daß gerade hier die stärksten menschenähnlichen Vierhänder gedeihen, der Tschimpanse und Gorilla. Ihnen schließen sich eine große Menge Meerkatzen an (Semnopithecus und Cercopithecus), ebenso in den Felsgebirgen Paviane (Cynocephalus) und in den dunkeln Waldungen die kleinsten Affengattungen (Galago und Otolicnus), welche ein nächtliches Leben führen. Von Flatterthieren treten zahlreiche Arten aus den Gattungen Nycticejus, Nycteris, Megaderma, Rhinolophus (Hufeisennase) und Pteropus auf, und an Nagern ist ebenfalls kein Mangel. Besonders kommen niedliche Eichhörnchen vor, denen die nüssetragenden Waldbäume reichliche Nahrung bieten.

Der Löwe ist im Norden und im Süden vorhanden, auffallender Weise fehlt er aber gerade in den äquatorialen Gegenden, in denen man ihn am ehesten vermuthet hätte. Der Leopard kommt in seinen zahlreichen Spielarten allenthalben vor, hie und da findet sich auch der weniger gefürchtete Gepard (Cynaelurus guttata) und der Caracal (Felis caracal). Zu den bereits hier bekannten Viverren, Zibethkatzen und Mangusten fügte der genannte Franzose in der Cynogale eine neue Gattung zu, wenn dieses Thier nicht etwa zu den biberähnlichen Nagern gehört. Unsre bekannte Flußotter fischt auch in den Flüssen Guinea's und hat an den Krokodilen, Flußpferden und dem harmlosen, pflanzenfressenden Manati anständige Nachbarn. Das Nashorn ist dem südlichern Gebiete mehr zugehörig als dem mittleren, ebenso die Giraffe und der Strauß, dagegen sind zahlreiche Antilopenarten ziemlich über die ganze Westküste verbreitet (Antilope gazella, bubalis, lunata, Gnu, scripta, strepsiceros, redunca, quadriscopa, Ogilby, sylvicultis u. s. w.). Das Warzenschwein tritt neben dem Büffel und einer andern wilden Ochsenart in mehreren Varietäten auf und der Elephant spielt hier, wie allerwärts in Afrika, wo es Wasser und Wald genug giebt, den großen Herrn, obschon er stellenweise nach Einführung des Feuergewehres seltener geworden ist als ehedem.

Unter den Schlangen hat sich die sogenannte Götzenotter (Viper idolum) im Whyda-Reiche (Golf von Benin) besonderer Aufmerksamkeit zu erfreuen, denn sie hat hier nicht nur völlige Schonung und göttliches Ansehn, sondern selbst Priester und Priesterinnen und einen eigenen Kultus.

Ueber den Vögelreichthum Guinea's werden wir uns bei Du Chaillu's Reisen eingehender aussprechen. In dieser Beziehung übertrifft diese Seite Afrika's alle übrigen Theile des Kontinents, und lebendige Vögel, z. B. die hübschen Whyda-Finken, sowie schöngefärbte Bälge bildeten seit lange einen interessanten Ausfuhrartikel, mit dem sich die europäischen Naturalienkabinete schmückten.

Besonders kommen hier viele eigenthümliche und brillante Singvögel und Mandelkrähen (Coracias) vor, ferner elegante Bienenfresser, prächtige Helmvögel (Pisangfresser, Musophaga), sparsamer dagegen die Hühnerarten. Unter letztern ist das bekannte Perlhuhn das verbreitetste.

Sehr reich ist die Insekten-Fauna dieser Küste und übertrifft weit die Ostseite Afrika's. Nicht wenige derselben werden sogar verspeist, so die Heuschrecken und die in zahlloser Menge vorkommenden Termiten oder weißen Ameisen, von denen eine hervorragende Art (Termes bellicosus) kegelförmige, inwendig hochausgewölbte Gebäude aus Thon aufführt, welche an Größe den meisten Negerwohnungen gleichkommen und an Festigkeit sie gewöhnlich übertreffen.


Whyda-Finken.

Die Mollusken-Fauna ist viel reicher als die der Ostküste von Amerika, kommt aber der asiatischen nicht gleich. Sehr zahlreich sind hier die Walzenschnecken (Voluta); die größten der bisher entdeckten Landschnecken kommen hier vor, sie gehören zu den Achat-Schnecken, sind oft acht Zoll lang und leben wahrscheinlich von andern Schnecken, während sie selbst als nahrhafte und gesunde Speise von den Eingeborenen gegessen werden. Die hier vorkommende Perlmuschel ist klein und ohne Werth für den Handel, dagegen wird auch hier die Kauri-Muschel gefunden (Cypraea moneta), die vielfach die Stelle der Scheidemünze ersetzt.

Ueber die Schnecken und Muscheln Senegambiens verdankt man Adanson die eingehendsten Mittheilungen. Er zählt allein von den Meeresmollusken nahe an 200 Arten auf. Die an den Wurzeln der Mangrove-Bäume sitzende Baumauster (Ostrea arborea) ist eben so schmackhaft als die gewöhnliche Auster, und dabei stellenweise so häufig, daß ein Mann sich durch einen einzigen Axthieb eine solche Menge verschaffen kann, daß er kaum im Stande ist, sie allein zu tragen. Adanson rühmt ferner am Senegal eine Pinna-Art, die er Apan nennt und als sehr wohlschmeckend bezeichnet. Sie wird aber in dieser Beziehung noch weit übertroffen von der Lunot (Pullastra) und an Größe von dem Yet, einer Voluta-Spezies, die 5 — 6 Pfund Gewicht erreicht.

Letztere pflegen die Senegal-Neger zu trocknen und zu räuchern, um sie als nahrhafte Speise für Zeiten der Hungersnoth aufzubewahren.

Von den Mollusken des südlichern Gebietes hebt Tuckey besonders eine Mya-Art hervor, die in dem Schlamm der Kampenzeg-Insel häufig gefunden wird. Da sie in frischem Zustande wenig schmackhaft ist, wird sie von den Eingeborenen auf Hölzchen gesteckt und in der Sonne getrocknet. Dabei geht sie in einen Zustand halber Zersetzung über, der sie dem Geschmack der Neger angenehm macht, und bildet dann selbst einen Gegenstand des Tauschhandels mit benachbarten Stämmen.

Fische sind für die Küstenvölker und für die Bewohner der Flüsse von Bedeutung und werden an den letztern besonders leicht in den Lachen gefangen, die bei den jährlichen Ueberschwemmungen sich bilden und zur trocknen Jahreszeit verdunsten.

Somit schließen wir denn diesen allgemeinen Ueberblick, um uns in den nachstehenden Bogen durch Du Chaillu in den äquatorialen Theil Westafrika's zu seinen Jagdzügen und Völker-Visiten geleiten zu lassen.



Ein junger Gorilla.



Du Chaillu's Reisen im äquatorialen Westafrika.

Zweite Abtheilung.



Paul Belloni du Chaillu.

Du Chaillu's Reisen im äquatorialen West-Afrika.

Vorbemerkung.

Negererzählungen und afrikanische Ethnographen. — Reisenoth. — Deville's Entdeckungen und Du Chaillu's Reisen. — Europäische Skrupel.

Die Neger der afrikanischen Westküste sind ein interessantes Völkchen! Zum Theil leidenschaftliche Handelsleute, zum andern Theil Jäger, verstehen sie ihren Faden zu spinnen trotz dem besten englischen Matrosen und dem kühnsten

Waidmann der Prairien, und da sie außer einigen Missionaren nur die Bekanntschaft weißer Schiffer gemacht haben, wird ihnen durch europäische Gewissenhaftigkeit und Gelehrsamkeit keine ängstliche Schranke gesetzt, wenn es ihnen darauf ankommt, etwas Unterhaltendes und Interessantes zu erzählen. Sie ähneln darin ihren farbigen Brüdern im Osten, durch welche kürzlich Petherick sehr spezielle Beiträge zur Völker- und Menschenkunde erhielt.

Dieser englische Reisende traf westlich vom weißen Nil den Negerstamm der Wadj Koing und fragte bei ihnen an, was für Leute jenseits des Waldes wohnten. Ein ehrwürdiger Negerpatriarch ward herbeigeschafft, um die Wißbegierde des Weißgesichts zu befriedigen. Er erzählte, daß er in seinen jungen Jahren mit großer Kühnheit weite Handelsreisen nach dem fernen Süden gemacht habe. Bis zum nächsten Volke seien einige Monatsreisen erforderlich. Die Leutchen, welche man dort träfe, wären äußerlich zwar eben so liebenswürdig gestaltet wie sie selbst, die Wadj Koing, allein von weniger tugendhaften Sitten und feinem Benehmen; weiterhin werde die Sache aber schon bedenklicher. Das nächste Volk sei mit vier Augen begabt, zwei vorn und zwei hinten; dies verschaffe ihnen die Befähigung, eben so geschickt rückwärts laufen zu können wie vorwärts. Bei dem daneben wohnenden Geschlecht variirten die Sehwerkzeuge aber noch stärker. Anfänglich habe er geglaubt, die Leute hätten gar keine Augen, bis er sich endlich überzeugt habe, daß dieselben in den Achselgruben verborgen seien, so daß sie gezwungen gewesen, die Arme emporzuhalten, wenn sie etwas hätten sehen wollen. Der Aufenthalt bei diesem Volk sei ihm unbehaglich geworden und er habe seine Wanderungen nach Süden fortgesetzt, dabei Menschen getroffen, die von der Natur mit Affengesichtern und ellenlangen Schwänzen gesegnet gewesen, und endlich, nach jahrelangem Umherirren, sei er zum letzten Stamm des Menschengeschlechts gerathen, der winzig klein von Gestalt, aber riesig groß an Ohren gewesen. Diese Ohren waren so gewaltig, daß sie bis zum Boden herab reichten und den Eigenthümern die Sorge für weiteres Obdach ersparten, denn während das eine Ohr zur Nacht die Stelle der Matratze versah, wurde das andere als Decke benutzt.

Wie kühl erscheinen die Erzählungen unserer Reisenden gegenüber diesen tropischen Schilderungen, selbst wenn sie sich ziemlich acclimatisirt und eingenegert haben, was bekanntlich gar nicht so leicht ist.

Hat das Schiff das Land der weißen Männer verlassen, ist es außer Sicht der königlichen und privaten geographischen Gesellschaften, so wird es von tausend Gefahren umringt. Wenige Besucher der afrikanischen Westküste kehrten wohlbehalten zurück. Wir begrüßen deshalb dankbar jede Kunde, die uns Neues von der Goldküste, von dem Lande, in dem der Pfeffer wächst, bringt, — selbst wenn sie ein wenig nach Negergeschmack mit einer Dosis Phantasie gewürzt ist. Es läßt sich in der Hungersnoth selbst aus solchem Gericht noch ein nährender Bissen herausfischen.

Wir legen alle die Mühseligkeiten und Gefahren, die dort dem Reisenden drohen, mit in die Wagschale zu seiner mildern Beurtheilung, denn ihrer sind mehr als anderwärts.

Ist das trügerische Meer mit seinen Windstillen und wüthenden Tornados glücklich durchfahren, ist die flache Küste mit ihren Sandbänken und Brandungen schließlich erreicht, so warten des Fremdlings zerstörende Fieber und erschlaffende Sonnenglut, so beginnt er den aufreibenden Kampf mit dem Aberglauben, dem Mißtrauen und der Habsucht der Schwarzen und mit dem bellenden Hunger. Vielleicht preist sich der kühne Entdecker noch glücklich, wenn er eine Möglichkeit sieht, wenigstens seine Tagebücher dem geliebten Europa zusenden zu können, während er selbst sein müdes Haupt unter den Palmen zur langen Ruhe legt.

Das beste Theil unter Allen erwählte jedenfalls Douville. Wozu hat die gütige Natur dem Menschen die Gabe der Phantasie verliehen, wenn er nicht mit ihrer Hülfe den Gefahren des Daseins entgehen soll! So verfaßte Douville sein Reisewerk und schilderte seine Entdeckungen am Congo, in Angola und Benguela, sowie den wunderbaren Cussua-See, der rings von einem meilenweiten Geklüft wüster, wild zerrissener Berge umgeben, mit einer so dicken Kruste von Erdpech bedeckt, daß das Wasser darunter kühl sei! Die Pariser Akademie der Wissenschaften belohnte den edeln Mann, und Ihrer Majestät geographische Gesellschaft in England rechnete es sich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen. Da machte ein schlimmer Engländer die Entdeckung, daß Herr Douville während derselben Zeit, die er angeblich in Westafrika verlebt, und in welcher seine kühnen Züge ausgeführt sein sollten, sich in London ganz behaglich bei Ale, Porter und Roastbeef gepflegt habe. Douville hatte versucht, seinen Landsmann Psalmanazar nachzuahmen, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts sich für einen Eingeborenen der Insel Formosa ausgab, bekehren ließ, ein selbsterfundenes Alphabet einer selbsterdachten Sprache jener Insel veröffentlichte und in einem großen Werke die genaue Geographie und Geschichte der letztern niederlegte, die er so wenig kannte als seine Leser.

Afrika hat seit Douville leider wieder manchen Europäer getödtet, mit um so gespannterem Interesse verfolgte man die einzelnen Notizen, die über einen Landsmann Douville's, den Franzosen Du Chaillu, zur Oeffentlichkeit gelangten, der seit Jahren das Ländergebiet Westafrika's durchzog, welches zu beiden Seiten des Aequators liegt und über dessen Tüchtigkeit, naturwissenschaftliche Sammlungen und weithingehende Pläne die Zeitschriften Nordamerika's viel berichteten.

Paul Belloni du Chaillu's Vater besaß eine Handelsfaktorei an dem Ufer des Gabun unter dem Schutz des hier 1843 errichteten französischen Forts. Hier verlebte der junge Du Chaillu einen Theil seiner Jugend und gewöhnte sich an das für viele Andere so mörderische Klima. Er erlernte die reichausgebildete Sprache des Mpongwe-Volks, das die Ufer des Gabun inne hat, und erwarb sich auch vielfache Kenntnisse in der Naturgeschichte der Vögel.

Schon von dem Jahre 1851 an unternahm er mehrfache Reisen am Gabun, am Munda und Muni entlang und sammelte vorzugsweise interessante Vögel, mit denen er 1855 nach Nordamerika segelte. Auf einer jener Reisen am Muni hatte ihn der amerikanische Missionar Mackens begleitet, überhaupt war er mit den am Gabun und in dessen Nähe stationirten Geistlichen der Vereinigten

Staaten in so freundschaftliche Beziehungen gekommen, daß diese ihm Empfehlungen nach ihrem Heimatlande mitgaben. Er fand in Folge dessen bei der Academy of Natural Sciences in Philadelphia reiche Unterstützung und ward vorzüglich von dem Ornithologen John Cassin in Schutz genommen. Er erzählte in Philadelphia nicht blos von seinen Jagdzügen auf das befiederte Wildpret, sondern auch von seinem Eifer für geographische Entdeckungen; machte aufmerksam auf einen afrikanischen Volksstamm, den er Fan oder Pauein nannte und welcher nach seiner Meinung von den Quellen des Muni an bis zu den Nilquellen wohne und besondere Vorliebe für Menschenfleisch besäße. Die Sammlungen, welche er mitgebracht, stammten nach seiner Aussage hauptsächlich vom Munda und er fügte hinzu, daß er jenen Fluß bis zu seinem Ursprung in der Sierra del Cristal, einer dreifach gegliederten Gebirgskette, verfolgt habe. So bezeichnete er denn als seinen Lieblingswunsch den Plan, ins Innere Afrika's vorzudringen und die zur Zeit noch unbekannten Quellen des Congo zu entdecken, und ward dazu von der Akademie mit hinreichenden Mitteln ausgestattet.

So nahm denn Du Chaillu seine treue Vogelflinte, auch eine Kugelbüchse zum Schutz gegen die Fans, Gorillas, Leoparden und andere wilde Thiere, und verließ im Oktober 1855 Amerika, um seine Jagd- und Entdeckungszüge wieder aufzunehmen und systematisch in größerem Maßstabe fortzusetzen. Er liegt in Afrika selbst seinem Werke mit solchem Eifer ob, daß er binnen drei Jahren eine vierjährige Reise vollendet, ein Kapitalstück, das vor ihm noch Keinem gelungen und das schon zur Genüge seine genaue Vertrautheit mit den Sitten und Anschauungsweisen der Neger bekundet.

Er durchwandert links und rechts vom Aequator zahllose Meilen, auf ein Hundert mehr oder weniger kann es einem jungen Jäger von zwanzig und einigen Jahren nicht ankommen, erlegt dabei Tausende von Säugethieren und noch mehr von Vögeln, die er theils verzehrt, theils ausstopft, verspeist nebenbei verschiedene Pfund Chinin und gelangt schließlich am 24. August 1859 wieder mit reicher Beute nach Philadelphia.

Die Wißbegierde Europa's befriedigt Du Chaillu durch ein Werk, welches in London von ihm veröffentlicht wird und aus welchem wir unsern Lesern das Wichtigste mittheilen. Auch die Bilder, mit denen Du Chaillu sein Buch ausgeschmückt, sind von unsern Zeichnern zum Theil mit benutzt worden und sind deshalb eben so zuverlässig als die Originale. Bei der Schilderung seiner Reisen und Jagden zeigt sich Du Chaillu als tüchtiger Jäger und beweist zugleich, wie wichtig es für ihn war, die Sprache der verschiedenen Negerstämme sprechen zu können, obschon die Jägersprache aller Nationen etwas Verwandtschaft zu haben scheint. Er hat seine Reisen wirklich in Afrika gemacht, nicht wie Douville in London, und ist dabei nicht blos unmittelbar an der Küste geblieben, sondern auch, wie es scheint, in Gebiete des Innern gedrungen, die vermuthlich bis dahin noch kein Fuß eines Europäers betreten hatte. Selbst da, wo Du Chaillu nicht selbst gesehen hat, wo ihn nur seine schwarzen Freunde durch ihre Erzählungen weiter unterrichteten, sind seine Schilderungen so anziehend, daß sie

nicht hinter den Mittheilungen über die näher liegenden Gebiete an lebhafter Schilderungsweise zurückstehen.

Europäische Gelehrte wollen freilich behaupten, Du Chaillu habe manche Dinge übertrieben, habe sogar ganze Touren nach dem Innern nicht gemacht, die er dem Datum nach aufzählt, sondern habe Nachrichten, welche er von den Eingeborenen erhalten, stellenweise als eigne Erlebnisse mitgetheilt. Sie gehen dabei von der Voraussetzung aus, daß Mittheilungen Du Chaillu's über eigne Erlebnisse zuverlässiger sein müßten, als solche von einem eingeborenen Neger — allein man erinnere sich nur an das fieberbringende Klima des äquatorialen Westafrika's, in dem tausend fremdartige Gestalten aus dem Giftnebel der Mangrovesümpfe emporsteigen! Wer von uns kann beurtheilen, wie sich die Westküste Afrika's in dem Geiste eines Mannes gestaltet, der, außer seinem täglichen kleinen Schnaps, veranlaßt war, verschiedene Pfund Chinin und einige Eßlöffel von Arsenik zu verschlucken! — Da es ausgemacht ist, daß Du Chaillu fast acht Jahre lang in diesen Gebieten als Nimrod fungirte, so wird man auch seinen Jagderzählungen allen Glauben schenken, besonders so weit sie mit den Erzählungen anderer Reisenden übereinstimmen. Wir werden nicht unterlassen, die Bedenken, welche gedachte Gelehrten aussprachen, bei passender Gelegenheit unsern Lesern mitzutheilen, so wie wir auch anderweitige Bemerkungen einflechten, die bestätigend von andern Forschern herstammen. Es sind in den jüngsten Zeiten sichere Nachrichten über jene Gegenden veröffentlicht worden, die auffallend Du Chaillu's Forschungen bestätigen, und seine ganzen Erzählungen gewinnen sofort ein ganz verändertes Ansehen, wenn man von der durch ihn selbst entworfenen Karte absieht und die Längenverhältnisse derselben auf etwa ein Dritttheil reduzirt.



Fan-Waffen.



I.

Du Chaillu's Reise am Muni.

Corisco-Bai. — Walfischfang. — Insel Corisco. — Mbenga-Neger. — Mbango. — Negerboote. — Afrikanisches Lynchgericht. — Ein Mangrovewald. — Der Muni und der Ndina. — Dayeko und die Mbuschas. — Afrikanische Handelspolitik. — Bedeutung der Frauen. — Hexenprozeß. — Der Ntambunay und Nunday. — Mbene's Olako. — Mbondemo-Sitten. — Feldbau. — Wohnungen. — Negerkriege. — Du Chaillu als Apostel.

Die Bai von Corisco ist eine der schönsten an der westafrikanischen Küste. Sie liegt einen Breitengrad nördlich vom Aequator und würde ein ausgezeichneter Punkt für den Handelsverkehr sein, wenn sie gleichmäßigere und bedeutendere Wassertiefe hätte. In ihrem Hintergrunde münden zwei ansehnliche Flüsse, nördlich der Muni und südlich der Munda, und führen jahraus jahrein dem Meere bedeutende Mengen Sand und Schlamm zu, besonders wenn sie zur Regenzeit angeschwollen sind. Die Schlammmassen lagern sich in der Bai ab und erzeugen zahlreiche Bänke, die je nach den herrschenden Strömungen vielfach wechseln. Diese ausgedehnten Untiefen wurden in frühern Zeiten jährlich während des Juli und August von den Walfischen schaarenweise besucht. Die mächtigen Thiere warfen hier ihre Jungen und fielen dabei den Walfischfahrern zur Beute. Man erzählte Beispiele, daß ein einziges Schiff während zweier

Monate 12—18 Wale erlegte. Durch die anhaltenden Verfolgungen sind die Thiere aber verscheucht und ihre Zahl so vermindert worden, daß jetzt die Jagd auf sie hier kaum noch lohnt. Der hier vorkommende südliche Wal (**Balaena australis**) ist kleiner als der grönländische; sein Kopf nimmt nur den vierten Theil der Körperlänge ein und seine Färbung ist schwarz, mit Ausnahme eines schmalen weißen Streifens auf der Unterseite.

In der Mitte des Eingangs zur Bucht liegt wie ein grüner Edelstein in der blauen Fassung des Meeres die liebliche Insel Corisco, von Negern bewohnt, die zu dem Stamme der Mbenga gehören. An ihren Ufern erheben sich stellenweise steile Felsklippen, auf denen zahlreiche Seevögel nisten. Auf dem überhängenden Gestein sitzen Seeadlerpärchen und spähen nach dem Getümmel der Fische in der Salzflut. Viele der Hügel sind bis zu ihrem Gipfel mit Waldung bedeckt; neben ihnen breiten sich flache Uferstrecken aus, die nicht weniger malerisch sind. Den sandigen Strand decken buntfarbige Muscheln und Meeresschnecken, langbeinige Strandvögel spazieren zwischen ihnen umher; weiterhin erheben Kokospalmen ihr stolzes Haupt, von schöngefiederten Papageien umschwärmt. Oelpalmen reifen ihre Fruchttrauben und sind von muntern Eichhörnchen belebt, denen es nie an Nahrung fehlt. Aus dichten Gruppen von Bananen und Fruchtbäumen schauen halbversteckt die Wohnungen der Neger hervor und einige Häuser in europäischem Styl verrathen die Niederlassung unerschrockener Missionare, die hier seit länger als zehn Jahren ihr Wirken begonnen haben und sich einer zahlreich besuchten Schule erfreuen.

Auch das Innere der niedlichen Insel hat schöne Partien, so unter andern einen kleinen See, von wilden Enten besucht und reich an Fischen; andre Stellen freilich sind auch wieder wasserlose Wüsten, kleine Erinnerungen an den benachbarten Kontinent, zu dem die Insel gehört. Größeres Wild fehlt, reißende Thiere sind deshalb auch nicht vorhanden, wohl aber mag sich der Waldgänger hüten vor den schwarzen Schlangen, den gifterfüllten, und ähnlichem gefährlichen Ungeziefer. Da uns von Corisco keine Abbildung zu Gebote steht, bieten wir unsern Lesern eine Landschaft der benachbarten Prinzen-Insel S. 57.

Bei den Erwachsenen des Mbenga-Volkes haben es die Missionare wenigstens so weit gebracht, daß sie die ewigen Fehden eingestellt haben, in welche sie vordem verwickelt waren. Vielleicht führt der Unterricht und das gute Beispiel bei der heranwachsenden Generation noch zu weiteren Resultaten. Das Mbenga-Volk ist unternehmungslustig und thätig. Die kleine Insel genügt ihm nicht, nicht wenige Mbengas agiren als Kaufleute und unternehmen als kühne Schiffer Reisen den Muni und Munda hinauf, ebenso an der Küste entlang.

Nachdem Du Chaillu eine Zeit lang sich bei den befreundeten Missionaren zu Baraka am Gabun aufgehalten, suchte er Corisco auf, um von hier aus seine Reise zum Muni anzutreten. Bei den Missionaren fand er auch hier gastliche Aufnahme und unter den Mbengas einen würdigen Beschützer an dem Häuptling Mbango. Dieser unternahm es, ihn mit angemessenem Gefolge den Muni stromaufwärts zu führen bis zu seinem Freunde, dem mächtigen

Dayoko, der seine Residenz am Ndina, einem Nebenflusse des Muni, hatte und weit und breit in der Gegend geachtet war. Unter dem Schutz des letztern sollte die Reise dann fortgesetzt werden.

Als Fahrzeug diente ein einheimisches Boot, 35 Fuß lang, aber nur 3 Fuß weit und $3\frac{1}{2}$ Fuß tief. Es war, wie alle Kanoes der Eingeborenen in dieser Gegend, aus einem einzigen Stamme gearbeitet, vielleicht aus einem Bombar.

Die Schiffswerften der Neger sind im Walde und das Anfertigen der Kähne wird von manchen geschickten Arbeitern als besondres Gewerbe getrieben. Mit Weib, Kind und Sklaven ziehen sie zur geeigneten Jahreszeit in die Wildniß, errichten dort leichte Waldhütten, die Einen jagen, sammeln Brennholz und sorgen für das tägliche Brod, die andern Männer fällen die mächtigen Bäume, trennen Aeste und Borke ab und höhlen den Stamm mit Feuer und Axt aus. Auf untergelegten Walzen wird das fertige Schiff nach dem nächsten Flusse transportirt und dann zum Verkauf nach den Ortschaften weiter geführt. Die Segel sind aus Matten eigner Fabrik.

Diese Kanoes segeln vortrefflich und lassen sich durch Ruder schnell vorwärts bringen, erfordern aber viel Geschick und Aufmerksamkeit, um sie vor dem Umschlagen zu bewahren. Die Ruderer sitzen in ihnen einzeln, einer hinter dem andern. Mbango hatte sein Fahrzeug mit 12 Genossen bemannt, die theils seine Anverwandten, theils Sklaven waren. Alle waren mit Musketen bewaffnet. Du Chaillu selbst hatte sein Gepäck auf das Nothwendigste beschränkt. Außer seinem Schießgeräth mußte er aber noch eine Quantität Baumwollenzeug, Perlen, Spiegel, Feuerstähle und Steine, Blättertabak und dergl. mitnehmen, um sie als Geschenke und Zahlungsmittel zu verwenden, da in jenen Ländern weder Kassenbillets noch geprägte Münzen bis jetzt Geltung erlangt haben.

So segelte Du Chaillu von Corisco ab und durchschnitt die liebliche Bucht, das Herz gefüllt mit weitfliegenden Hoffnungen. Mitten in der Bai erlebte er als Einleitung zu künftigen Abenteuern ein Stück afrikanischer Gerechtigkeitspflege, ein Seegefecht und Lynchgericht. Sein zeitweiliger Beschützer war Kaufmann und traf hier zufällig einen alten Schuldner mit einem bemannten Boot. Sofort eröffnete er die Jagd auf das Fahrzeug, das in möglichster Hast die Flucht ergriff. Da die Zurufe des Gläubigers nicht beachtet wurden, ließ Mbango seinem Schuldner eine Gewehrsalve geben. Vorsichtig genug hielten die Neger hoch, ja einige klopften zuvor das Pulver von der Pfanne. Schließlich ward das Boot geentert, ein blutiger Kampf Mann gegen Mann drohte sich zu entspinnen, als die schwächere Gegenpart es vorzog über Bord zu springen. Es glückte Mbango, zwei Männer und ein Weib aufzufischen, die er als Bürgen für die zu leistende Zahlung gebunden mitnahm, hocherfreut über das ausgezeichnete Geschäft, das er gemacht.

Die erste Nacht brachte man auf Alobi zu, einer Insel, nicht weit von der Mündung des Muni, deren König Mpapay sich soweit gastfreundlich zeigte, als es seine Mittel erlaubten, und dafür als Gegengabe einige Blätter Tabak erhielt. Am Nachmittag des folgenden Tages ward die Fahrt mit der



Landschaft auf der Prinzen=Insel im Golf von Guinea.

steigenden Flut fortgesetzt und man trieb ziemlich rasch dem Strome zu. Zur Linken von der Mündung desselben erhob sich ein malerischer Bergzug, an dessen Seiten mehrere Schekiani-Dörfer ausgebreitet lagen, weiterhin lagerten dunkle Massen von Baumschlag und in blauer Ferne ragten die Gipfel der Sierra del Cristal, das Ziel von Du Chaillu's Sehnsucht.

Der Muni hat, wie die meisten Flüsse der afrikanischen Westküste, in seinem untern Laufe ein nur schwaches Gefälle. Seine Wasser ergießen sich zur Zeit der Ebbe träge und langsam ins Meer, zur Zeit der Flut dagegen wälzen sich die Meereswogen weit landeinwärts und stauen das Flußwasser auf. Durch dieses ununterbrochene Spiel werden die Ufer sumpfig und schlammig, zahlreiche Sümpfe aus Brakwasser bilden sich. An allen diesen Stellen entstehen die gefürchteten Mangrovewaldungen, die Du Chaillu auch am Muni unweit der Mündung bereits antraf und die auf seinen späteren Reisen so vielfach erwähnt werden. Unser Reisender hat sich weder mit Sammeln von Gewächsen belastet, noch scheint er den letztern überhaupt weitere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Unser Landsmann Theodor Vogel, dessen wir bereits früher eingehender gedachten, besuchte wenige Grade nördlich einen solchen Mangrovewald bei Grand Bassa und fand ihn hauptsächlich gebildet aus dem Manglebaum (Rhizophora Mangle und Rh. racemosa), demselben, der die Mangrovesümpfe auch im tropischen Amerika bedeckt. Es fällt überhaupt auf, daß viele Strandgewächse Westafrika's mit jenen der gegenüberliegenden Küste Amerika's übereinstimmen, während die Ostseite Afrika's zahlreiche Glieder mit Asien gemein hat.

Der Mangrovebaum wächst stets nur im Brakwasser und erreicht nur eine mäßige Höhe von 40, höchstens 60 Fuß. Zwischen seinem sehr dunkelgrünen Laube reift er spindelförmige Früchte von ein bis anderthalb Fuß Länge, unten zunächst angeschwollen, dann zugespitzt. Beim Abfallen bohrt sich die Frucht in den Sandboden oder Schlammgrund ein, wenn das Wasser nicht tiefer als anderthalb Fuß ist, und beginnt am untern Ende Wurzeln zu treiben, während oben rasch der Stengel mit Blättern sich entwickelt. Die Früchte, welche in tieferes Wasser fallen, werden von den Wellen an andern seichten Stellen angespült. Hat das junge Stämmchen etwa einen halben Fuß sich über den Wasserspiegel erhoben, so bildet es eine Seitenwurzel und senkt diese gleich einer Stütze in den Grund. Je höher es wächst, desto zahlreicher werden die Seitenwurzeln, die sich ihrerseits wieder verästeln und so den Baum mit hundert Tauen sicher vor Anker legen. Durch das Sieb, welches sie bilden, wird bei jedem Wechsel der Gezeiten das Wasser durchgeseihet, und hier lagern sich Schlamm, Sand, Blätter, Zweigstücken, abgestorbene Thiere u. dgl. massenhaft an, bilden dadurch nachgerade neues Land, hauchen aber auch währenddem pestilenzialische Dünste aus, die jeden Europäer sofort auffordern, eine tüchtige Dosis Chinin zu verzehren. Zahllose Stechmücken haben hier ihr Paradies und Krokodile und Giftschlangen logiren hier ungestört.

An den noch unbedeckten Wurzeln siedeln sich auch junge Austern an,

werden von der steigenden Flut genährt und schließen sich während der Ebbe. Buchstäblich kann dann der Reisende, der zur Zeit des Tiefwassers die Mangrovewälder passirt, die Austern auf den Bäumen wachsen sehen.

Zum Mangrovebaum gesellt sich gewöhnlich der afrikanische Salzbaum (Avicennia africana), der nach Dr. Hooker's Ansicht nicht von dem amerikanischen (A. nitida) verschieden zu sein scheint. Der afrikanische Kinobaum (Sichelfruchtbaum, Drepanocarpus lunatus) schaut als mäßiges Stämmchen mit blaßgelben Blütentrauben, aus kleinen Schmetterlingsblumen gebildet, zwischen den dunkleren Nachbarn hindurch. Sein Saft, der ein sehr gutes Gerbemittel abgiebt, wird hier aber nicht benutzt. Ein Pandang (Pandanus Candelabrum) ahmt mit seinen armleuchterartigen Aesten und Stelzenwurzeln die Mangroveform nach, und an dem ästigen Kegelfruchtbaum (Conocarpus racemosus), dessen Rinde zur Noth das Chinin vertreten könnte, rankt sich die goldfrüchtige Anona (Anona chrysocarpa) hinauf, deren Früchte in Brasilien als Alligator-Aepfel bekannt sind.



Blütenzweig vom afrikanischen Kinobaum.

Etwa vier deutsche Meilen von der Einfahrt in den Muni passirte Du Chaillu die Mündung des Ntonga, der von Nordost herabkommt, und kurz darauf traf man rechts (am linken Muni-Ufer) das Sumpfgebiet, das der Ndina, ein von Süden kommender Nebenfluß, bei seiner Vereinigung mit dem Muni bildet.

Am obern Theile des Ndina lag die Residenz Dayoko's; dorthin zu gelangen war aber keine leichte Aufgabe. Der Ndina theilt sich nämlich in zahllose Arme, die sich untereinander wieder zu einem Netzwerk verflechten, und da alle zahllosen Inseln und Inselchen mit Mangrovewaldung bedeckt sind und die Wasseradern mitunter von den Bäumen förmlich überwölbt werden, so gehört der Scharfblick eines geübten Waldläufers dazu, um den Ariadnefaden durch dieses Labyrinth aufzufinden.

Wie Du Chaillu gefürchtet, geschah es auch. Trotz alles Ortssinnes und Negerinstinkts verloren seine Bootsleute das richtige Fahrwasser und staken schließlich zwischen den Mangrovebäumen so fest, daß sie kleinmüthig weder aus noch ein wußten. Die Schwierigkeit, durch einen Mangrovesumpf den Pfad zu finden, wird zum Theil mit durch die Veränderlichkeit der letztern hervorgerufen. Die Bäume wachsen verhältnißmäßig rasch und versperren in kurzer Zeit Kanäle, die unlängst offen waren. An andern Stellen lösen sich gelegent-

lich ganze Inseln aus Bäumen und Gestrüpp los, treiben hierher und dorthin oder verhalten sich wie riesige Schleußenthüren, bei der Flut manche Kanäle sperrend, bei der Ebbe sie öffnend. Zum Glück bemerkte man schließlich noch einen Kahn mit Eingeborenen, dessen Insassen die Verirrten nach dem Hauptwasser wiesen, just als man schon mit Schaudern daran gedacht hatte, eine Nacht im Sumpfwald zubringen zu müssen und von den Muskitos aufgegessen zu werden.

Lange nach Sonnenuntergang kam das Boot endlich an Daveko's Stadt an und Du Chaillu hatte, da die Ebbe eingetreten war, zum Schluß dieses Tagemarsches noch das Vergnügen, mit seinen Gefährten eine breite Schlammbank zu durchwaten, ehe sie trocknes Land unter die Füße bekamen.

Ihre Ankunft brachte den ganzen Ort in Aufruhr. In jenen Gebieten ist fast stets Krieg Aller gegen Alle und in jedem Ankömmling vermuthet man zunächst einen Feind, besonders wenn er zur Nachtzeit eintrifft. Die Neger scheuen eine offene Feldschlacht und suchen ihre größte Stärke darin, im Schutze der Dunkelheit sich an eine Ortschaft heranzuschleichen und die schlafenden Bewohner durch die Bambusstäbe der Wände hindurch zu erschießen. Eben so gern lauern sie zu Vielen auch wohl dem einzelnen Wanderer im Walde auf und greifen ihn heimtückisch im Rücken an. So griff auch Jedermann in Daveko's Stadt zunächst zu den Waffen und von allen Seiten strömte Volk mit geladenen Musketen herbei, andre mit Speeren und Streitärten. Um so größer war die Freude, als man in den Ankömmlingen den befreundeten Mbango mit seinen Genossen erkannte, und vollends einen Weißen dazu. Aller Herzen erfüllten sich mit Hoffnungen auf große Handelsgeschäfte, denn nur um solcher willen, meinte man, wären die Freunde gekommen.

Unter Jubelgeschrei und Abfeuern der Musketen geleitete man die Reisenden nach dem Stadthause, das in jedem nobeln Negerorte zur Aufnahme Fremder eingerichtet ist. Während man hier ein loderndes Feuer anzündete, kam auch König Davoko herbei und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Seine Frauen begleiteten ihn, denn alle waren durch die Nachricht von der Ankunft eines weißen Mannes auf die Beine gebracht.

Beim hochflammenden Feuer, das die Kühle der Nacht milderte, lagerte man sich im Kreise, nachdem die unvermeidlichen Bewillkommnungsgebräuche überstanden, und von dem Führer ward Bericht über die Reise abgestattet, der bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten sich erging und jedenfalls viel genauer war als der, welchen unser jagdbeflissener Freund schließlich seinen europäischen Landsleuten geliefert. Ab und zu gab die reiche Versammlung ihre Theilnahme durch beifälliges Grunzen zu erkennen. Nachdem der Bericht geendet, gegen Mitternacht eine Mahlzeit Fische mit gekochten Bananen verzehrt war, wickelte sich Du Chaillu in sein Moskitonetz und erfreute sich eines erquickenden Schlafes.

Das Volk, über welches Daveko als Häuptling herrschte, waren Mbuschas, ein Stamm, den Schekiani verwandt, aber nicht so rauflustig als diese, Leute von mittlerer Größe und mit gewöhnlichen Negerphysiognomien. Außer dem geringen Feldbau, den sie trieben und der sich auf einige Anpflanzungen von Bananen, Manihok, spanischem Pfeffer u. dergl. beschränkte, nährte sich das Völkchen vom Fischfang und zog ab und zu noch einen Extragewinn als Spediteur der Waaren, die aus dem Innern nach der Küste gelangen sollten.

Die Gegenden im Innern bieten dem Handel außer den Sklaven, deren Ausfuhr aber durch die englischen Kreuzer sehr ins Stocken gerathen ist, Rothholz, Elfenbein und Kautschuk. Niemand von den Stämmen des Innern darf es aber wagen, seine Erzeugnisse selbst in die Hände der Weißen abzuliefern. Er würde als ein Sünder gegen die afrikanischen Mauthgesetze erscheinen und die ganze stromabwärts wohnende Bevölkerung gegen sich auf die Beine bringen. Da jegliches lastbare Vieh fehlt, so werden die Weiber mit den Handelsgütern bepackt und müssen dieselben durch Dick und Dünn nach den Ortschaften am Flusse schaffen, wo man sie dem Häuptling auf Treu und Glauben zur Weiterbeförderung übergiebt. Dieser schafft die Waaren zu seinem nächsten Nachbar stromabwärts, bis sie endlich zu den Stämmen gelangen, welche die Flußmündungen und die Seeküste inne haben. Die Küstenneger sind auf den Handel mit den Weißen in einer Weise eingeübt, welche letztere zum Verzweifeln bringen möchte. Kommt ein Schiff in Sicht, so drängen sich dem Kapitän zwar ganze Schaaren hülfreicher schwarzer Freunde auf, welche es ihm durch Zeugnisse sogar Schwarz auf Weiß beweisen, wie grundehrlich und zuverlässig sie sind; schließlich ist es aber ganz gleichgültig, welchen der Kapitän bevorzugt, denn ein Spitzbube ist wie der andere.

Es kommt den Schwarzen alles darauf an, die Geduld des Kapitäns zu erschöpfen, um den möglichst höchsten Preis zu erpressen. Sie wissen, wie verderblich das Klima ihres Landes für die Weißen ist und wie sehr der Kapitän zur Eile gezwungen wird, wenn er nicht seine Mannschaften hier begraben will. Nichts als Unangenehmes bekommt er zu hören. Obschon die schwarzen Schurken genug Waaren verborgen haben, erklären sie mit Bekümmerniß, daß augenblicklich kein einziger Elephantenzahn, nicht ein Scheit Rothholz aufzutreiben seien. Im Innern des Landes herrsche Krieg, andere Gegenden seien durch das Fieber entvölkert oder von ausgetretenen Wassern überschwemmt u. s. w. Ja im Nothfall schaffen sie auch wol die Vorräthe eine Tagereise stromaufwärts, um desto ungenirter dem Weißen die leeren Waarenhäuser zeigen zu können. Haben sie schließlich den höchsten Preis ihrem unglücklichen Opfer abgepreßt, so kommt von den Tauschartikeln, welche sie dafür erhalten, den ersten Producenten doch nur blutwenig zu Gute, denn auf dem langen Rückwege behält jeder Zwischenhändler ein möglichst großes Profitchen zurück. Auf der einen Seite werden die Erzeuger durch die geringen Zahlungen, die sie oft erst nach Jahren für ihre Waaren erhalten, lässig und mißmuthig gemacht, auf der andern Seite aber auch durch die hohen Preise und die erwähnten Schwierigkeiten

den Weißen der Handel an der Küste so verleidet, daß der Waarenaustausch in sehr beschränktem Grade betrieben wird. So sehr den Weißen daran liegen muß, mit den Stämmen des Innern in unmittelbaren Verkehr zu kommen, so argwöhnisch überwachen die zwischenwohnenden Stämme jeden derartigen Versuch und legen Jedem, der landeinwärts reisen will, alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg.

Dies erfuhr Du Chaillu zur Genüge, als er am folgenden Morgen es versuchte, König Dayoko für seine Reise nach Sierra del Cristall zu gewinnen. Der alte schlaue Fuchs war entsetzt über das tolle Vorhaben des Sohnes Chaillu's des Aeltern und zweifelte an dessen gesundem Verstande.

„Dort im Innern wohnen die Fans," sprach er, „die werden Dich braten und aufessen!"

„Yes!" antwortete Du Chaillu, „eben zu diesen Fans will ich!"

„Dort in den Waldungen lauern Tiger, Krokodile und die gräßlichen Gorillas, die werden Dich ungebraten verzehren!"

„Gerade die Gorillas will ich aufsuchen und jagen!" entgegnete der hartnäckige Jäger, „und wenn Du mir nicht beistehst, dorthin zu gelangen, so muß ich, so ungern ich es thue, solches unter dem Schutz eines andern Häuptlings versuchen!"

Hiermit war es aber Du Chaillu selbst wenig Ernst, denn Dayoko war der einflußreichste Mann auf 25 deutsche Meilen in der Runde. In Afrika wird man ein angesehener Mann durch's Heirathen; je mehr einer Weiber hat, desto größer wird seine Macht. Dayoko hatte mit dieser Beschäftigung sehr jung angefangen und war damit so eifrig fortgefahren, daß er jetzt in seinen alten Tagen in jedem irgend ansehnlichen Orte auch einen Schwiegervater besaß. Ein Schwiegervater ist hier aber ein Freund in der Noth, der Rath schafft, wenn es gilt ein Stück Elfenbein oder Rothholz zu besorgen, und der auch in andrer Weise die Interessen seines Schwiegersohnes vertritt.

„Aber", rief endlich der unglückliche Dayoko, „wenn die Ungeheuer Dich, der Du „mein weißer Mann" bist, verspeist haben, so wird mein Name bei allen, die es hören, mit Schimpf beladen sein und meine Seele keine Ruhe mehr finden!"

Da öffnete Du Chaillu seinen Reisekoffer und zog einen schwarzen Frack hervor, der während eines ganzen Winters in New-York alle Bälle und Gesellschaften mit durchgemacht hatte. Diesen legte er zu den Füßen seines Mäcens und fügte noch etliche Ellen Kattun, Spiegel für die Königinnen u. dgl. hinzu, und Dayoko's Gewissen ward beruhigt, um so mehr, als Du Chaillu ihm mit Handschlag gelobte, daß er nicht des schnöden Handels wegen zu den Fans reisen wolle, sondern nur um Wild zu schießen.

Ehe sich die bewilligte Mannschaft zusammenfand, war Du Chaillu gezwungen, einem Akt afrikanischer Volksjustiz und grassen Aberglaubens beizuwohnen. Es war im Orte ein angesehener Mann gestorben, und da die Neger den Tod als ein Uebel ansehen, das stets durch den Einfluß eines boshaften

Menschen oder durch einen mit solchem verbündeten Dämonen herbeigeführt werde, so galt es, den Missethäter ausfindig zu machen, der jenen Todesfall auf seinem Gewissen habe. Der Fetischmann ward zu Rathe gezogen und mit Hilfe seines Hokuspokus bezeichnete er einen Greis mit schneeweißem Wollkopf als den Herenmeister. Dieser Unglückliche hatte weder Verwandte noch speziellere Freunde und lag den andern zur Last. Der Ausspruch des Fetischmannes fand allgemeinen Beifall und in der allgemeinen Volksversammlung (Palawer) ward Du Chaillu's Anerbieten, den Alten freizukaufen, abgeschlagen und der Tod desselben beschlossen. Die Menge erhitzte sich gewaltsam und regte sich dermaßen auf, daß das Ganze eine schauerliche Erscheinung von bestialischer Wuth bot. Man schleppte den Unglücklichen an das Ufer, einer der Schwarzen stieg auf den höchsten Baum in der Nähe und schrie den Namen des Mbuscha-Teufels: Joku! daß der Wald ringsum widerhallte, just wie im Mittelalter in Deutschland auch vor den Hinrichtungen ein Bürger den Todesschrei zu besorgen hatte, — dann fiel die Menge brüllend und schreiend über den Alten her und zerhackte ihn in kleine Stückchen.

Nachdem schließlich Du Chaillu sich mit der ihn begleitenden Mannschaft wegen des Lohnes verständigt und die zurückbleibenden Weiber derselben durch einige Blätter Tabak über ihr Strohwittwenthum getröstet, brach man in einem ähnlichen Kanoë auf, wie zur Herreise benutzt worden war. Das Wetter war das beste, das man sich wünschen konnte: die trockne Jahreszeit, ringsum alles voller Blumen und Honigvögel, die hier die Stelle der amerikanischen Kolibris vertreten. Besonders reizend nahm sich einer derselben aus, den die Vogelkenner Nectarina superba genannt haben. Sein Gefieder glänzt im herrlichsten Grün, Gold und Rosenroth, so daß er einem lebendigen Edelsteine vergleichbar ist.

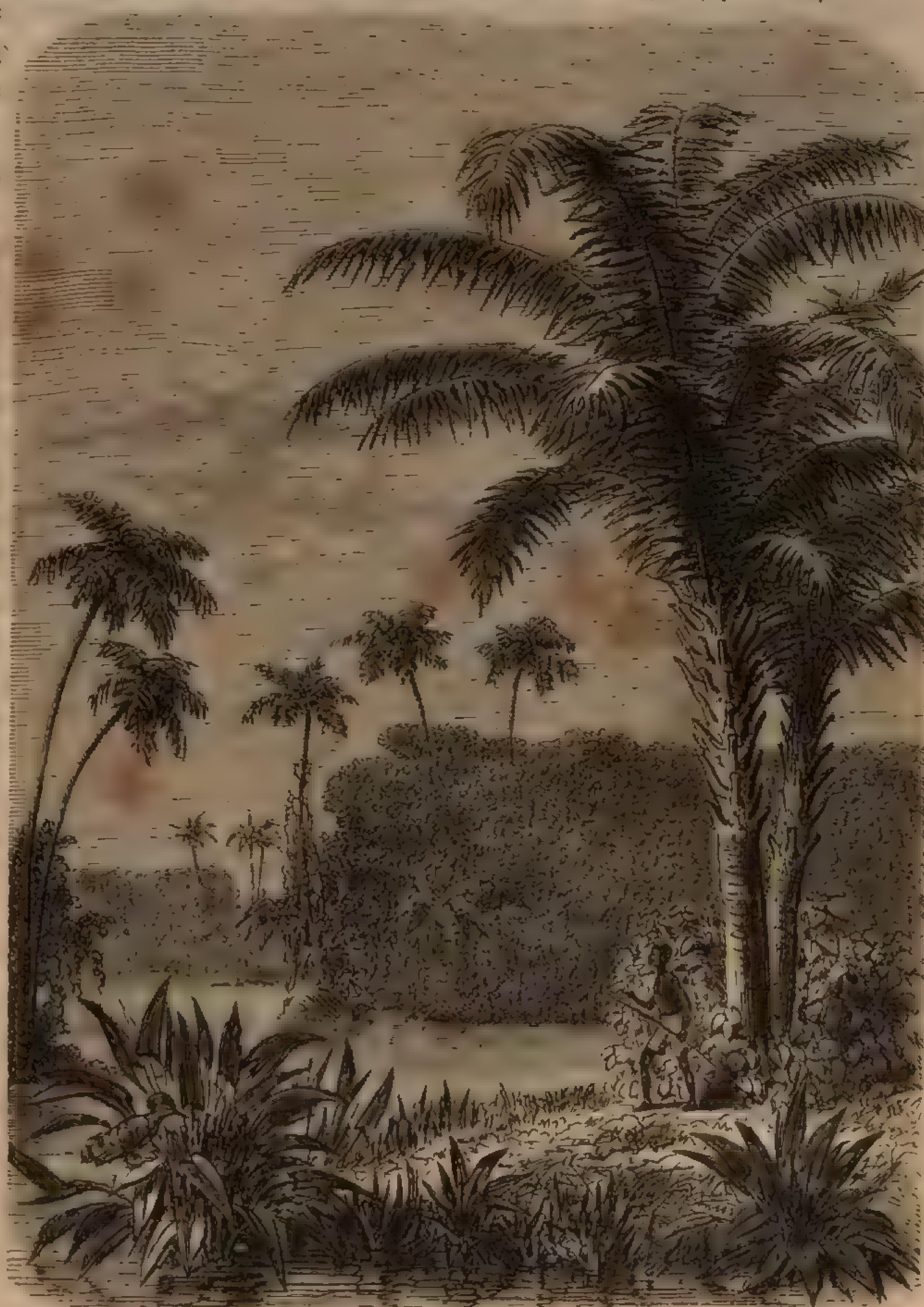
Die Fahrt ging durch denselben Mangrovesumpf wieder zurück, nur hielt man sich etwas östlicher, um an geeigneter Stelle in den Muni einzulaufen. Man kam dann an die Stelle, wo sich die beiden Flüsse N t a m b u n a y und N o y a mit einander vereinigen und auf diese Weise den Muni bilden, und bog schließlich in den Ntambunay ein. In einem Schekianidorfe blieb man zu Nacht; die Bewohner desselben zeigten aber so lebhafte Theilnahme für Du Chaillu's Habseligkeiten, daß er die Büchse während der ganzen Nacht nicht aus der Hand zu legen wagte und froh war, am Morgen gegen Erlegung einiger Geschenke an die Vornehmsten davonzukommen. Die Landschaft am Ntambunay entlang war reizend, der Fluß selbst ansehnlich breit, hie und da mit lieblichen Inseln geschmückt. Die Region der Mangrovewaldungen war überwunden und schöner Laubwald mit Palmen säumte beide Ufer. Aus was für Bäumen die Wälder gebildet, hat Du Chaillu nicht gemeldet, ebensowenig bezeichnet er die Palmen näher, die er hier traf. Wir wissen aber durch zuverlässige Forscher, daß überhaupt sechs verschiedene Palmenarten in den Küstenländern Westafrika's vorkommen. Auf den Inseln und in den Strandgebieten ist die Kokospalme vielfach angepflanzt worden. Sie würde es vielleicht noch mehr sein, wenn nicht auch

bei dem nutzbaren Gewächs der alberne Aberglaube der Neger sich einmischte. Die Kokos bedarf mehrere Jahre, ehe sie Früchte reift; vielleicht hat ein ungeduldiger Pflanzer deshalb geäußert, daß derjenige, welcher eine Kokos pflanze, früher sterben könne, ehe er ihre Früchte pflücke; genug, die Schwarzen betrachten es als Naturgesetz: derjenige, der eine solche Palmenfrucht lege, müsse ins Grab steigen, ehe die erste Nuß des Baumes reif werde, und selbst die Freisinnigern unter ihnen bringen wenigstens eine Ziege dem Fetisch des Baumes zum Opfer, um den Bann vom eignen Hause abzulenken.


Die Weinpalme (Raphia vinifera).

Die ägyptische Dumpalme und die äthiopische Fächerpalme (Deleb, Borassus Aethiopum) kommen an mehreren Stellen vor. Eine Rotangpalme (Calamus secundiflorus) tritt als zähe Liane auf und drei andre Palmenarten dienen den Eingeborenen als Weinlieferanten, nämlich die ächte Weinpalme (Raphia vinifera), eine Art wilde Dattelpalme (Phoenix spinosa) und die Oelpalme (Elais guineensis). Letztere bildet besonders sehr malerische Gruppen. Sie steht gewöhnlich zu mehreren beisammen. Am Gipfel breiten sich die großen gefiederten Blätter zu einer schönen Krone aus, die Rippen der abgestorbenen Blätter hängen schlaff am Stamme herab und sind bedeckt mit grünenden Farnen

und blühenden Orchideen, welche letztere die Luft mit Wohlgeruch erfüllen. Pothosgewächse, Anonen (Zuckeräpfel), Comelinen, glänzendblättrige Gesträuche, die dem Kaffeestrauche verwandt sind, und Leguminosen mit hübschen Schmetterlingsblumen siedeln sich gern in ihrer nähern Umgebung an.



Die afrikanische Oelpalme und der Königsfischer.

Auch die Thierwelt machte sich am Ntambunay bemerklich. Kleine Affen bewillkommneten den Fremden mit lautem Geschrei und suchten sich hinter dichtem Laubwerk zu verstecken. Im Fluß wimmelte es von Fischen, denen der schöne Königsfischer auf überhängendem Zweig auflauerte. Blitzschnell verschwand er aber, so wie er des Bootes ansichtig ward. Bunte Insekten hielten ihre Tänze und droben in der Luft beschrieben Adler ihre Kreise. Rauchwölkchen, welche hie und da zwischen dem Laubwerk empor kräuselten, verriethen das Dasein von menschlichen Wohnungen, und am Horizont ragten die Gipfel der Sierra del Cristall, der man mit jedem Ruderschlage näher kam.

Zum Erstaunen seiner Begleiter schoß unser Jäger einen Vogel aus weiter Entfernung von einem Baumwipfel herab. Obschon viele Neger der Küstenländer

durch die Händler mit Schießgewehren versehen sind, besonders solchen mit Steinschloß, so sind die Schwarzen durchschnittlich doch herzlich schlechte Schützen. Sie schätzen es bei einem Gewehr besonders, wenn es tüchtig schlägt, und von einer Muskete, bei der nach dem dritten Schuß schon die Schulter blutet, meinen sie, daß sie vorzüglich gut sei, weil sie viel Kraft besäße. Dabei laden sie so große Mengen Pulver und setzen so mächtige Pfropfen und Eisenstücken auf die Ladung, daß es gar kein Wunder ist, wenn der Lauf zerspringt und den Schützen verletzt. Das Losbrennen eines Gewehres ist deshalb immer ein kühnes Stück Arbeit und nicht Wenige giebt es, die das Gewehr beim Abfeuern an die Hüfte halten und das Gesicht dabei abwenden. Ausnahmsweise sind aber auch manche gute Schützen unter ihnen vorhanden.

Am Nachmittage verließ das Kanoë den Ntambunay und fuhr in einem Nebenflusse desselben, dem Nunday, weiter. Hier ward die Fahrt schließlich sehr uninteressant. Der Strom verengte sich und war so mit stachligen und dornigen Gewächsen durchwuchert und übersponnen, daß die Reisenden in kurzer Zeit bluteten und Du Chaillu's Kleider in Fetzen zerrissen waren. Hie und da versperrte noch dazu ein umgestürzter Baumstamm die Weiterfahrt, man mußte aussteigen und den Kahn mühsam darüber schaffen. So brach die Nacht herein und man hatte das Ziel der Reise, die Residenz Mbene's, noch nicht erreicht. Die Männer waren aufs äußerste erschöpft und verzweifelten daran, in der Finsterniß weiter zu kommen. Du Chaillu schickte Boten nach Mbene's Wohnung und hatte die Freude, um Mitternacht den Fürsten selbst mit großem Gefolge ankommen zu sehen, um ihn vollends heim zu geleiten. Das letzte Stück Wegs mußte zu Fuß zurückgelegt werden und war keineswegs das beste, denn man folgte einem ausgetretenen Elephantenpfade voller Dornengestrüppe an den Seiten.

Anstatt einer comfortablen Negerwohnung fand Du Chaillu seine neuen Freunde im Olako, im Feldlager. Mann und Weib war beschäftigt eine Pflanzung anzulegen und begnügte sich mit Schuppen leichtester Art als Obdach. Vier Pfähle, die in den Grund geschlagen waren, trugen ein Blätterdach als nothdürftigen Schutz gegen Regen und Nachtthau und Alt und Jung lebte so in idyllischer Einfachheit bei einander.

In jeder Laubhütte brannte ein hochloderndes Feuer, die Neger tanzten und schossen vor Freude über Du Chaillu's Ankunft, und beim Scheine der Flammen sah man die mächtigen Stämme und Zweige der Bäume, die ringsum gefällt worden waren. Die ganze Scene hatte etwas höchst Malerisches, aber leider ward den Ankömmlingen der poetische Genuß durch die Entdeckung sehr beeinträchtigt, daß es mit den Lebensmitteln hier sehr schlecht aussehe.

Es ist befremdend, daß die Neger dieser Gegenden, die unter dem üppigsten Klima wohnen und ringsum den fruchtbarsten Boden finden, doch die größere Zeit des Jahres hindurch Noth an Nahrungsmitteln leiden. Theils ist ihre Sorglosigkeit daran schuld, die sie heute lustig schmausen läßt, ohne an die Bedürfnisse des kommenden Tages zu denken, theils auch der häufige Ortswechsel, der durch vielerlei oft geringfügige Ursachen herbeigeführt werden kann.

Mbene hatte mit seinem Volke in kurzem dreimal den Wohnplatz geändert. Am ersten Orte, wo man sich angesiedelt, war plötzlich ein Mann gestorben, und man hatte schon daraus erkannt, daß man eine unglückliche Wahl getroffen. Als aber bald darnach noch ein zweiter gestorben war, packte man eiligst zusammen und ließ Haus und Hof im Stiche.

Am zweiten Platze waren die Palmen zu Ende gegangen und man war deshalb abermals ausgewandert. Selten bebauen die Neger dasselbe Landstück mehrere Jahre nacheinander und machen sich bei dieser verkehrten Art der Landwirthschaft bedeutende Arbeit, für welche ihnen schließlich nur mäßiger Lohn zu Theil wird. Sie legen nicht etwa Felder an, die sie künstlich bewässern könnten, ein Erforderniß, auf dem der Reichthum alles tropischen Feldbaues beruht, sondern sie suchen Stellen aus, die natürliche Feuchtigkeit genug besitzen und deshalb gewöhnlich dicht bewaldet sind. Hier müssen die Bäume weggeschlagen und während der trocknen Zeit so weit ausgedörrt werden, daß sie Feuer fangen, dann steckt man den ganzen Verhau in Brand und macht mit einer Art Hacke hie und da Löcher in den Grund, in welche man Bananen oder Maniok pflanzt. Selbst wenn die Witterung der Entwickelung der Nutzpflanzen günstig bleibt, wird nicht selten die ganze Ernte durch die Elephanten zerstört, welche zur Nacht einbrechen, die Gewächse abweiden oder zerstampfen. In solchem Nothfalle behelfen sich die Neger kümmerlich mit dem, was ihnen die Wälder an wilden Pflanzen von selbst bieten; sie graben einige genießbare Wurzeln und sammeln Baumfrüchte. Unter letztern sind die Früchte der Weinpalme am gebräuchlichsten; schade nur, daß sie bei aller Nahrhaftigkeit gallenbitter schmecken. Hat man Zeit genug, so wässert man sie 24 Stunden lang ein und mildert dadurch den fatalen Geschmack etwas, die Eingeborenen verzehren sie aber oft genug ohne weitere Vorbereitung. Unglücklicher Weise liefert dieselbe Palmenart den Negern auch in ihrem Safte eine Art Wein und da man bei der Gewinnung desselben in so roher Weise verfährt, daß man die ganzen Bäume umschlägt, um den ausfließenden Saft aufzufangen, so zerstört man sich selbst binnen kurzer Zeit ebenso die Weinquellen wie die Speiselieferanten, und ist dadurch zum Weiterwandern gezwungen. In Asien, wo man ebenfalls aus mehreren Palmen Wein gewinnt, begnügt man sich damit, die Blütenzapfen anzuschneiden und den auströpfelnden Saft aufzufangen. Man schont dabei die Bäume und sichert sich auf diese Art einen um so längern Ertrag.

M b e n e war jetzt der Beschützer Du Chaillu's, er hatte den Reisenden durch seinen Handelsfreund Dayoko erhalten und war deshalb moralisch für ihn verantwortlich. Du Chaillu ging denselben Speditionsweg, den die Handelsgüter zu nehmen pflegten; anfänglich war er Dayoko's „weißer Mann", jetzt der weiße Mann Mbene's, denn die kleinen Negerfürsten suchen glücklicherweise eine besondere Ehre darin, einen „weißen Mann" zu besitzen, den sie füttern, ihren Bekannten zeigen, und — so viel als thunlich abzapfen. Die Güter, welche die Europäer als Tauschartikel bei sich zu führen pflegen und welche uns unbedeutend erscheinen, erhalten ja in den Augen eines Negers je nach dem

Geschmack der Gegend einen so großartigen Werth, daß diesen ein Weißer, der einige Stück Kaliko, ein Paar Hände voll Perlen und Tabak besitzt, wie ein Krösus erscheint.

König Mbene suchte seinem „weißen Mann" das Leben so angenehm als möglich zu machen. Da er dessen Widerwillen gegen die Palmennüsse bemerkte, verschaffte er ihm eine Handvoll Bananen und schenkte ihm auch ein Huhn, das sich Du Chaillu freilich erst schießen mußte. Bei dem wilden Waldleben der Mbondemo's (so hieß der Volksstamm Mbene's) erfreuen sich die Haushühner auch der möglichsten Freiheiten und logiren in Ermangelung eines Hühnerstalles auf den Aesten der Bäume.

Die Mbondemo sind mit den Acoa, Schekiani, den Ibonay, Mbuscha, Mbiki und Mbische nahe verwandt und sprechen dieselbe Sprache wie diese. Auch in den Sitten und Gebräuchen gleichen sich alle diese Negerstämme. Sie legen aus Sicherheitsrücksichten ihre Ortschaften gern auf der Spitze eines möglichst steilen Hügels an und umgeben sie auch wohl nach außen mit einem Verhau von gefällten Bäumen oder Dornengestrüpp. Damit ist aber der Uebelstand verknüpft, daß sie ihre Pflanzungen mitunter erst in ansehnlicher Entfernung haben und diesen weder gehörige Sorgfalt noch Schutz gegen das Wild angedeihen lassen können.

Als Baumaterial dienen ihnen Palmen und Rohr. Eine Anzahl Pfähle in die Erde gerammt geben das Grundgerüst; die Zwischenräume werden mit Rohr und zerspaltenem Holzwerk ausgeflechten. Fenster sind so wenig gebräuchlich wie Schornsteine. Das Dach wird aus Matten gebildet, die man aus den Fiedern der Palmenblätter zu flechten versteht. Das Innere jeder Hütte zerfällt in zwei Hauptabtheilungen: in das Familienzimmer und die Schlafräume. Der Gesellschaftssalon hat als Fußboden die Erde. Das nöthige Licht fällt durch die Thüre herein, durch welche auch der Rauch seinen Ausweg suchen muß. Ein großes Feuer in der Mitte des Raumes gehört zu den besonderen Liebhabereien aller Stämme und das erste Geschäft bei jeder Versammlung, jedem etwas längeren Beisammensein ist, ein flackerndes Feuer anzuzünden. Dies geschieht nicht etwa blos in der Nacht, wo es die eintretende Abkühlung der Luft und die Stechmücken nöthig erscheinen lassen, sondern auch bei einer Tagestemperatur, die dem Europäer überflüssig warm dünkt. „So viel Weiber, so viel Thüren!" sagt das Mbondemo-Sprüchwort, Thüren zu den Schlafzimmern derselben nämlich. Jede Frau hat ihre Piece für sich und verwahrt in derselben auch etwaige Lebensmittel und sonstige Herrlichkeiten. Da diese Privatgemächer nur bei Nacht benutzt werden, entbehren sie aller Beleuchtungsvorkehrungen. Das Haus des Häuptlings zeichnet sich gewöhnlich nur durch ansehnlichere Größe aus, was wieder mit der größern Anzahl von Frauen zusammenhängt, die ein solcher Herrscher aus politischen Rücksichten sich zulegt.

Außerdem enthält jeder Ort noch ein Palawerhaus, eine Art von Gerichtssaal oder Gemeindehaus, in welchem sich die Männer bei entsprechenden Gelegenheiten versammeln.

Ein Haus steht dicht am andern, alle bilden eine lange Straße aus zwei Reihen. Die Straße ist hinlänglich breit und ihre Enden sind mit Palissaden verschlossen. In jeden Ort führt nur ein Eingang, der beim Eintritt der Dunkelheit geschlossen und bewacht wird. Da alle Hausthüren sich nur nach der Straße öffnen, so ist der ganze Ort wie eine kleine Festung verwahrt, sobald das Stadtthor geschlossen wird.



Mbondemo-Mann und Frau.

Der Kriegszustand, in dem das Land fast fortwährend sich befindet, macht eine solche Bauweise leider nothwendig. Die ganzen socialen Verhältnisse jener Negerländer erinnern in vielen Beziehungen vielfach an die Zustände unsers eignen Vaterlandes während der Zeit des Mittelalters, wo auch jedes Oertchen Ringmauern und verschließbare Thore mit Thorwächtern besaß.

Die Fehden entstehen oft aus geringfügigen Ursachen; mitunter werden sie durch Handelseifersucht veranlaßt, manchmal geben auch Liebschaften den Stoff dazu. Jeder Eheherr wünscht, daß seine Frauen die übrige männliche Bevölkerung ignoriren. Wird ein Mann auf verbotenen Wegen ertappt, so muß er tüchtig Strafe zahlen und es soll nicht selten sein, daß Mann und Frau mit einander sich verabreden, um einen Unerfahrenen tüchtig zu rupfen. Im Falle der Zahlungsunfähigkeit wird der ertappte Sünder durch die Volksversammlung zur Sklaverei verurtheilt und verkauft. Die Barakas der Sklavenhändler an der Küste vertreten in gewisser Beziehung für die Negerstämme die Stelle der Zuchthäuser,

in denen die Hexenmeister, die Störer des Hausfriedens und andre Verbrecher gegen Baarzahlung untergebracht werden.

Hat eine Stadt den Wunsch, mit einem andern Orte eine Fehde zu beginnen, so wird wohl auch eine schwarze Schöne verwendet, um den Schein des Rechts für sich zu gewinnen. Sie sucht einen Bewohner des betreffenden Orts zu einem verbotenen Stelldichein zu veranlassen, man ertappt verabredetermaßen den Schuldigen auf frischer That und wenn sein Stamm sich seiner annimmt; so ist der Krieg fertig. Hat eine Ortschaft es mit einem gleichstarken oder überlegenen Feinde zu thun, so sieht sie sich nach Verbündeten um. Der Häuptling zieht zunächst diejenigen Stämme in sein Interesse, in denen er Schwiegerväter besitzt, und selbst neutrale Clans bringt man durch allerlei, wenig scrupulöse Mittelchen zur Parteinahme. So erschlägt man vielleicht einen Mann oder ein Weib aus solchem Orte und regt die Bevölkerung auf, indem man die Schuld dem Feinde in die Schuhe schiebt. In kurzer Zeit sind dann auf jeder Seite mehr als ein Dutzend Orte in die Rauferei verwickelt. Nächtliche Ueberfälle werden arrangirt, die Pflanzungen gegenseitig geplündert oder zerstört, die einzelnen Wandrer abgefangen und gespießt oder verkauft, Ortschaften niedergebrannt u. s. w., bis durch allgemeine Erschöpfung der Frieden geboten wird.

Es ist leicht erklärlich, daß bei diesem Zustande der socialen Verhältnisse an keinen Fortschritt in der Kultur zu denken sein kann.

Den Weißen gegenüber sind die Küstenstämme in Bezug auf ihre Frauen weniger scrupulös, besonders wenn dieselben sich freigebig zeigen. König Mbene stellte seinem Gaste auch eine seiner Frauen zur Disposition, welche dessen Bedienung ausschließlich zu besorgen hatte. Vielweiberei ist hier eine Sache, die sich nach den geläufigen Vorstellungen von selbst versteht, und so sehr die Neger hohe Achtung vor den Weißen zeigten, wenn sie deren Reichthum an Handelsgütern im Auge hatten, so sehr bemitleideten sie dieselben, daß sie noch auf so niederer Kulturstufe stünden: mit einer einzigen Frau sich behelfen zu müssen. Das Land der Weißen, meinten sie, muß eine sehr schöne Gegend sein, da dort in den Flüssen Rum fließt statt Wasser. Der Gott der Weißen hat sie auch mit vielen Gütern gesegnet. Ihr Fetisch hat ihnen Flinten, Schießpulver, Perlen u. dgl. geschenkt, — allein sie scheinen im Ganzen doch mehr Glück als Verstand dabei zu haben, was schon aus ihrem Verhältniß zu den Frauen zu ersehen ist.

Du Chaillu's Belehrungs- und Bekehrungsversuche hatten gewöhnlich nur einen kläglichen Erfolg. Er machte diese Erfahrung gleich in seinem ersten Standquartier bei König Davoko. An einem schönen Sonntagmorgen, als alle Hände auf dem Felde beschäftigt waren, citirte er die beiden zurückgebliebenen Dorfwächter zu sich, um mit ihnen eine Bibelstunde zu halten. Nachdem er ihnen eindringlich bewiesen, wie „das Buch" so außerordentlich gut sei und viel Besseres enthielte, als alle Fetische ihnen bieten könnten — ward ihm der einfache Bescheid: „Für euch Weiße ist das Buch gut — für uns Schwarze ist es nicht prattisch, denn euch hat ein anderer Fetisch geschaffen als uns, wir müssen uns nach dem unseren richten!"



Fan=Schmiede.

II.
Die Fan.

Reise zu den Fan. — Handelskarawanen. — Afrikanisches Kautschuk und seine Gewinnung — Der erste Fan. — König Ndiavai. — Fan=Trachten und Waffen. — Grigri und Talismans. — Kannibalismus. — Eisenindustrie. — Elephantenjagden. — Musik und Tanzvergnügen. — Die Oschebo.

Der erste Bericht, welcher über Du Chaillu's Reise von Philadelphia aus veröffentlicht wurde, sagt, daß der Reisende nur bis zu den Quellen des Muni vorgedrungen sei und dort die Fan=Neger oder Pauein (Pacuen) getroffen habe. Jener Bericht hebt ausdrücklich hervor, daß die Ketten des Krystallgebirges von ihm nicht überschritten wurden. Auch Du Chaillu's erste eigene Mittheilungen wissen noch nichts davon; sein Reisewerk schildert dem Leser aber eingehend die anstrengende Tour, welche er über die dreifach gegliederte Bergkette zu den menschenfressenden Kannibalen unternommen. Vielleicht hat der Reisende hier Vorberge für das Hauptgebirge gehalten. Das Meiste, was Du Chaillu von den Eigenthümlichkeiten jenes Negervolkes mittheilt, mag dagegen auf Wahrheit beruhen, da es mit Nachrichten von andern Reisenden wohl übereinstimmt. Die Fan unternehmen ja auch Reisezüge, bei denen sie sogar bis in die Nähe der Missionen an der Küste gelangen.

Du Chaillu erzählt, daß es ihm bei der schlechten Kost in Mbene's Waldresidenz sehr wenig gefallen. Bei Nacht fraßen ihn die Stechmücken fast auf, trotzdem daß er sich wie ein Märtyrer rings mit Feuer umgab, und bei Tage wollten ihm die bittern Palmennüsse nicht munden. Mbene that auch sein Möglichstes, den „theuern Gast" bald loszuwerden, da dieser verwöhnte Gutschmecker nichts als Bananen und gebratne Hühnchen, das Non plus ultra der Negerküche, verzehren wollte. Die Reise über die Gebirge zu den Fan konnte nur zu Fuß fortgesetzt werden. Einige tüchtige Männer bildeten die Bedeckung, mehrere Weiber dienten statt Packesel und zuletzt schloß sich Mbene selbst der Partie an, da er gleichzeitig Geschäfte zu machen oder dergleichen einzuleiten hoffte.

Man schlug die gebräuchliche Handelsstraße ein und hatte dadurch den Vortheil, daß man zu Nacht stets Hütten vorfand, die an geeigneten Stellen zur allgemeinen Benutzung errichtet sind und von jeder neu ankommenden Gesellschaft ausgebessert werden. Sie waren bei der eingetretenen Regenzeit doppelt angenehm.

Selbst die Heerstraßen für die größten Karawanen bestehen in Westafrika nur aus einem, mitunter kaum spannebreiten Pfade, der eben nur für den einzelnen Fußgänger ausreicht. Es hängt dies genau mit dem Umstande zusammen, daß hier die Lastthiere gänzlich fehlen und alle Transporte auf den Schultern der Menschen ausgeführt werden. Die offenen Schlafhütten, die Du Chaillu hier antraf, lassen den Schluß zu, daß die äquatorialen Gegenden verhältnißmäßig sicher zu bereisen und wegelagernde Raubhorden nicht in dem Grade zur Regel sind, wie weiter im Süden zwischen Benguela und Bihe es der Fall ist. Magyar, welcher die Reise zwischen den letztgenannten Orten mit einer Karawane machte, die 2000 Köpfe zählte, berichtet, daß vorzüglich der Stamm der Kibunda, dessen Männer sehr viel auf Handelsreisen sind, eigenthümlich befestigte Nachtlager zu errichten verstehe.

Als Rasteplatz wählen jene Leute wo möglich eine Stelle, die hinreichend Holz, Gras und Trinkwasser besitzt. Gegen 3 oder 4 Uhr Nachmittag macht der Zug gewöhnlich Halt und sofort erschallen auch schon im Walde die Axtschläge. Es wird ein Kreis von Pallisaden eingerammt, in welchem einige Oeffnungen als Thore bleiben, die man zur Nacht schließt. Rings an diesen Holzwall lehnen sich die Hütten, die gewöhnlich je 2 Schlafstellen enthalten. Vier Aeste, oben mit Gabelzweigen, bilden die Pfeiler und tragen auf Querhölzern dicht belaubte Baumzweige. Fürchtet man Regen, so wird das Dach durch eine Grasschicht wasserdicht gemacht. Um die Schlafstelle herzurichten, häufelt man zunächst die Erde auf und ebnet sie, bedeckt diese Erdbank oben mit Gras und Laubwerk und breitet die Matte darüber. Jede Hütte enthält zwei solcher Lagerplätze, zwischen denen das Feuer brennt, gleichzeitig zum Erwärmen und zum Schutz gegen die Mosquitos.

In der Mitte des Lagers werden auf dem freien Platze die Waarenballen abgelegt, unten durch eine Holzlage und oben durch eine Zweig- und Grasdecke gegen die Nässe geschützt. Daneben wird auch wohl die geräumigere Hütte des



Wasserfall des Ntambunay.

Karawanenführers aufgerichtet. Binnen zwei Stunden ist ein solches Lager vollendet und gewährt Schutz selbst gegen den Angriff einer Raubhorde, da man während der ganzen Nacht Wächter anstellt.

Die Reisenden suchen natürlich wenn irgend möglich stets ihre alten Lagerplätze wieder zu erreichen, wenn sie dieselbe Straße passiren, da sie sich hierdurch bedeutende Arbeiten ersparen.

Die Schlafhütten, welche Du Chaillu antraf, waren ohne äußeren Pallisadenschutz, nur Zweighütten mit wasserdichtem Dach. Sie gewährten ihm und seinen Begleitern aber hinlängliche Bequemlichkeit, um nach einem anstrengenden Tagemarsch sich durch ungestörten Schlaf erquicken zu können.

Am Morgen setzte man die Reise fort. Der Weg war nach Du Chaillu's Versicherung sehr anstrengend und mühsam. Auf weite Strecken mußte man durch Schlammgrund waten, den die Regengüsse aufgeweicht hatten, dann wieder ging es steile Berggehänge hinauf, an denen die Felsblöcke statt Stufen dienten. Die Neger waren hierbei besser daran, als unser Franzose. Sie klammerten sich mit ihren Zehen so geschickt an wie die Affen, während er in seinen Schuhen daran ausglitt.

Stundenlang ging der Zug durch dichte Wälder, die noch nicht von des Menschen Art berührt waren. Sie schienen wie ausgestorben und zeigten keine Spur von thierischem Leben. Selbst nicht das Gekreisch eines Affen ließ sich vernehmen und es ward unserm Jäger doppelt unbehaglich zu Muthe, da der Reiseproviant von Anfang an äußerst knapp zugemessen und durch den gesunden Appetit seiner Leute sehr zusammen geschmolzen war.

Eine angenehme Unterbrechung der Einförmigkeit ward durch einen mächtigen Wasserfall herbeigeführt. Du Chaillu bezeichnet ihn als den Ntambunay, der von der zweiten Kette des Krystallgebirges herabstürze und dabei eine prächtige Reihe von Cascaden von einer Viertelstunde Weglänge bilde.

Man traf auch mit mehreren Horden eingeborner Handelsleute zusammen und tauschte einige Lebensmittel von ihnen ein. Als Gegengabe dienten Salz, Tabak, kupferne Platten, die unter dem Namen „Neptuns" an der Küste bekannt sind, Messingketten u. dgl. Jene Handelsgesellschaften bestanden aus Personen beiderlei Geschlechts und jeden Alters. Die Männer waren bis an die Zähne bewaffnet, trugen Speere und Schilde, Schwerter und gelegentlich auch Musketen. Die Frauen waren am Schlimmsten daran. Außerdem, daß sie die kleinen Kinder tragen mußten, welche noch nicht im Stande waren, auf eignen Füßen dem Zuge zu folgen, waren sie noch bepackt mit den Mundvorräthen und den Handelsgütern, welche in E l f e n b e i n und K a u t s c h u k bestanden. Das letztere gewinnt man in Westafrika nicht aus einem Baume, sondern aus einem starken Schlinggewächs, das stellenweise häufig ist. Vielleicht ist diese Pflanze zu derselben Gattung Vahea gehörig, die auf Madagaskar in zwei Kautschuk liefernden Arten auftritt und von der eine Art Vahea Senegalensis auch am grünen Vorgebirge vorhanden ist. In diesem Falle würde sie zur natürlichen Familie der Apocyneen gehören. Bei der Gewinnung des Federharzes geht

man aber hier in Westafrika so rücksichtslos zu Werke, daß man die Ranken zerstört. Man verletzt sie durch zu viele gleichzeitige Einschnitte und erschöpft sie, anstatt sie in vernünftiger Art zu schonen. Dadurch vernichtet man in kurzer Zeit den Vorrath einer Gegend und führt Stockungen im Handel herbei, da jene Rebe erst ein mehrjähriges Alter erreichen muß, ehe ihr Saft hinreichend Kautschuk liefert. Die starke Nachfrage nach Kautschuk hatte außerdem die Habsucht der Eingebornen veranlaßt, den Saft mit der Milch andrer Bäume zu verfälschen, sogar fremde Körper einzukneten, und dadurch die ganze Waare in Mißkredit gebracht.

Nach einigen weiteren Tagemärschen waren die Reisenden von Hunger so entkräftet, daß sie kaum weiter konnten. Zu allgemeiner Freude entdeckte einer von Du Chaillu's Begleitern einen Stock wilder Bienen. Die Insassen wurden ausgeräuchert und der ganze Stock herausgenommen. Er war voller Bienenmaden, allein der Heißhunger ließ Alles delikat erscheinen: Honig, Wachs, todte Bienen, Maden und Schmutz, Alles wurde verschlungen, und man beklagte sich nur darüber, daß nicht noch mehr vorhanden sei. Die Waldungen Westafrika's enthalten außerordentliche Mengen von Honigbienen; welchen Insektenarten die letztern angehören, ist wissenschaftlich noch nicht bestimmt, Wachs bildet aber einen ansehnlichen Ausfuhrartikel von Senegambien an bis zum Kaplande und Dr. Barth erzählt aus dem Sudan ebenfalls vielfach von Honigreichthum. Die Bienen legen ihre Honigvorräthe in hohlen Bäumen und Zweigen an und es finden sich in einem einzigen Stamme mitunter ganz erstaunliche Mengen davon. Magvar hatte auf seiner Reise von Benguela nach Bihe ebenfalls einen Honigschmaus, der nach seiner Erzählung durch den vielbesprochenen Honigkuckuk herbeigeführt wurde. Jener Vogel ist rostfarbig und etwas größer als ein Sperling. Er erregt die Aufmerksamkeit der Leute durch seinen Ruf Kerr! Kerr! und führt dieselben, wenn sie ihm folgen, zu einem Bienenstock. Vielleicht läßt sich diese wunderbar erscheinende Sache, die aus den verschiedensten Theilen Südafrika's her bestätigt wird, auf folgende Weise erklären. Wahrscheinlich hält sich der Vogel nur in solchen Gegenden auf, die reich an wilden Bienen sind, die ihm zum Futter dienen mögen. Durch die Gegenwart von Menschen wird er veranlaßt, jenen Ruf auszustoßen, wie solches ja viele Vögel bei ungewohnten Erscheinungen thun, und zieht sich dann in demselben Grade zurück, wie man ihm folgt. Gelangt er bei seinem Rückzuge aber an einen Bienenstock, so übt dieser wahrscheinlich eine größere Anziehungskraft auf ihn aus, als seine Furcht vor dem Menschen ist, und er umkreist den Baum, in welchem die Beute sich befindet. Die Neger deuten den Vorgang nach ihrer Weise dahin, daß der Vogel dem Reisenden den verborgenen Honig anzeige, damit man ihm einen Theil davon überlasse. Sie pflegen auch regelmäßig die beste Scheibe für ihn beiseits zu legen und fürchten im Unterlassungsfalle, der Vogel werde sich ein andermal dadurch rächen, daß er sie statt zum Honig zu einem Löwenlager geleite.

Magyar sagt, daß er in seinem Leben noch nie einen Bienenstock so gefüllt gesehen, als damals. Seine Begleiter nahmen noch acht große Kalabassen voll

Honig mit, nachdem sie sich selbst bereits damit bis zum Uebermaß gesättigt hatten.

In den südlichern Gegenden kommt es auch vor, daß die Neger länglich-runde Bienenkörbe aus Baumrinde anfertigen und an den Bäumen aufhängen. Diese werden bald von den Bienen bezogen und gefüllt und von jedem Schwarzen als Eigenthum des Verfertigers hoch respektirt.



König Ndiayai.

Schließlich kam man in die Nähe der Fan-Ortschaften. Du Chaillu war seiner Reisegesellschaft gerade bei Verfolgung eines Affen vorausgeeilt, als er mit einem Fan zusammentraf, der zwei Weiber in seiner Begleitung hatte. Beide Parteien standen sich eine geraume Zeitlang erschrocken und furchterfüllt gegenüber. Die Fan hielten das Weißgesicht für ein Gespenst, das plötzlich aus den Wolken gefallen sei, und wagten kein Glied zu rühren. Der Franzose dagegen ward besonders unheimlich gestimmt durch die Speere, welche der kräftige Krieger in der Faust krampfhaft gefaßt hielt. Zu beiderseitiger Freude kam Mbene mit den Begleitern herzu und erklärte den Fan, die räthselhafte Gestalt sei kein Spuk, sondern sein, Mbene's, „weißer Mann", der weit her über das „dicke Wasser" gekommen sei, um die berühmten Fan zu besuchen.

Am folgenden Tage stattete Du Chaillu dem König des nächsten Ortes seinen Besuch ab. Gleich beim Eintritt in das Dorf begegnete er — nach seiner Erzählung — einem Weibe, welches ein Menschenbein nach ihrer Küche trug, und er wär höchlich besorgt, die Leute möchten auf die Idee kommen, sich zu überzeugen, ob sein Fleisch eben so schmackhaft sei als dasjenige der Schwarzen. Er fürchtete dies um so mehr, als der König Ndiayai sich in den Kopf gesetzt hatte, er würde binnen drei Tagen sterben, wenn das weiße Gespenst in seine Nähe käme. Ndiayai empfing den Fremden im Gemeindehause, umgeben von seinen bewaffneten Kriegern. Alle waren große, kräftige Leute, von heller, mehr brauner Farbe, ein ganz anderer Menschenschlag als die Küstenstämme. Magyar macht bei seinen Reisen im

Süden dieselbe Bemerkung, daß die meisten Gebirgsneger ein viel kräftigerer Menschenschlag sind als die an der Küste wohnenden Stämme.

Das Hauptthaar war bei den meisten zu einem Zopfe geflochten, den man durch Einfügen von Werg noch verlängert und mit mancherlei Putz verziert hatte.



Feierlicher Empfang bei den Fan.

Des Königs Zopf übertraf alle andern an Länge und theilte sich am Ende in zwei Schwänze. Der Kinnbart war bei Allen in zwei Zöpfe geflochten und zahlreiche weiße Perlen in dieselben eingefügt, so daß sie steif abstanden.

Die vorderen Zähne waren eingefeilt und schwarz gefärbt und verliehen dem Gesicht einen höchst wilden Ausdruck. Gesicht und Leib hatten durch Einschnitte und rothe Farben einen eigenthümlichen Putz erhalten. Dergleichen theils

unverwischliche, theils zeitweise Bezeichnungen des Körpers vertreten bei den meisten jener Negerstämme, welche fast nackt gehen, die Stelle der Paßkarte und dienen im Kriege als Montur. Manche Stämme geben den Schneidezähnen einen Einschnitt, andere zwei oder drei, einige brechen bestimmte Zähne aus, und noch zahlreichere spitzen besonders die Eckzähne durch Anfeilen zu.

Das einzige Kleidungsstück der Fan bestand in einem Lendenschurz, der bei den Vornehmern aus dem Fell einer Tigerkatze oder eines Leoparden gemacht war. Die Weiber begnügten sich mit einem schmalen Streifen selbstverfertigten Zeuges. Sie konnten sich nicht genug über den Franzosen wundern, daß sich dieser über und über in Baumwollenstoffe gewickelt habe und dadurch sich alle Bewegungen erschwerte. Die Stiefeln waren ihnen anfänglich ein so unbegreifliches Ding, daß sie dieselben für des Reisenden bloße Füße ansahen und ihr Erstaunen darüber aussprachen, an seinen Händen weiße Haut zu finden und an den Beinen schwarze. Um den Hals trug der König, so wie seine Leute, an Schnüre gereiht eine Menge Raritäten, die als Schutzmittel theils mancherlei Uebel abhalten, theils als Fetische besondere Fähigkeiten verleihen sollten. Das Anfertigen dieser Talismans oder Grigris ist ein einträgliches Nebengeschäft der Grigri oder Fetischmänner, denn selbst unter diesen rohen Stämmen giebt es einige Genies, welche den Aberglauben ihrer Stammgenossen auf bequeme Weise auszubeuten verstehen. Die Grigrimänner vertreten hier die Regendoktoren der Stämme am Kaplande und die Medizinmänner der Rothhäute. Da jeder Fetisch gegen ein besonderes Uebel hilft, es der letztern aber eine sehr große Menge giebt, so kann auch die Zahl der erstern bis ins Unabsehbare gehen. Je seltener ein Ding, je schwieriger es zu beschaffen ist, desto größere Wirkung mißt man ihm bei. Krallen von seltenen Thieren, Schädel von raren Vögeln, Zähne, Knöchelchen, Ringe und andres rasselndes Geräth wird an Fäden gereiht; andre Substanzen, wie getrocknetes Gehirn, Haare u. dgl., in Ledertäschchen eingenäht. Im höchsten Staat hatte der König sein Haupthaar mit den rothen Federn des Helmkuckuks (Turako, Corythair) aufgeputzt und trug einen Kopfschmuck aus weißen Perlen, der von seinen Unterthanen ebenso angestaunt wurde, als sei es eine Krone aus strahlenden Edelsteinen und Gold. Als Talisman war bei den Fankriegern eine Eisenkette sehr beliebt, die man über die linke Schulter gehangen trug und deren Glieder von 1 $^1/_2$ Zoll Länge und 1 Zoll Weite einer derben Wagenkette nichts nachgaben. Bei den nördlicher wohnenden, muhammedanischen Stämmen kommen Sprüche aus dem Koran hinzu, die auf Papierstreifchen geschrieben sind. Bei diesen umhängenden Fetischen pflegt man auch zu schwören.

Bewahrt ein solcher Talisman seinen Besitzer nicht vor der Gefahr, die er angeblich abwenden sollte, so sind die Grigri-Männer um Ausreden nicht verlegen. So erzählt der Franzose G. Mollien, der 1818 die Quellen des Senegal und Gambia besuchte, interessante Beispiele von der Geistesgegenwart dieser Wunderdoktoren. Einer hatte einem Neger einen Grigri verkauft, welcher seinen Träger vor dem Fieber schützen sollte. Als letzterer aber trotzdem auf einer Reise

davon befallen ward und den Priester darüber zur Rede setzte, erinnerte ihn dieser daran, daß er ihm eine besondere Verpflichtung dabei auferlegt habe. „Ja, sagt der Schwarze, du hast mir verboten, Ziegenfleisch zu genießen, und ich habe nicht einen einzigen Bissen verzehrt!“

„So liegt es auf der Hand, erwidert der Doktor, daß dir ein Feind heimlich Ziegenbrühe an den Mehlbrei gegossen und dadurch die Wunderkraft vernichtet hat!“

Einen Talisman, der schußfest machen sollte, durchschoß Mollien mit einer Pistolenkugel, nachdem er ihn an einem Baume aufgehangen. Der Grigrimann, welcher das Kleinod verfertigt hatte, meinte aber, dies sei ganz natürlich, denn der Grigri sei nur zum Schutz gegen die Kugeln der Schwarzen gemacht, nicht gegen diejenigen eines weißen Franzosen.

Als Mollien einst, von allen Hülfsmitteln entblößt, fern im Innern krank lag, verschaffte er sich Lebensmittel dadurch, daß er seine Hauptthaare als Grigris ausbot. Sie fanden so reißenden Abgang, daß er schließlich die verzweifeltsten Anstrengungen machen mußte, um sich vor einer völligen Glatze zu bewahren.

Jeder etwas ansehnliche Fan-Ort besitzt ein öffentliches Götzenhäuschen, einen Fetischtempel, in dessen Umgebung allerlei geheiligte Knochen, Gorilla-Schädel u. dgl. aufgestapelt sind und wo man zu bestimmten Zeiten besondere Feste feiert.

Unserm Freund Chaillu gegenüber hatten die Fan nicht ohne Grund alle möglichen Schutzmittel angelegt, da ihnen bei seinem Erscheinen gar nicht geheuer zu Muthe war.

Mbene machte den Dolmetscher und Fürsprecher und stellte den Jäger als „seinen weißen Mann“ den Fans vor. Er freute sich dabei höchlichst, daß er diesmal die Fans mit seinem Schutzgespenst zu fürchten machte, während sie sonst ihm und seinen Leuten Gegenstände des Schreckens zu sein pflegten.

Mbene trat gleichzeitig auch als Freiersmann auf und bewarb sich um eine Tochter des Fan-Königs für seinen Harem. Er hatte die reichen Elfenbeinmengen im Auge, welche die Fan auf ihren Jagden erbeuten, und ward auch huldreich aufgenommen. Es war dies ein seltener Fall, da gewöhnlich sich die Nachbarstämme scheuen, Mädchen von den Fans zu freien, weil sie ihrem Appetite nach Menschenfleisch nichts Gutes zutrauen.

Du Chaillu ward gnädig aufgenommen und ihm eine Hütte zur Wohnung angewiesen. Der Ort hatte dieselbe Bauart, die wir bereits bei den Mbondemo schilderten. Die breite Straße zwischen den zwei Häuserreihen war leidlich reinlich gehalten, mit Ausnahme der abgenagten Menschengebeine, die herumlagen, die aber, nach Du Chaillu's Ansicht, für die Fans nur einen appetitlichen Anblick gewähren. (Andere Berichterstatter verneinen diesen Umstand.)

Daß ein weitverbreiteter eigenthümlicher Negerstamm von kräftigem Körperbau und heller Hautfarbe im innern Afrika vorhanden ist, der Menschenfleisch verspeist, ist ausgemacht. Wir erinnern unter anderm daran, daß unser Landsmann Dr. E. Vogel in einem seiner Briefe aus Centralafrika schreibt: „Ich habe

die Stämme der Njem-njem und Tangala besucht und bin recht wohl aufgenommen worden. Die Tangala, der Schrecken der umliegenden Gegend, sind wirklich wilde Bursche, die Menschenfleisch allem anderen vorziehen. Entweder war ich ihnen zu mager, oder meine Flinte flößte ihnen einen heilsamen Schrecken ein, kurz sie hielten sich in ehrfurchtsvoller Entfernung, und nur einige der kühnsten kamen nahe genug, um die Perlen u. s. w., die ich ihnen entgegenhielt, in Empfang zu nehmen. Daß sie die Kranken ihres Stammes essen, ist unwahr. Ich habe zufällig zwei Leute in ihren Dörfern sterben sehen und gefunden, daß sie mit äußerster Sorgfalt gepflegt wurden; nach ihrem Tode brachen die Verwandten in das gewöhnliche Jammergeschrei aus, was die ganze Nacht hindurch erschallte. Dagegen essen sie alle im Kriege erlegten Feinde; die Brust gehört dem Sultan, der Kopf, als der schlechteste Theil, wird den Weibern übergeben. Die zarteren Theile werden an der Sonne getrocknet und dem gewöhnlichen Mehlbrei als Pulver beigemischt u. s. w."



Tabakspfeife und Löffel.

Du Chaillu scheint dieselben Uebertreibungen auch bei den Küstennegern haben erzählen hören, die E. Vogel ebenfalls aufgetischt wurden. Es scheint, daß er dann sich in seiner Phantasie die Sache so lebhaft ausgemalt, daß er schließlich zu der Ansicht gekommen, er habe sie erlebt. Deshalb erzählt er, daß ein Fan-Jäger, der bei einer Elephantenjagd verunglückte, bei der Du Chaillu selbst zugegen war, von seinen Kameraden an ein Nachbardorf verhandelt worden und kurz darauf als Austausch die Leiche eines Negers aus jenem Dorfe eingetroffen sei, welche deutliche Spuren der Krankheit an sich getragen, welche ihren Tod herbeigeführt. Das Fleisch, sagt er, sei regelmäßig vertheilt und der Kopf dem König überreicht worden. Ja, er fügt sogar hinzu, Fans hätten bei einem Streifzuge nach der Küste sogar die Leichen aus den Gräbern gescharrt und verspeist. Hier muthet er der Gutmüthigkeit seiner Leser doch etwas zu viel zu!

In Folge des Streites, der in England vorzüglich von Herrn Gray gegen Du Chaillu's Zuverlässigkeit begonnen ward, erschien ein Schreiben eines Herrn R. B. Walker vom Gabun, datirt vom 22. Juli 1861, in welchem dieser Du Chaillu heftig wegen seiner Erzählungen angreift. Gleichwohl giebt er zu, daß die Fan Menschenfresser seien, stellt aber in Abrede, daß die Knochen jener scheußlichen Mahle herumlägen — was schließlich doch wohl ziemlich gleichgültig sein kann.

Ladislaus Magyar erzählt in seinem Reisewerke von einem Negerstamme Munano oder Hambo, die unter 12—13° S. Br. und 16—17° O. L. wohnen und sich gleichfalls durch Menschenfresserei auszeichnen. Er sagt wörtlich: „Diese Leute sind ohne Zweifel schreckliche Menschenfresser; in mehreren Distrikten (Munda, Kala, Kipeju) wird das Menschenfleisch öffentlich feilgeboten,

aber nur den Einheimischen; vor Fremden leugnen sie standhaft ihr abscheuliches Verbrechen. Sie pflegen besonders Kranke, Räuber, Kinder, Greise und Sklaven zu schlachten, wie ich dies selbst zu wiederholten Malen gesehen habe. Vom Manne pflegen sie den Kopf, vom Weibe den Oberschenkel wegzuwerfen und nicht zu essen, ich weiß nicht warum."



Trommler und Handscha-Spieler bei den Fan.

Auch die Leute von Kiakka bezeichnet der Ungar als abscheuliche Menschenfresser, die bei gewissen festlichen Gelegenheiten Kriegsgefangene schlachten, ihr Fleisch mit Hundefleisch und Rindfleisch vermischen und verzehren. Alte Leute schlachten sie, wenn sie erkranken, ehe sie abmagern, wie sie zu sagen pflegen, und nicht selten sollen sie von ihren Nachbarn zu demselben Zwecke Kinder stehlen.

Zuverlässiger scheinen Du Chaillu's Mittheilungen zu sein, welche er über die Intelligenz und Kunstfertigkeit der Fan bringt. Die eigenthümliche, kegelförmige Schädelbildung, welche er bei diesem Stamme wahrnahm, ließ ihn zunächst auf geistige Stumpfheit schließen, bald überzeugte er sich aber vom Gegentheil. Es ist überhaupt eine merkwürdige Thatsache, daß menschenfleischfressende Volksstämme sittlich wie geistig andern Völkern, die dergleichen Speise verabscheuen, überlegen sein können, wie wir solches von den alten Kariben Westindiens, von den alten Mexikanern, von den Kanaken der Sandwichgruppe,

von den Fidschi-Insulanern und von den edlen Maoris auf Neu-Seeland wissen. So lernte auch Du Chaillu in den Fans einen sehr geweckten Menschenschlag kennen. Sie verstehen ohne Drehscheibe thönerne Geschirre völlig kreisrund und nett herzustellen und durch Feuer zu härten; ebenso verfertigen sie ihre Tabakspfeifen eigenhändig, bei denen sie das Rohr aus einem Schilfstengel machen. Mitunter findet man auch eiserne Pfeifenköpfe, die besonders hoch gehalten werden. Aus Pflanzenfasern flechten sie Wassergeschirre und machen sie durch Harz dicht. Besonders überrascht den Europäer aber ihre Geschicklichkeit in der Bearbeitung des Eisens. (Siehe Seite 53 Waffen der Fan, S. 71 Schmiede.)

An vielen Stellen im Lande steht Eisenerz zu Tage aus, wie ja Afrika überhaupt reich daran ist. Sie bauen aus Erz und Holzkohlen einen Meiler auf, den sie in Brand stecken und das Feuern so lange fortsetzen, bis sich Gußeisen zusammensickert. Ein Paar ausgehöhlte Holzstücke, an der Seite mit einer Röhre und oben mit einem, durch einen Griff zu bewegenden Leder versehen, vertreten die Stelle der Blasebälge und steigern die Glut. Ein größeres Stück Eisen dient als Ambos, ein Stein oder Eisenstück statt des Hammers. Bis zur Erfindung des Hammerstiels sind sie noch nicht vorgeschritten. Durch vielfaches Glühen und Hämmern verwandeln sie das Roheisen in Schmiedeeisen und Stahl, die sie den europäischen Rohstoffen sogar vorziehen. Freilich merkt man, daß den Fan die Zeit noch nicht als besonderes Gut erscheint, denn ein Mann arbeitet an einem Messer, einem Schwert oder Dolch monatelang und ein solches Stück, mit allerlei Figuren und Zierrathen geschmückt, vererbt vom Vater auf den Sohn als hochgehaltenes Kapitalstück.

Den größten Fleiß legen die Fan auf Anfertigung ihrer Waffen. Ein Schild von halber Mannsgröße und viereckiger Form ist das einzige Schutzmittel, welches sie besitzen. Sie fertigen ihn aus getrockneter Elephantenhaut und versehen ihn auf der Innenseite mit zwei Griffen für den Arm und die Hand. Dergleichen Schilde sind so fest, daß sie selbst in einiger Entfernung abgeschossene Flintenkugeln abhalten. Zum Angriff dienen ihnen mehrere Arten Speere, ein Schlachtschwert und Handeisen zum Schleudern, ganz ähnlich jenen Handeisen, welche Dr. Barth bei den Mußgu am Arré südlich von Bornu vorfand. Außerdem haben sie Streitärte und Pfeile. Die letztern schießen sie mittelst einer kräftigen Armbrust, die so straff gespannt ist, daß der Fan, um sie aufzuziehen, Hände und Füße zu Hülfe nehmen muß. Bei der Jagd schießt man doppelt längere Pfeile mit eisernen Spitzen, die Kriegspfeile dagegen sind kleine Rohrstückchen von 12 Zoll Länge, die vorn spitz zulaufen und ganz harmlos aussehen. Ihre Spitzen sind roth gefärbt durch einen Pflanzensaft, in den sie eingetaucht werden und der Wunden unfehlbar tödtlich macht. Sie sind so leicht, daß man sie wegblasen kann, wenn sie auf der Armbrust liegen. Um deshalb das Herabfallen zu verhüten, wird die Armbrust an einer Stelle mit etwas klebrigem Pflanzengummi bestrichen, das jeder Krieger mit sich führt. Die Giftpfeile selbst werden sorgfältig in einem Täschchen aus Leder oder Menschenhaut verwahrt und jeder einzeln durch eine Schlinge festgehalten.

Das eheliche Leben der Fan scheint lobenswerther zu sein als dasjenige bei den Küstennegern. Sie verheirathen die Mädchen nicht vor dem erlangten reiferen Alter und legen Werth auf die Keuschheit derselben. Daher mag es auch kommen, daß die Fanstämme zahlreicher mit Kindern gesegnet sind und in gleichem Grade zunehmen und sich ausbreiten, wie die Völker der Küste im Abnehmen und Aussterben begriffen sind.

Der Schmuck der Fan=Frauen beschränkt sich, außer dem erwähnten Tätowiren, auf Ringe und Perlschnuren. Bei den Ringen, die theils von Kupfer, theils von Messing, ja sogar von Eisen sind, gilt es als Grundsatz: je mehr und je größer, desto besser, und manche vornehme Fan=Dame ist an den Beinen mit mehr Eisenringen belastet als ein Baugefangener. Als Kaufgut hat der Bräutigam seinem Schwiegervater auch dergleichen Herrlichkeiten, sowie kupferne Pfannen und Glasperlen (vorzüglich weiße) zu zahlen, die man gegen Elfenbein von der Küste her erhält. Die Kauris (Porzellanschnecken), welche in andern Theilen Afrika's die Stelle des Geldes vertreten, sind bei den Fan nicht gebräuchlich, besser scheint noch Salz in Aufnahme zu sein, obschon Du Chaillu nicht angiebt, woher sie dasselbe beziehen.


Armbrustschütz.

Die Fan sind geschickte und kühne Jäger, die unter den Elephanten der Umgegend noch mehr aufräumen würden, wenn sie einen lohnendern Absatz für ihr Elfenbein fänden, als durch die langweilige Spedition, die zur Zeit noch gebräuchlich ist. Den Elephanten sucht man durch Lianen, mit denen man ihren Lieblingsaufenthaltsort umhegt, die Flucht zu erschweren und schleudert dann so viele Speere auf sie, bis sie sich verblutet haben, verfährt also ähnlich wie die südafrikanischen Völkerschaften, von denen Dr. Livingstone erzählt.

Um den erlegten Elephanten wird ein Freudentanz aufgeführt, ein bestimmtes Stück des Fleisches erhält der Fetischmann, der es dem Schutzgott der Elephantenjagd weiht und in den Gebüschen niederlegt. Dort wird es eine Beute der Leoparden, wenn nicht der schlaue Priester es auf die Seite bringt. Das übrige Fleisch kommt in gleichen Theilen der ganzen Jagdgesellschaft zu Gute und wird entweder roh verzehrt oder geräuchert. Du Chaillu fand das geräucherte Elephantenfleisch abscheulich, während es bei den Fan die geschätzteste Speise bildet. Die Zähne, als die werthvollsten Stücke der Beute, gehören

denjenigen Jägern, welche das Thier speerten und tödteten. Du Chaillu erzählt auch, die Fan erlegten mitunter die Elephanten durch ähnliche Mittel, wie man sie in andern Theilen Afrika's gegen die Flußpferde anwendet. Sie hingen ein scharfes Eisen an einen schweren Stein oder Klotz über dem gewöhnlichen Pfade der Thiere so auf, daß es herabstürze, wenn die vorbeipassirenden Elephanten eine querübergespannte Schnur auflösen.

Da das Elfenbein, wie gesagt, das Hauptmittel ist, um die Tauschartikel zu erhalten, mit deren Hülfe die Männer in den Stand gesetzt werden, sich ein Weib zu erfreien, so wird die Elephantenjagd auch besonders von den heirathslustigen jungen Männern betrieben. Sie sind dabei freilich auch mancherlei Gefahren ausgesetzt, denn der langnasige Herr der Wälder versteht wenig Spaß. Jene Lianen, die den Elephanten aufhalten sollen, können gelegentlich auch einmal dem Jäger hinderlich werden, wenn es gilt, durch schnellste Flucht dem wüthenden Thier zu entrinnen. Die Neger haben aber in solchen Gefahren so viel Geistesgegenwart und entwickeln solche affenartige Gewandtheit, daß sie sich dadurch oft aus Lagen heraushelfen, in denen ein Europäer unfehlbar verloren wäre.

So erzählte ein schwarzer Jagdgefährte Du Chaillu ein solches Abenteuer auf der Elephantenjagd, das ihm fast das Leben gekostet hätte.

Der Neger hatte einen Elephanten angeschossen und dieser stürzte trompetend auf ihn los. Während der Flucht verwickelt sich der Jäger mit den Füßen in eine Ranke und stürzt zu Boden. Er kann sich kaum von den hindernden Fesseln befreien, als sein Feind auch nur noch wenige Schritte von ihm entfernt ist. In der Todesangst schwingt sich der Schwarze auf einen Baum in der Nähe und klimmt außer den Bereich des gefürchteten Rüssels. Anfänglich ist das Thier verdutzt, sowie es aber den Jäger droben bemerkt, packt es den dünnen Stamm und schüttelt ihn so kräftig, daß der Mensch sicher wie eine reife Frucht herabgeworfen worden wäre, wenn er nicht während des Herumschleuderns das Gezweig eines größern Nachbarbaumes ergriffen hätte und auf letztern hinaufgeturnt wäre.

Der Ackerbau der Fan ist eben so nothdürftig wie derjenige ihrer Nachbarn. Sie klären den Wald stellenweise mit Hülfe von Beilen oder schweren Hackemessern, und kultiviren Maniok, Bananen, ein Paar Sorten Yam, Zuckerrohr, Kürbisse und rothen Pfeffer. Der Maniok liefert die Hauptspeise. Jeder Ort hat zwei bis drei große hölzerne Mörser von ausgehöhlten Baumstämmen gefertigt, in denen die Maniokwurzeln zu Mehl zerstampft werden. Letzteres verbäckt man zu kleinen Kuchen oder verzehrt es ohne weitere Zubereitung. Die Kürbiskerne dienen mehr zu einer Art Leckerei. Sie werden aus den Früchten herausgenommen, getrocknet, dann für das längere Aufbewahren durch Räuchern geeignet gemacht, ohne welches sie leicht durch gewisse Insekten zerstört werden. Will man sie genießen, so kocht man sie, schält sie einzeln und zerreibt sie in einem kleinen Holzmörser unter Zusatz eines vegetabilischen Oeles, dann bäckt man die Mischung in einem irdenen Gefäße oder in einem Bananenblatt über den Kohlen und erhält so eine angenehm duftende und schmeckende Confitur.



 Elephantenjagd bei den Fan. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Festlichkeiten der Fan sind ziemlich roher Natur, wie bei einem solchen Stamm nicht anders zu erwarten. Sie ähneln denjenigen, die bei den meisten Negern der Küste und des Innern gebräuchlich sind, und bestehen größtentheils in Tänzen, die dem europäischen Geschmack nicht zusagen. Dabei wird von den Zuschauenden, besonders wenn etwa eine Hochzeit abgehalten wird, tüchtig Elephantenfleisch geschmaust und Palmenwein getrunken. Die Musik wird dabei auf eben so einfache Weise ausgeführt (Siehe S. 81). Das Hauptinstrument ist eine Art Trommel von drei bis vier Fuß Länge, gearbeitet aus einem hohlen Stammstück, oben etwas weiter als unten und wie unsre Trommeln an beiden Enden mit einem Thierfell bespannt. Je größern Spektakel der Tambour damit verursachen kann, desto höher wird sein musikalisches Talent gepriesen. Die übrigen Zuschauer sekundiren ihm mit Händeklatschen und einförmigem, mißtönendem Gesang.

Das zweite gebräuchliche Instrument, die Handscha, ist etwas zarter in Bau und Wirkung. Sie entspricht völlig der Marimba Südafrika's, nur ist sie einfacher gebaut als diese. Die Handscha besteht aus einem viereckigen Rahmen, der während des Spieles zwischen den Knieen gehalten wird. An querüberlaufenden Riemen sind sieben Holzstücke von verschiedener Länge befestigt, die man nach der Tonfolge abgestimmt hat. Als Resonnanzboden zur Verstärkung des Klanges ist unter jedem Holzstück ein ausgehöhlter Flaschenkürbis. Der Spieler schlägt die Holzstücke mit zwei Klöppeln ganz so, wie unsre Glasharmonika's und Hackebrete bearbeitet werden, und vermag dadurch schon etwas leidlich Erträgliches zu produciren.

Der Schiffsleutnant Braeuezec, welcher die Bekanntschaft der Fan am oberen Theile des Gabun machte, stimmt in seinen Angaben vielfach mit Chaillu überein. Er sagt, daß jenes Volk etwa 120,000 Köpfe stark sein möge und sich in zwei Stämme spalte, die aber in manchen Distritten sich wieder vermischt hätten. Von den Küstenstämmen seien sie sehr gefürchtet, und wüßten geschickt mit dem Speere Mann gegen Mann zu kämpfen, wie sie auch den offenen Kampf den sonst üblichen nächtlichen Ueberfällen vorziehen. Von ihren Dörfern erzählt er ebenfalls, daß sie eine lange, reinlich gehaltene Straße bildeten, an deren einem Ende die Schmiede und in deren Mitte das Versammlungshaus errichtet sei. Ihre Hautfarbe sei nicht schwarz, sondern gelbbraun, ihre Nase erinnere an die altägyptische, das Auge sei mandelartig gespalten, wie bei den Nubiern, die Backenknochen springen nur wenig vor, das Becken ist eng, der Wuchs hoch und hübsch. Braeuezec wird durch diese Körpereigenthümlichkeiten zu der Ansicht gebracht, daß die Fan aus Nubien stammen und quer durch Inner-Afrika sich bis in diese Gegend verbreitet hatten.

Er erzählt ferner, daß die Schekiani (die er Bulu's nennt), sobald sie von den Fan Elfenbein kaufen, diesen eine entsprechende Anzahl Weiber als Pfand zurücklassen, die dort bis zu ihrer Auslösung in den Bock (einen Holzklotz mit Fußlöchern) gelegt werden. Daß sie Menschenfleisch verzehren, giebt er als eine bekannte Sache an und fügt hinzu, daß sie auch ihre eignen Landsleute ungescheut verspeisten.

Auf längere Zeit wollte es Du Chaillu trotz allen Festlichkeiten und großartigen Jagden, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden, doch nicht behagen.

„Das Bett war hart, die Kost war schlecht,
Niemand verstand mich recht!“

sagt er mit Göthe. Sein Nachtlager bestand nämlich in einer Art Lattenbank, aus knotigen Bambusstücken von Zolldicke gemacht, so daß es ihm frühmorgens zu Muthe war, als hätte er auf einem Haufen Kanonenkugeln geschlafen. Gerichte zu essen, welche der Fankönig durch seine — freilich grundhäßlichen — Weiber Du Chaillu schon zubereitet übersendete, war ihm vor Ekel nicht möglich, da ihn der Gedanke quälte, sie möchten in einem Topfe mit Menschenfleisch zusammen gekocht worden sein.

Bevor Du Chaillu seine menschenfresserischen Freunde verläßt, macht er, seiner Angabe zufolge, noch einen Abstecher zu den landeinwärts wohnenden, eben so wilden Oscheba's und erkundigt sich bei dem Häuptling derselben danach, was für Leute jenseits hinter dem Walde seien. Hierüber kann er angeblich nichts weiter erfahren, als daß die weiterhin hausenden Stämme sehr schlimm wären. Ihr Name ward ihm nicht verrathen, obschon die Oscheba's mit ihnen im Kriege lagen, und zu Führern weiter nach Osten konnte er keinen anständigen Menschen auftreiben. Die Fan würden sich vielleicht dazu hergegeben haben, ihn den Congoquellen näher zu bringen; er fürchtete aber, sie möchten ihn trotz aller Zärtlichkeit doch verkosten, wenn er etwa krank würde und nicht mehr schußfertig sei. Es überkam ihn ein Grauen, das durch das Regenwetter sehr verstärkt ward, denn, sagt Du Chaillu, während der drei Wochen, daß er sich hier aufhielt, habe es ununterbrochen gewettert, so daß nicht drei Stunden lang heller Himmel gewesen sei.

So verabschiedet er sich denn von seinen wilden Freunden, von deren Zukunft er sich aber große Hoffnungen macht, besonders wenn sie sich eine andere Kochkunst zugelegt haben werden, und watet im fortdauernden Regen der Küste wieder zu.



Schild und Speere der Fan.



Der erlegte Gorilla.

III.
Der Gorilla und seine Vettern.

Die menschenähnlichen Affen Westafrika's. — Erste Bekanntschaft mit dem Gorilla. — Seine Gestalt und Lebensweise. — Ein junger Gorilla. — Gorilla-Jagd. — Gorillafetisch. — Jägergeschichten. — Das Gorillagespenst. — Der Nschiego. — Der Kulu-Hamba.

Du Chaillu bezeichnet es selbst als eine der größten Errungenschaften seines mehrjährigen Jägerlebens im äquatorialen Westafrika, daß es ihm gelungen sei, die Naturgeschichte des Gorilla und der andern drei afrikanischen Affenarten, welche demselben nahe stehen, aufgeklärt zu haben. Letztere sind der Schimpanse, der Nschiego-Mbouve (Troglodytes Calvus) und der Kulu-Hamba (Troglodytes Culu-Hamba). Er erzählt, daß er den Gorilla in seinen eigenthümlichen Sitten, seiner Lebensweise, in den Waldungen vielfach beobachtet und gerade in dem Gebiete der Fan-Neger, während seines Aufenthaltes bei denselben, das erste Exemplar dieses Thieres erlegt habe.

Bei seinem angeblichen Uebergange über die Sierra del Cristall fand er in der Nähe von Dickichten aus wildem oder verwildertem Zuckerrohr die ersten Spuren des Gorilla. Er fand mehrfach Rohr abgerissen und zerknickt und seine

Begleiter riefen sofort: „Nguyla!“ mit welchem Worte sie in ihrer Sprache den Gorilla bezeichnen. Beim weitern Verfolgen der Merkzeichen fand man deutliche Fußspuren im weichen Boden.

Der Gorilla läuft wie alle Affen auf allen Vieren. Seine hintern Hände berühren den Boden beim Auftreten nur mit dem Ballen und dem Daumen, die Finger drücken sich im Boden nicht ab und auch von den vordern Händen lassen die Finger nur verhältnißmäßig schwache Spuren zurück, da der Gorille nicht auf der Sohle der Hände geht, sondern die Finger eingeschlagen hält, so daß die Außenseite der Finger den Boden berührt.

Nach vielfachem Hin- und Hersuchen traf man endlich vier junge Gorilla's bei einem umgestürzten alten Baumstamme versteckt. Sie eilten hurtig über die Felsblöcke und durch das Gestrüpp, trugen dabei den Körper halb aufrecht und stießen ein Geschrei aus, das etwas Menschliches hatte, so daß sich Du Chaillu selbst wie ein Mörder vorkam, als er sein Gewehr nach ihnen abfeuerte.

Beim Aufrechtstehen hält sich der Gorilla stets etwas gebückt; sein Rücken ist gekrümmt und seine Kniee sind nach außen gebogen. Die Hinterbeine sind verhältnißmäßig kurz und vermögen nur mit Schwierigkeit den dicken Oberkörper zu tragen. Geht das Thier langsam auf den Hinterbeinen weiter, so sucht es das Gleichgewicht dadurch zu erhalten, daß es die langen Arme hin und her schleudert. Bei rascherem Laufe helfen die vordern Hände mit und dann trabt der Gorilla im Paßschritt, Vorder- und Hinterbein derselben Körperseite gleichzeitig vorwärts setzend. Der große Kopf scheint fast ohne Hals zwischen den mächtigen Schultern zu stecken, eine Eigenthümlichkeit, welche in der Einlenkungsweise des Kopfes begründet liegt. Brust und Vorderglieder verrathen eine ungewöhnliche Muskelkraft.

Du Chaillu hatte öfter Gelegenheit Gorillaweibchen zu beobachten, die mit ihren Jungen im Walde oder auf den mit Felsblöcken bestreuten Hochebenen spielten, und gesteht, daß ihm der Anblick so niedlich vorgekommen sei, daß er es nie über's Herz habe bringen können, zu schießen. Weibchen und Junge, die sich mitunter in kleinen Gesellschaften von drei bis fünf Stück zusammenhalten, pflegen beim Wittern einer Gefahr schleunigst die Flucht zu ergreifen, und es hält dann auf dem Terrain, welches sie bewohnen, äußerst schwierig, ihnen zu folgen. Die jungen Gorilla's sind vom frühesten Alter an kohlschwarz; die Jungen der nahe verwandten Affenarten, welche lange Zeit mit dem Gorilla verwechselt wurden, sind dagegen heller gefärbt. Der junge Schimpanse ist gelb, der junge Nschiego Mbouve sehr blaßweiß.

Als sich Du Chaillu in den Gegenden südlich vom Aequator aufhielt, erhielt er von afrikanischen Jagdfreunden einen jungen, lebenden Gorilla. Er schätzte denselben 2 bis 3 Jahr alt und fand ihn 2 Fuß 6 Zoll hoch. Du Chaillu gab sich alle mögliche Mühe, ihn zu zähmen, reichte ihm sein Lieblingsfutter, die wilden Früchte und Blätter, die das Thier im Walde vorzugsweise aufsucht, — allein alles war bei dem Wildling vergebens. Er kratzte und biß gelegentlich selbst noch die Hand, die ihn fütterte, und machte bei erster Gelegenheit den

Versuch, zu entfliehen. Es waren vier kräftige Männer nöthig, um das Thier zu halten, und einer derselben ward ernstlich durch einen tiefen Biß in den Arm verletzt. Als das Thier in Folge dessen in einen Käfig von Bambusrohr gesteckt wurde, starb es, ohne vorher besondere Zeichen einer Krankheit verrathen zu haben. Es scheint jedoch die Zähmbarkeit der Jungen nicht in allen Fällen unmöglich. Ein andrer weiblicher Gorilla, den Du Chaillu in der Kamma-Gegend fing, zeigte sich viel gutmüthiger, starb aber bald, da man ihm nicht die geeignete Nahrung verschaffen konnte. Ein Herr Walker, der seit 10 Jahren am Gabun wohnt, berichtet von dort (1861), daß er 4 Monate lang ein Gorilla-Weibchen in seiner Faktorei gehalten, das völlig zahm und zutraulich geworden. „Es war, sagt er, liebenswürdiger als selbst viele Negerkinder und war gewöhnt, auf den Namen Seraphine zu hören. Seraphine begleitete sogar ihren Wärter bei seinen Ausgängen durch die Stadt und deren Nachbarschaft. Sie war sehr zutraulich gegen mich sowol als auch gegen meine Gehülfen und ward nur dann mißvergnügt, wenn Kinder in ihre Nähe kamen. Sie schien gegen diese denselben Widerwillen zu haben, wie die meisten großen Affenarten. Sie war selten angebunden und wenn es geschah, so reichte ein schwaches Band schon aus, das sie, wenn sie hätte Gewalt anwenden wollen, leicht hätte zerreißen oder zerbeißen können. Sie ließ es sich gefallen, wenn man ihr Kleider anzog, und schien es sogar gern zu haben. Sie frühstückte oft mit an unserm Tische in Gemeinschaft mit Herrn Barbotin und Renaudin. Standen Gläser und irdene Geschirre auf der Tafel, so nahm sie sich wohl in Acht, etwas davon zu zerbrechen. Sie starb schließlich an Dysenterie."

Nachdem Du Chaillu in den Wäldern der Fan-Gegend einigemal vergeblich nach den Gorilla's ausgewesen war, glückte es ihm endlich, sichere Zeichen von der Gegenwart eines solchen Thieres zu bemerken. Du Chaillu's Gefährten machten sehr ernste Vorbereitungen zu dieser Art von Jagd. Sie ritzten sich die Hände und rieben Zauberpulver in die Wunden, um eine ruhige Hand und einen sichern Schuß zu erhalten. Du Chaillu trug zwar sein gewöhnliches blaues Jagdkleid, schwärzte aber sein Gesicht mit Kohle, wie er es meistens that, um dem Wild nicht zu sehr aufzufallen. Alle luden ihre Gewehre mit besonderer Sorgfalt und verfolgten dann die aufgefundenen Spuren. Während Du Chaillu mit seinen Gefährten im Gebüsch behutsam vorwärts ging, hörte er deutlich das Knacken, das der Gorilla beim Zerbrechen der Zweige verursachte. Das Thier hält sich vorzugsweise an der Erde auf und verzehrt Beeren, welche dort wachsen, und die Blätter mancher Kräuter, so z. B. gern die Blattrippen der wilden Ananas. Es findet sich deshalb häufig schon unweit der Seeküste in der Kamma-Gegend, da dort ganze Strecken mit Gestrüpp von wilder Ananas überwachsen sind. Zuweilen steigt es aber auch auf die Bäume und sammelt die Früchte derselben. Mit seinen gewaltigen Zähnen, die eher für ein mächtiges Raubthier als für einen Pflanzenfresser gemacht zu sein scheinen, knackt es die härtesten Nüsse auf. Die starken Fangzähne kommen ihm außerdem trefflich zu Statten, wenn es Zweige und junge Stämmchen einer gewissen Baumart abbricht

und zerbeißt, um das nahrhafte Mark derselben zu verspeisen. Gerade diese eigenthümliche Nahrung nöthigt den Gorilla aber zu einer ununterbrochenen Wanderschaft, da er bei seiner ansehnlichen Größe die Vorräthe in der Nähe sehr bald aufzehrt. Während der Nacht lehnt er sich wahrscheinlich mit dem Rücken an einen Baumstamm und es scheint, als ob die ältern Männchen gewöhnlich am Boden sitzen blieben, während Weibchen und Junge sich auf die unteren Baumzweige placiren. Eine besondere Wohnung richtet er sich nie ein.

Je weiter Du Chaillu vorwärts drang, um so deutlicher ließ sich das Knicken der Zweige vernehmen und jeder Jäger sah vorsichtig nochmals nach seinem Gewehr, denn bei der Jagd auf den Gorilla ist die Gefahr wenigstens eben so groß, wie bei einem Kampf mit dem Leopard. Noch hatte man das Thier nicht zu Gesicht bekommen, als plötzlich der Wald von einem furchtbaren Gebrüll ertönte und ein altes Gorillamännchen von nahe sechs Fuß Höhe in höchstens 40 Fuß Entfernung vor ihnen stand.

Das Gebrüll des Gorilla beginnt mit einem wüthenden Gebell, wie von einem gereizten großen Hunde, dann folgt ein eigenthümliches rollendes Geschrei, das tief aus der Kehle hervorkommt und länger als eine Minute anhält.

Das Thier verrieth nicht die mindeste Furcht vor den Jägern, sondern blickte sie hochaufgerichtet mit funkelnden grauen Augen und einem wilden, teuflischen Ausdruck seines Gesichtes an. Das Gesicht verzog sich zu scheußlichen Furchen und die dünnen, scharfgeschnittenen Lippen, die es emporzog, zeigten die langen Hauer und die mächtigen Kinnladen. Es stand vor den Jägern der König des westafrikanischen Waldes gleich einer höllischen nächtlichen Erscheinung.

Während das Thier die Jäger angrinste, trommelte es mit seinen dicken Fäusten gegen seinen Brustkasten, so daß dieser gleich einer Trommel dröhnte, und wiederholte sein Gebrüll, seine Gegner zum Kampfe herausfordernd und sich selbst aufregend.

Jetzt kam es einige Schritte vorwärts, ähnlich aussehend wie die Teufelsgestalten auf alten Bildern, und bewegte dabei die kurzen Haare auf dem Vorderkopf schnell auf und nieder. Endlich, als es unter abwechselndem Brüllen und Fäusteschlagen bis auf kaum 18 Fuß nahe gerückt war, feuerte Du Chaillu und war so glücklich, es zu tödten.

Es ist Regel bei den Jägern, den Gorilla so nahe als möglich kommen zu lassen und erst dann auf seine breite Brust zu schießen, wenn sie des Treffens auch gewiß sind. Für den einzelnen Jäger, sagt Du Chaillu, ist das Fehlen sicherer Tod. Selbst beim Flußpferd gelingt es dem Neger, der dasselbe angeschossen hat, durch behenden Lauf zu entwischen, dem Gorilla gegenüber ist Flucht unmöglich. Zum zweiten Laden bleibt keine Zeit übrig. Beim Angriff soll der wüthende Affe mit seinen Vorderarmen dem Jäger den Schädel zerschmettern, oder, indem er ihn unverwandt grimmig ansieht, ihm plötzlich mit den hintern Händen den Leib zerreißen.

Bei einer andern Gorillajagd verlor Du Chaillu einen seiner besten Jäger auf diese Weise. Er hörte einen Schuß fallen und eilte nach dem Platze hin.

Dort fand er den Mann in seinem Blute schwimmend, mit herausquellenden Eingeweiden. Die Flinte war zerschmettert, der Lauf verbogen und in dem Eisen waren Spuren von den Zähnen des Affen zu bemerken. Der Jäger hatte ein starkes Gorilla-Männchen gefunden, nach ihm geschossen, es aber nur verwundet. Eben als er wiederum laden wollen, habe das Thier ihm das Gewehr entrissen und ihn selbst tödtlich verletzt. (Siehe S. 95.)

Glücklicherweise stirbt der Gorilla so leicht wie ein Mensch und wenn er eine Kugel in die Brust erhält*), stürzt er vorwärts auf's Gesicht, die langen Arme dabei ausstreckend. Er stößt dabei ein gräuliches Geschrei aus, das halb Kreischen, halb Brüllen ist und zugleich etwas an den Todesschrei eines Menschen erinnert. Trifft der Jäger eine Gorillafamilie beisammen, so wird er gewöhnlich von dem Weibchen, das schwächer gebaut und etwas kleiner ist, zuerst entdeckt. Es stößt dann einen lauten Warnruf aus und entflieht hastig. Sonst pflegt es seine Jungen mit einer Art Glucksen zu locken. Die Gorillamännchen dagegen fliehen nicht, sondern gehen kühn auf den Mann.

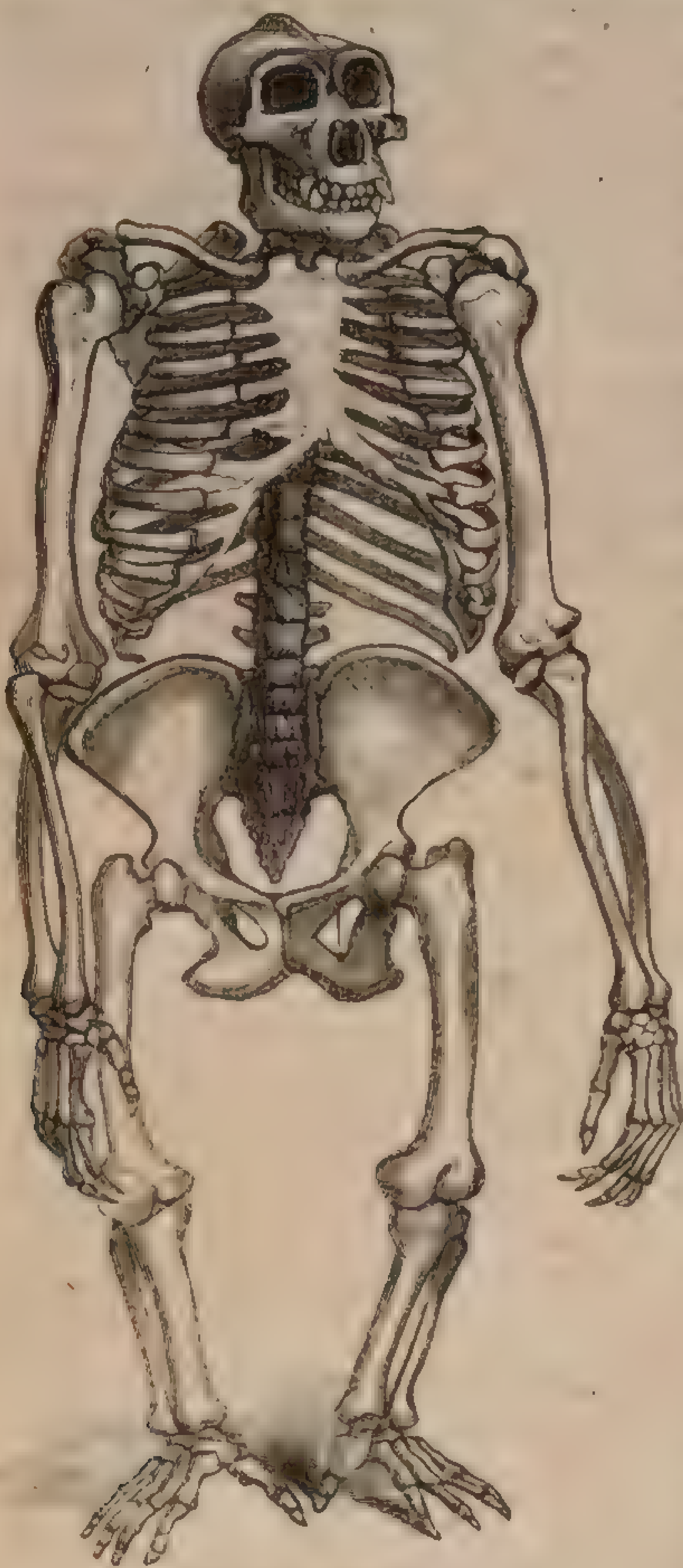
Als ein Affe, der sich vorzugsweise am Boden aufhält, sind auch die Finger des Gorilla nicht so lang wie bei den ächten Baumaffen. Die Hände sind kurz und dick, dabei aber sehr groß. Der Umfang des Mittelfingers betrug bei einigen, die Du Chaillu erlegte, am ersten Gliede über sechs Zoll. Auf der Rückseite der Finger ist die Haut dick und schwielig. Dies rührt jedenfalls von der Gewohnheit des Thieres her, während des Gehens am Boden auf den Knöcheln zu ruhen. Die Hand des Gorilla ist fast eben so lang als breit und ähnelt dadurch der Hand des Menschen mehr als der Hand eines andern Affen. Die drei mittlern Finger sind aber theilweise durch eine Haut verbunden und nur der Daumen und der kleine Finger sind frei. Die innere Fläche der Hand ist schwielig und tiefschwarz, auch die Nägel sind schwarz und stehen wenig über das Ende der Finger vor. Sie erscheinen stets stark abgenutzt. Die hintern Hände des Gorilla sind etwas länger als die vorderen, kommen also dem Verhältniß näher, das zwischen Fuß und Hand des Menschen stattfindet. An allen vier Händen ist die Rückseite bis zur Theilung der Finger behaart.

Du Chaillu hat mehrere Gorilla's abgehäutet und ihr Fell mitgebracht. Dasselbe ist zwar dicker als bei andern Affen, reißt aber trotzdem leicht entzwei, besonders unter den Armen. Ebenso löst sich nach dem Trocknen die Oberhaut leicht ab. Das Haar der ausgewachsenen Thiere ist eisengrau. Jedes einzelne Haar hat abwechselnd graue und schwarze Ringe. Alte Gorilla's werden ganz

---

*) Professor Gray in London hat das Skelett, den Schädel und Balg des größten Gorilla untersucht, welchen Du Chaillu mitgebracht hatte, und kommt zu der Ueberzeugung, daß das Thier nicht durch einen Schuß in die Brust getödtet worden ist, während es aufrecht vor dem Jäger auf den Hinterbeinen stand, sondern durch einen Schuß in den Hinterkopf, den es erhielt, als es auf allen Vieren laufend vor dem Jäger floh, oder auf einem Baume saß, so daß es dieselben Sitten besäße, wie die übrigen Affen, und Du Chaillu's Erzählungen durch poetische Uebertreibungen ausgeschmückt seien. Prof. Owen erklärt dagegen Du Chaillu's Angaben für ächt!

grau, nur die langen zottigen Haare an den Armen bleiben schwarz. Sie sind am Vorderarm nach oben, am Oberarm nach unten gerichtet. Der Kopf ist mit kurzem, rothbraunem Haar bedeckt, das bis zum Halse hinabgeht. Die Weibchen sind ohne die erwähnten Farbenringe, durchgehends schwarz, zeigen dabei aber eine entschiedene Neigung nach Roth.



Skelett des Gorilla.

Bei beiden Geschlechtern ist eine Stelle am Rücken kahl gerieben, vermuthlich diejenige, mit welcher sie sich des Nachts anzulehnen pflegen.

Der ganze Kopf des Gorilla ist zwar auffallend groß, die Gehirnhöhle desselben aber verhältnißmäßig nur klein und niedrig. Das Gesicht ist verhältnißmäßig viel kürzer als beim Orang Utang und die Stirn auffallend niedrig, der Scheitel dagegen erscheint hoch und spitz, da sich auf ihm ein Haarkamm entlang zieht. Ein zweiter Haarkamm läuft quer über den Hinterkopf. Rings um das Gesicht geht ein schwacher Backenbart. Die Augenbrauen sind dünn, aber deutlich vorhanden; auch die Augenlider sind dünn. Die Augen stehen weiter von einander entfernt als beim Menschen. Die Ohren ähneln sehr denjenigen unsers eignen Geschlechts, sind aber noch kleiner und liegen ziemlich in gleicher Höhe mit den Augen.

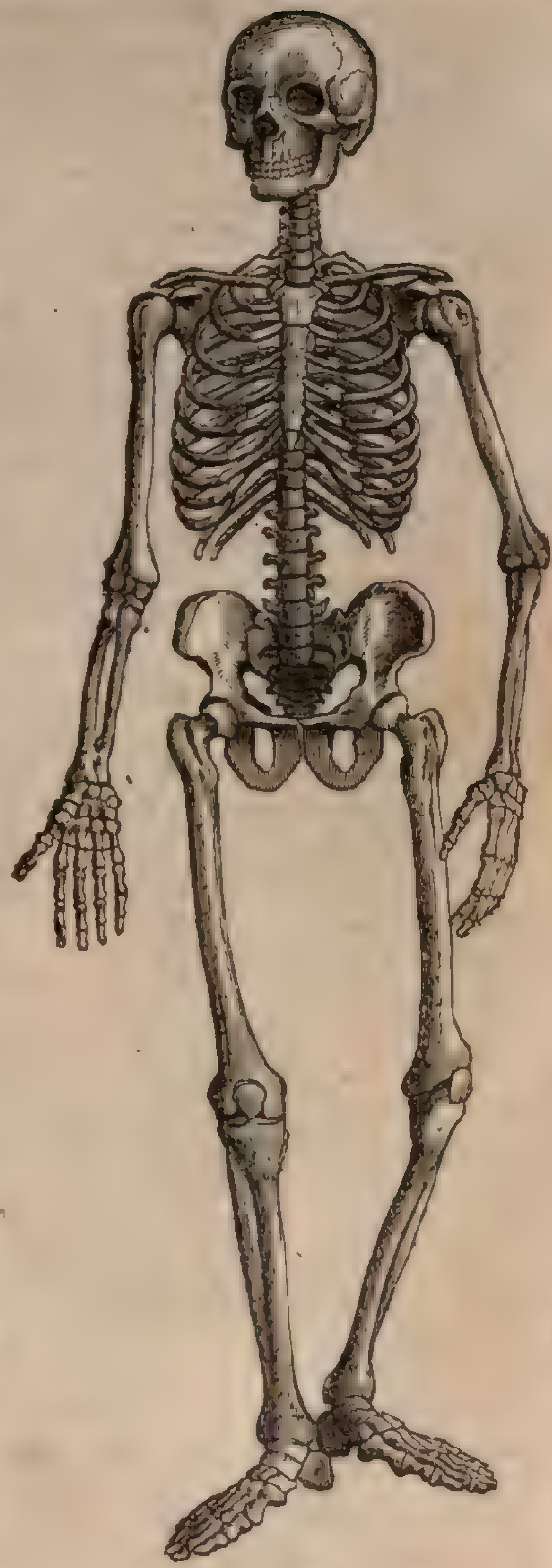
Die Nase tritt stärker aus dem Gesicht heraus als bei andern Affen, obschon sie, von vorn gesehen, flach erscheint.

Die Arme sind länger als am menschlichen Körper, und reichen bis zum Knie hinab. Der Unterarm ist vom Ellenbogen bis zum Handgelenk ziemlich von gleicher Stärke, hat aber am muskelreichsten Theile die Dicke eines Mannesschenkels und erklärt zur Genüge die ungeheure Muskelkraft des Thieres, welche es befähigt, Baumstämme von 4 Zoll Durchmesser zu zerknicken und einen Gewehrlauf krumm zu biegen. Die Arme und Fäuste genügen völlig als Waffe. Es ist nicht wahr, daß der Gorilla Zweige zu seiner Vertheidigung benutzt, wie ehedem oft erzählt wurde. Die Hinterglieder nehmen vom Knie bis zum Knöchel gleichmäßig ab

und zeigen keine Wade. Der Bauch des Gorilla ist auffallend groß und tritt unförmlich vor. Er steht jedenfalls im Verhältniß zu den großen Quantitäten Pflanzennahrung, welche das Thier auf einmal zu sich nimmt. Die Brust eines ausgewachsenen Männchens hat 52 und mehr Zoll im Umfange. Der Rücken des Exemplares, welches auf dem Wiener zoologischen Museum ausgestopft steht, giebt an Massenhaftigkeit und Stärke demjenigen eines Ochsen nicht viel nach.

Das Fleisch des Gorilla=Affen ist zwar dunkelroth und zähe, wird aber doch von den Stämmen im Innern des Landes gern gegessen und bei denen, welche Du Chaillu erlegte, mußte er selbst den Vertheiler machen, da seine Leute im Begriff waren, sich dabei in die Haare zu gerathen. Das Affenessen ist Geschwisterkind mit dem Menschenfressen. Du Chaillu konnte sich nicht zum Gorillabraten entschließen, obschon ihn die Noth mehr als einmal zwang, kleinere Affen zu verspeisen. Die freien Küstenneger weisen ebenfalls Affenfleisch mit Abscheu zurück und überlassen es ihren Sklaven.

Ein Gorillajäger ist bei den Negern ein höchst berühmter Mann, da es viel Muth erfordert, dem starken Thiere entgegen zu treten. Alles kommt dabei darauf an, daß das Gewehr nicht versagt und der erste Schuß tödtlich wirkt. Der Gorillaschädel wird als seltenes Stück dem Fetisch geweiht, aus dem Gehirn aber wird zweierlei Grigri gemacht. Der eine verleiht dem Besitzer Glück auf der Jagd, der andre macht ihn unwiderstehlich bei dem schönen Geschlecht. Wir finden hier bei den Negern dieselben abergläubischen Ansichten wiederholt, die im Mittelalter auch bei den Schützen unsers Vaterlandes im Schwunge waren und die sich zum Theil an die



Skelett des Menschen.

Unzuverlässigkeit der Schießwaffen anknüpften, in Folge deren ein guter Schuß mehr als ein Werk besonderer Glücksumstände, ein Werk hülfreicher Dämonen erschien, als eine Folge eigner Geschicklichkeit. Wir erinnern nur an all den Aberglauben, welcher mit Alraunmännchen, Todtenmoos, Freikugelgießen, Farnsamen u. s. w. getrieben wurde.

Bei der unheimlichen Erscheinung, welche der Gorilla in der finstern Waldung gewährt, bei der wirklichen Gefahr, die mit seiner Erlegung verbunden ist, darf es nicht wundern, daß die Neger sich eine Menge abenteuerliche Geschichten von diesem Affen erzählen. Wenn sie Abends bei dem lodernden Lagerfeuer ihre Pfeife rauchen, kommen haarsträubende Dinge zum Vorschein. Die Gorilla's, so erzählen die schwarzen Jäger, sind sehr unverträgliche Wesen, sie dulden selbst den Elephanten nicht in ihrem Revier. Trotz seiner langen Nase und seiner großen Fänge treiben sie ihn mit Knütteln hinweg. Mit dem Leoparden machen sie ebenfalls nicht viel Federlesens und daß der Löwe in den Waldungen jenes Gebietes fehlt, schreibt man natürlich den Gorilla's zu, die den König der Thiere als rebellische Unterthanen fortgeprügelt. Ein Jäger erzählte Du Chaillu: „Mein Vater ging einst durch den Wald und hatte keine andre Waffe bei sich als seinen Speer. Mitten im Dickicht stand plötzlich ein riesiger Gorilla vor ihm und grinste ihn grimmig an. Als mein Vater unwillkürlich den Speer hob, machte er Miene, auf ihn zu springen; er würde den Speer auf die Seite geschlagen und ihn getödtet haben. Mein Vater entschloß sich rasch und ließ den Speer zur Erde fallen. Als dies der Gorilla sah, ließ er ihn in Frieden und kroch in das Gebüsch!" — „Ja, ja!" bekräftigte der Chorus der andern Jäger. — „Nieder mit dem Speer! das ist das einzige Mittel, sich vor dem Gorillamann zu retten!" —

Bei dem Aschira-Stamme, wo Du Chaillu ebenfalls Gorilla's jagte, wurden ihm die Ansichten der Neger über die Sitten des Gorilla sogar in Form von Fabeln oder Mährchen vorgetragen. So theilte man ihm folgende Historien mit:

Ein hungriger Leopard ging eines Tages auf Beute aus und traf einen großen Gorilla an, der ihm eine gute Mahlzeit zu sein schien. Er kroch also vorsichtig heran und machte einen gewaltigen Sprung, um ihn zu fassen. Der Gorilla war aber auf seiner Hut, packte den Leoparden mitten im Sprunge am Schwanze und schleuderte ihn mit demselben so lange in der Luft herum, bis der Schweif abriß. Das verstümmelte Raubthier schlich sich heulend zum König der Leoparden und klagte diesem sein Leid. Voll Zorn begann derselbe so heftig zu heulen, daß alle Leoparden der Gegend herzukamen und sich nach der Ursache erkundigten. Sie hielten einen Palawer und beschlossen grimmige Rache. Von allen Seiten rückten sie auf den Gorilla los, dieser aber hatte einen mächtigen Knüppel abgebrochen und schlug mit demselben heftig um sich, so daß ihm kein Leopard nahen konnte. Endlich aber ermüdete er und nun sprangen seine Feinde alle mit einem Male auf ihn los und zerrissen ihn.

Ein andermal spazierte ein Gorilla im Walde und traf einen starken Elephanten, welcher Futter suchte. „Was thust du hier in meinem Walde? schrie

der Gorilla; weißt du nicht, daß ich hier der König bin!" Als nun der Elephant ihm nicht sofort Gehorsam leistete, riß er einen jungen Baum aus und schlug mit diesem Knüttel so wüthend auf den Elephanten, daß derselbe todt umfiel. Am andern Tage fanden die Jäger das große Thier und neben ihm den Prügel des Affen.



Ein Gorilla tödtet einen Jäger.

Das schöne Geschlecht wird von Grauen gefaßt, wenn ein alter Jäger erzählt, daß die alten närrischen Gorillamännchen, welche hypochondrisch den Wald durchstreifen, gelegentlich starke Vorliebe für Negerinnen an den Tag legen, die ihnen zufällig in den Weg kommen. Unentschieden bleibt es dabei, ob darin ein Beweis für den geläuterten Geschmack des Einsiedlers liegen soll oder die boshafte Bemerkung, daß der Gorilla manche Negerin mit dem Weibchen seines

eignen Geschlechts verwechseln könne. Genug, der Jäger erzählt: „An einem schönen Sommermorgen gingen zwei Frauen in den Wald, um Holz zu suchen; plötzlich stand ein riesenhafter Gorillamann vor ihnen und ehe sie Zeit hatten, an die Flucht zu denken, hatte er die erste von ihnen gepackt und zog sie trotz alles Sträubens und Strampelns mit ins Dickicht, während die Gefährtin wehklagend nach dem Dorfe zurücklief. Nach ein Paar Tagen kam aber zu allgemeinem Erstaunen die Verschwundene glücklich wieder bei den Ihrigen an und konnte ihre Abenteuer selbst ausführlicher berichten!"

„Ja, sagt ein andrer Jäger darauf, das war ein Gorilla-Gespenst!" und der Chorus bekräftigt es durch beifälliges Grunzen. Der verwunderte weiße Mann wird belehrt, daß es zweierlei Gorilla's gäbe, die man wohl von einander unterscheiden müsse. Die einen seien gewöhnliche Gorilla's, die andern Gespenster. In dem und dem Dorfe ging ein bekannter Neger einst in den Wald und kam nicht wieder zurück. Er war in einen Gorilla verhext worden. Ein Weißer würde zunächst denken, daß ihn ein Leopard verspeist habe, allein der schwarze Jäger hat eine besondere Metamorphosenlehre in seiner Naturgeschichte. „Er war ein Gorillagespenst geworden!" wiederholt der Neger, denn von dem Tage an trieb ein solches sein Wesen im Walde neben dem Dorfe. Mit keiner Waffe ist solchem Spuk etwas anzuhaben; es ist unverwundbar gegen die Büchsenkugel. Dazu sitzt es am liebsten auf einem Baume am Wege versteckt und wenn ein Neger darunter hingeht, greift es plötzlich mit den unteren Händen herab, packt ihn am Halse, zieht ihn hinauf auf den Baum und erwürgt ihn." Der Glaube, daß ein Mensch mit Hülfe der bösen Geister sich in ein wildes Thier verwandeln könne, ist bei den meisten Negerstämmen verbreitet. Magyar fand ihn in Bihe, Livingstone bei den Bewohnern des Südens. In frühern Zeiten war er auch in unserm lieben Vaterlande gäng und gäbe, wie aus den Hexenprozessen zu ersehen.

Ein andrer Neger weiß zu berichten, daß einmal ein ganzes Dorf mit den Gorilla's in Kampf gerathen sei. Die Affen hätten ungenirt Ernte in der Zuckerrohrpflanzung der Gemeinde gehalten und als die Bewohner des Orts herbeigeeilt seien, um ihr Eigenthum gegen die Räuber zu vertheidigen, wären die einen getödtet worden, die andern verwundet in die Flucht gejagt und noch andere als Gefangene hinweggeschleppt. Nach ein Paar Tagen seien die letztern zurückgekehrt. Die Gorilla's hätten ihnen kein Leid weiter zugefügt als — ihnen die Nägel von den Fingern und Zehen abgerissen, vermuthlich zum abschreckenden Exempel für die Andern.

Man hat in Europa den Gorilla erst in den neuern Zeiten kennen gelernt. Wenn man von den Sagen absieht, die sich an den Bericht des Karthagers Hanno von „wilden Waldmenschen" in Afrika anschlossen, so deuten die Schilderungen des Reisenden Bowditch (1819) zuerst auf diesen Affen, sind aber durch vielerlei Unrichtigkeiten entstellt. Bowditch nannte das Thier Ingena, ein früherer Reisender, Battel (1629), hatte es Pongo genannt. Savage bezeichnete es 1847 mit dem Namen Enge ena, Gautier Laboulaye 1840 als Inge ena, Fort 1852 schrieb



Der Nschiego-Mbouve oder nestbauende Affe.

den Namen Ngena, Admiral Penaud Ngina oder Gina und Aubry Lecomte 1854—57 Tschina, Bezeichnungen, die fast sämmtlich mit dem Namen Ngina zusammenfallen, welchen der Affe in der Mpongwesprache erhalten hat. Der erste Gorilla-Schädel gelangte 1847 durch den Missionar Dr. Wilson nach Boston und stellte die Existenz einer Affenart in Westafrika fest, die sich durch ihre Größe dem Menschen mehr nähert als alle bisher bekannten Affen. In demselbe Jahre hatte auch der protestantische Missionar Savage sich am Gabun durch einen Sklaven zwei Gorillahäute verschafft, von denen eine in das Museum nach Paris, der andere nach Wien kam. An Professor Owen ward 1859 ein ganzer Gorilla-Leichnam in einem Rumfasse zur Untersuchung gesendet. Unglücklicher Weise war aber der Spiritus unterwegs wahrscheinlich ausgelaufen und das Thier völlig in Verwesung übergegangen. Trotzdem unternahm es Owen das Skelett zusammen zu setzen, und verrichtete die schauerliche Arbeit an einem abgelegenen Orte, um die Nasen der fashionablen Welt nicht zu beleidigen.

Man hatte bisher mehrere größere und systematisch nahe stehende Affenarten Westafrika's mit einander verwechselt und deshalb dem Gorilla verschiedene Sitten zugeschrieben, die andern Spezies zukommen. So erzählte man allgemein, daß er sich Häuser baue, wie ein Mensch, und gern auf Bäume stiege; ja ein New-Yorker Journal behauptete, die Gorilla's lebten in ganzen Dörfern beisammen und hätten so scharfe Zähne, daß sie dem Jäger die Flinte mitten auseinander bissen, just als wenn ein Esel eine Mohrrübe zerbeißt. Du Chaillu hat nie bei dem Gorilla eine besondere Vorrichtung zum Lager getroffen. Dagegen thut solches der Nschiego-Mbouve (Troglodytes Calvus). Du Chaillu beschreibt unter diesem Namen einen Affen mit kahlem Kopfe, den er für eine besondere Art hält, den Prof. Gray dagegen nach Prüfung der mitgebrachten Schädel und Häute nur für eine Varietät des gemeinen Tschimpanse (Troglodytes niger), oder vielmehr für ein Exemplar derselben Art erklärt, das sich den Pelz mehr abgenutzt habe. Leider sind die in Du Chaillu's Werke von diesem Thiere gemachten Abbildungen nicht nach des Autors eignen Exemplaren angefertigt, sondern der damit beauftragte Künstler scheint es bequemer gefunden zu haben, eine Figur des gemeinen Tschimpanse zu kopiren, welche Geoffroy im Jahr 1858 bereits veröffentlicht hatte. In der Pariser Sammlung befindet sich das Skelett eines Affen, durch Herrn Franquet vom Gabun aus eingesendet, das Professor Duvernoy einer neuen Affenart zuschreibt, die er Troglodytes Tschego nennt. Du Chaillu war der Meinung, daß er diesen Affen aufgefunden habe und sonach der Erste sei, welcher die Haut desselben mitbrachte und über die Sitten des Thieres berichtete. Er theilt darüber mancherlei Interessantes mit. So kam er einst in Besitz eines jungen Nschiego und fand zu seiner Freude das Naturell desselben völlig verschieden von dem des Gorilla. Während letzterer, selbst in frühester Jugend eingefangen, sich ganz unzähmbar zeigte, ward der junge Nschiego höchst zutraulich und gewöhnte sich bald an seinen Pfleger wie ein Hund. Sein Gesicht war anfänglich ganz weiß wie die Haut eines europäischen Kindes, erst allmälig ward sie gelb und schließlich schwärzlich.

Für manche Speisen zeigte er eine besondere Liebhaberei und stets spielte er den aufmerksamen Beobachter, wenn die Mahlzeit zurecht gemacht wurde. War letztere fertig, so kam er herzu wie eine hungrige Katze und gab seine Wünsche durch klägliches Wimmern zu verstehen. Seine Leckerhaftigkeit machte einen geriebenen Spitzbuben aus ihm. Gern versteckte er sich in der Nähe der Hütten und wartete es ab, bis die Bewohner derselben sich entfernten; dann aber schlüpfte er schnell in die Wohnung und verzehrte, was ihm anstand.



Der Kulu = Hamba.

Der Nschiego führt im Walde ein sehr zärtliches Familienleben und die Pärchen, welche sich stets zusammenhalten, bauen auch gemeinschaftlich eine Art Nest oder Hütte, eigentlich nur ein Schutzdach. Sie wählen dazu einen Baum, der in etwa 20 — 25 Fuß Höhe einen starken, horizontalen Ast hat, und befestigen über dem letztern eine Anzahl Zweige mittelst Lianen. Der weibliche Nschiego giebt zu und holt Material, das Männchen macht den Baumeister und flicht die Zweige ineinander, bis ein regendichtes Dach fertig ist, unter welchem das Pärchen regelmäßig seine Nachtruhe hält. Den Tag über trennen sie sich wohl von einander, während sie ihrer Nahrung nachgehen, am Abend aber finden sie sich unter dem Laubdach ein und derjenige, welcher zuerst ankommt, schreit gewöhnlich laut so lange, bis sein Kamerad erscheint. Wenn nach einigen Wochen das Dach schadhaft geworden, vielleicht auch die Lieblingsspeise, die in Beeren und Baumfrüchten besteht, in der Umgegend verzehrt ist, wandert das Pärchen weiter und baut abermals ein Laubdach. Es geschieht dies ungefähr nach je zehn bis fünfzehn Tagen.

Vom Gorilla unterscheidet sich der Nschiego sofort durch seinen kahlen Kopf, Stirn und Gesicht sind unbehaart und im Alter glänzend schwarz. Sein Kinn hat einige graue Haare, als seien es die Ueberreste eines stoppeligen Bartes. Der Nschiego ist als ein Affe, der mehr auf den Bäumen sich aufhält, schon durch seine längern Finger gekennzeichnet. Seine Mundöffnung ist auffallend weit gespalten und beim Schreien reißt er buchstäblich das Maul von einem Ohr bis zum andern auf. Ein junges Thier dieser Gattung ward eine geraume Zeit hindurch in dem Jardin des Plantes zu Paris gehalten und der beigegebenen Abbildung hat eine Photographie jenes Exemplares zu Grunde gelegen.

Außer den beiden genannten Affen erlegte Du Chaillu noch ein Thier, das er unter dem Namen Kulu-Hamba für eine neue Art der großen, menschenähnlichen Affen hält, das aber nach Gray's und anderer Zoologen Ansicht ebenfalls nur ein dunkelgefärbter Tschimpanse (Troglodytes niger) ist. Seinen Namen Kulu hat das Thier von seinem Geschrei erhalten.

Es ist eine interessante Thatsache, daß dieselbe Gegend der Erde, welche die beiden größten und stärksten Affenarten jener dem Menschen am ähnlichsten Sippschaft aufzuweisen hat, den Gorilla und den Tschimpanse, auch die kleinsten Arten derselben Familie besitzt. Die Zwergaffen (Galago), als sogenannte Halbaffen den Gespensteraffen (Lemuren) Madagaskars nahe stehend, treten hier in mehreren Spezies auf. Der gemeine Galago, der gegen 7 Zoll mißt und einen 9 Zoll langen buschigen Schwanz besitzt, bewohnt das ganze mittlere Afrika, von Nubien und dem weißen Nil an bis zum Senegal. Eine ihm sehr nahe stehende Art (G. Alleni) kennt man von Fernando Po und neuerdings ist durch den Missionar W. C. Thomson zu Ikoneto, einem Orte am Old-Calabar-River, etwas oberhalb Creek-Town, eine Galago-Art (G. murinus) bekannt geworden, die nur so groß ist wie eine Maus und auch die gleiche Färbung besitzt. Er besaß dieses niedliche Thierchen eine geraume Zeit hindurch lebendig. Es war sehr zutraulich und zahm geworden und nahm am liebsten seine Zuflucht in dem Rockärmel des Geistlichen oder zwischen seinem Backenbart und Hemdenkragen. Später kam es in Spiritus an Andrew Murray in London, der es wissenschaftlich bestimmte. Die Galago's sind nächtliche, aber harmlose Thiere, die sich von Insekten, Früchten und Gummi nähren und mittelst ihrer langen Hinterbeine bedeutende Sprünge ausführen können.

Von andern Affen sind im äquatorialen Afrika die Meerkatzen (Cercopithecus) zahlreich vertreten und Du Chaillu erlegte mehrere interessante Arten dieser Gattung, so den Cercopithecus erythrotis, C. Campellii, C. pogonias, C. collaris und eine Art, die er C. nigripes nennt, die aber von Bennet bereits 1833 als C. pogonias beschrieben ward. Ein andrer Affe seiner Sammlung, Presbytes albigena von Gray benannt, war zwar früher schon lebend in der Menagerie der Zoologischen Gesellschaft in London gehalten worden, man hatte aber nichts über sein Vaterland erfahren können. Du Chaillu hat das Verdienst, dies letztere nachgewiesen zu haben.



Nachtlager im Walde.

IV.
Die Mbischo und der Munda.

Abschied von den Fan und von Mbene. — Die Mbischo's und die Nova-Gegend. — König Alapav. — Netzjagden. — Baschikuav-Termiten, Ameisen, Stechfliegen u. s. w. — Schlangen. — Mondtänze. — Kassava-Brode. — Zoologische Notizen. — Höhle und Wasserfall. — Wanderung durch den Mangrovewald. — König Apuron. — Balengue und Corisco. — Der Munda und der Ikoi-Creek. — Die Schekiani. — Vögelreichthum.

Zum Abschied schenkt der menschenfresserische Fankönig seinem Freunde Du Chaillu noch ein Messer zum Kopfabschneiden und Mbene führt seine junge Frau heim, nachdem er für hinreichenden Reiseproviant Sorge getragen hat.

Die Begleitung ist zu einer kleinen Karawane angewachsen: 20 Männer, 13 Weiber und 2 Knaben, und Mbene schlägt vor, die Vetternstraße oder, auf Afrikanisch, den Schwiegervaterpfad zu ziehen, um freie Zeche zu erhalten. Man muß zwar unterwegs durch eine Gegend, in welcher feindlich gestimmte Schekiani's wohnen, und setzt sich deshalb in Vertheidigungsstand; da sich aber kein Feind sehen läßt, verwendet man die Gewehrladungen, um Affen zu schießen, deren es hier viele giebt.

Mbene's Schwiegervater Imana, der Häuptling eines Mbischo-Klans, zeigt sich seines edeln Schwiegersohnes würdig, nimmt die ganze Schaar freundlichst auf und füttert sie nach Kräften. Nach kurzer Rast wird die Reise trotz aller Regenwetter und Gewitter fortgesetzt und Nachts ähnliche Waldhütten benutzt, wie man sie schon auf der Hinreise getroffen hatte. Man gelangte glücklich nach Mbene's Residenz und des Häuptlings Einzug ward von seinen geliebten Unterthanen mit Freudengeschrei und Musketenschießen gefeiert, denn Schießen ist des Negers größter Jubel und so lange er noch Pulver hat, verleiht er seinen Gefühlen durch Knallen Ausdruck.

Während Du Chaillu's Abwesenheit hatte sich in Mbene's Stadt nicht viel geändert. Schmalhans war noch immer Küchenmeister. Es gab fast nichts als Erdnüsse zu essen und von diesen war noch der größre Theil in der Erde und mußte über Hals und Kopf im Regen eingeholt werden. Unser Freund aß deshalb mit seinem Schutzpatron zum Abschied noch eine Freundschafts-Banane und schritt fürbaß, von Mbene's Männern geleitet. Er schlägt diesmal einen mehr südlichern Weg ein, um noch die Ufer der Noya, des dritten Hauptzuflusses des Muni, zu besuchen.

Der Marsch ist ziemlich beschwerlich, der Wald ist durch den Regen stellenweise sehr sumpfig, die Bäche sind angeschwollen und haben keine Brücken. Im Walde wimmelt es von Leoparden, gegen die man sich des Nachts nur durch hochlodernde Feuer schützen kann. Von Elephanten sieht man zwar zahlreiche Spuren, wählt auch ihre Pfade vorzugsweise als Reisestraßen, bekommt aber von den Thieren selbst keins zu Gesicht, da sie durch die häufigen Verfolgungen sehr scheu geworden sind und den Menschen fliehen, sobald sie seine Annäherung merken.

An den Ufern der Noya nimmt Du Chaillu auf eine Woche sein Standquartier. Der Häuptling Alapay, ein alter Bekannter von der Küste her, that sein Möglichstes, dem weißen Gast das Leben angenehm zu machen. Der Ort lag reizend auf der Spitze eines Hügels, dessen steiles Ufer von den Gewässern der Noya bespült ward. Nach den andern Seiten hin war Wald, von dichten Schlinggewächsen durchwebt, unter denen die Kautschukrebe sich bemerklich machte. Die Häuser und die Bauart waren ebenso, wie sie Du Chaillu bei den verwandten Stämmen bereits gefunden, nur ließ die Pflege der Reinlichkeit noch mehr zu wünschen übrig. Die Bewohnerschaft des Ortes gehörte zum Stamme der Mbischo, die Kleidung derselben beschränkte sich meist auf den schmalen Hüftenschurz, dagegen salbten sich besonders die Frauen unmäßig mit Oel ein und suchten sich durch rothe Malereien so reizend als möglich herzustellen. Die Farbe

war vermuthlich ein Eisenocher, denn Eisenerze standen in dieser Gegend in ziemlicher Mächtigkeit zu Tage an. In Folge der Unreinlichkeit war auch die Atmosphäre in der Nähe der Mbischo's für eines Europäers Nase keine angenehme und Du Chaillu ward, wenn er beim Abbälgen und Stopfen seines Wildprets beschäftigt war, und rings um ihn in seiner Hütte eine Schaar der Eingebornen neugierig kauerte, viel mehr durch die letztern incommodirt als durch seine Arbeit.

Großen Genuß gewährten dagegen dem unermüdlichen Jäger die Netzjagden, welche König Alapay zu seiner Ehre veranstaltete. Zu solchen Lustbarkeiten versammelte sich die Bewohnerschaft der ganzen Mbische-Dörfer, die in der Umgegend lagen und welche sämmtlich mit Alapay's Ort durch gegenseitige Verheirathungen in engem Freundschaftsbunde standen. Jedes Dorf brachte seine Netze mit. Diese waren aus Baumbast und andern Pflanzenfasern geflochten und bildeten Wände von 8 bis 9 Ellen Länge und Mannshöhe. Mit ihnen ward ein Dickicht im weiten Halbkreis umstellt und gegen diese Wand eine Treibjagd eröffnet, bei welcher eine Schaar kleiner Hunde von unangenehmem Ansehn, aber scharfem Gebell und großer Munterkeit, gute Dienste leisteten. Europäische Jagdhunde, die man nach dem äquatorialen Westafrika mit überführt, sollen hier nach kurzer Zeit dem Klima unterliegen, dasselbe soll auch mit den auf Schiffen eingeführten Pferden der Fall sein.

Du Chaillu begnügt sich damit, uns zu erzählen, daß einige Antilopen und Hirsche bei diesen Jagden erlegt worden seien, ohne uns anzugeben, welche Arten dieses reichen Geschlechts es waren. Unter den Hirschen sind wahrscheinlich auch hirschähnliche Antilopen verstanden, da eigentliche Hirsche unsers Wissens hier nicht vorkommen. Von den Antilopen interessirte ihn vorzüglich eine kleine Art, die wegen ihres zierlichen Baues und ihrer Harmlosigkeit allgemeiner Liebling ist.

In der nächsten Nacht nach jener Jagd ward dem Reisenden die mit Anstrengung erworbene Beute von einem Feinde streitig gemacht, mit dem er später vielfach zu kämpfen haben sollte. Er lag nach des Tages Last und Hitze in seiner Hütte in festem Schlafe, als ihn plötzlich höchst schmerzhafte Bisse am ganzen Leibe weckten. In seiner Angst wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er ins Freie sprang und um Hülfe schrie. Die Mbischo's eilten mit brennenden Fackeln herbei, um den Feind zu bekämpfen, der diesen nächtlichen Ueberfall ausgeführt hatte. Es war ein Heer Baschikuay's, das einen allgemeinen Angriff auf das Dorf unternommen. Diese, äußerlich den Ameisen ähnlichen Thiere erreichen zwar nur die Größe von höchstens einem halben Zoll, halten sich aber in Mengen von Millionen zusammen. Sie sind rothbraun von Farbe und mit Kneipzangen bewaffnet, mit denen sie höchst schmerzhafte Bisse ertheilen können. Gewöhnlich unternehmen sie ihre Züge bei Nacht und rücken dann in einer Kolonne vorwärts, die etwa 2 Zoll breit, aber vielleicht mehr als eine Stunde lang ist. Du Chaillu versichert, daß er einst einen Zug 12 Stunden hindurch ununterbrochen habe vorbeimarschiren sehen. An den Seiten des Zugs marschiren

in bestimmten Entfernungen größere Thiere desselben Geschlechts, die Offiziere zu sein scheinen und auf Ordnung halten. Finden die Vordersten des Zuges ein beutereiches Plätzchen, so machen sie Halt und die ganze Linie rollt sich zu einem allgemeinen Angriffe auf. Dabei fallen sie über alle thierischen Stoffe her, gleichviel ob diese noch lebendig sind oder nicht. Was nicht die Flucht ergreifen kann, wird aufgefressen. Eine Ratte ist in wenigen Minuten getödtet und skelettirt. Selbst größere Thiere, Affen, Leoparden und Elephanten, sollen durch die kleinen Plagegeister zur wilden Flucht gezwungen werden.

Du Chaillu schleuderte, von Schmerz gepeinigt, die Kleider von sich und seine schwarzen Freunde befreiten ihn von den Insekten, die sich bereits eingebissen hatten. In seiner Hütte war nichts mehr zu retten, Alles war voll Ameisen und von dem Wildpret, das er heimgebracht, waren am nächsten Morgen nur noch die abgenagten Knochen übrig.

Ein gleiches Schicksal drohte aber auch den andern Hütten und alle Hände waren deshalb beschäftigt, in möglichster Geschwindigkeit einen Cordon aus Feuer zu ziehen, der dem Weiterdringen der Schaaren Halt gebot. Hat man Zeit genug, die nutzbaren Fleischvorräthe in Sicherheit zu bringen, so überläßt man zu Zeiten nicht ungern die Säuberung der Häuser einem solchen Ameisenheer. Alles Ungeziefer, klein und groß, mit dem die Wohnungen der Neger überreich gesegnet sind, so z. B. auch die fatalen Tausendfüße und Assel-Arten, ist in kurzer Zeit von den rothen Kriegern vernichtet und die Schaar der Fresser marschirt weiter. Pflanzenstoffe, also Zeuge und Holzwerk, wird von ihnen nicht berührt. Daß die Baschikuay Thiere, überhaupt Fleisch verzehren, wird vielfach bezweifelt. Ueber die Schilderung, welche Du Chaillu von ihnen entwirft, urtheilt Walker, der seit 10 Jahren am Gabun wohnt, in nachstehender Weise. Er sagt: „Die Art von Insekten, welche Du Chaillu mit dem Namen Baschikuay bezeichnet (ein Wort, das in der Mpongwesprache unbekannt ist und vielleicht von ihm selbst erfunden wurde), ist ein Thier, das unter dem Namen „der Treiber“ bekannt ist, und von dem hier zwei verschiedene Arten sich vorfinden, genannt Ntyunu und Ntyunu sakoa. Ich brauche kaum zu sagen, daß die Beschreibung, welche er von dem Thiere giebt, voll starker Uebertreibungen ist. Dasselbe ist zwar lästig und lebhaft genug, greift aber nie Fleisch an, so fürchterlich er dies auch darstellt.“ Pflanzenstoffe dagegen werden von den Termiten, den sogenannten weißen Ameisen (Termes fatalis etc.), um so eifriger gesucht. Ein Termitenvolk, das im Schutz der Nacht und in gewölbten, schnell gebauten Gängen anrückt, frißt selbst die Häuser auf, da diese hier nur aus Holz, Rohr und Matten bestehen, und wird deshalb noch mehr gefürchtet als die Baschikuay's. Diese Ungethüme durchbohren in einer einzigen Nacht eine Kiste aus dem härtesten Holze und verspeisen deren Inhalt, Bücher, Papier und Kleider.

Die Baschikuay's sind ohne Zweifel keine Ameise, wie sie Du Chaillu bezeichnet, sondern eine Art Termite, vielleicht dieselbe, welche man von Sierre Leone als die kriegerische Termite (Termes bellicosus) kennt. Die Termiten unterscheiden sich, außer mancherlei Eigenthümlichkeiten in ihrer

Gestalt, besonders in ihrer Entwickelungsgeschichte, von den eigentlichen Ameisen und bilden eine eigne Gruppe des Insektenreichs, die den Schaben und Libellen nahe steht. Jedermann kennt die Puppen unsrer Ameisen, die meist ihrer Form wegen mit dem Namen Ameiseneier bezeichnet werden, — dergleichen Puppenformen fehlen bei den Termiten gänzlich, sie sind ebensowol im Larvenzustande wie auch als Puppen mit Beinen versehen und leicht beweglich. Du Chaillu sagt zwar, er glaube nicht, daß die Baschikuay's besondere Wohnungen besäßen, erzählt aber doch, daß sie aus Scheu vor dem Sonnenstrahl Gänge 5 Fuß tief unter der Erde anlegen und bei Vergleichung mit den Gewohnheiten aller andern bekannteren Termitenarten wird es sehr wahrscheinlich, daß sie besondre Bauten haben, in denen für das Legen und Ausschlüpfen der Eier hinreichend Schutz vorhanden ist. Bei allen Termiten sind in demselben Schwarme Männchen, Weibchen und Geschlechtslose vorhanden. Die Thiere bedürfen aber zwei Jahre, um ihre volle Reife zu erhalten, und sind währenddem als Larven, Puppen und vollkommene Insekten zu finden. Die Geschlechtslosen erleiden nur zwei Verwandelungen und sterben im Puppenzustande ab. So können in derselben Schaar Thiere von 8 verschiedenen Formen vorhanden sein. Die große Menge des Volks wird durch die Larven der beiden Geschlechter dargestellt, die rastlos thätig sind. Sie sind blind und lichtscheu und rücken gewöhnlich nur im Finstern vor. Als Puppen oder Nymphen zeigen sie kurze Flügelstummel und als ausgewachsene Thiere erhalten sie Flügel und erheben sich in lebendigen Wolken in die Luft. In diesem Zustande fressen sie aber nicht mehr, sondern sorgen nur für die Fortpflanzung der Art. Sobald sie die Erde wieder berühren, verlieren sie die Flügel. Von den zahlreichen, befruchteten Weibchen wird nur gewöhnlich eines durch die Larven eingefangen und im Baue gefüttert. Es ist dies die sogenannte Königin, aus deren sehr zahlreichen Eiern ein ganzes neues Volk entsteht. Die übrigen Weibchen sowie auch sämmtliche



Termiten.
a. Baschikuay, nach Du Chaillu's Abbildung.
b — d. Lichtscheue Termite.
b. Arbeiterin. Larve. c. Soldat. d. Vollkommenes Insekt.
Die beigezeichneten Striche geben die natürliche Größe der Thiere an.

Männchen gehen zu Grunde. Sie werden die Beute zahlreicher Raub-Insekten, Vögel, Schlangen und Säugethiere (z. B. Ameisenfresser). Die Geschlechtslosen bilden nur den kleinern Theil des Volkes, etwa 1 Prozent. Sie sind die sogenannten Soldaten, durch einen größern Kopf und stärkere Freßzangen ausgezeichnet. Es sind jedenfalls jene Thiere, die Du Chaillu als die Offiziere an den Seiten des Zuges marschiren sah, und besitzen wie die Larven der andern keine Augen. Die Abbildung, welche Du Chaillu von einer Baschikuay giebt, ist jedenfalls eine solche geschlechtslose Termite, vielleicht nach einem getrockneten Thiere gemacht, bei dem die Lippen-Taster abgebrochen oder unter den Körper gezogen waren, da sie bei der Figur nicht zu sehen sind. Zur Vergleichung geben wir dem Leser Bilder dreier Formen der lichtscheuen Termite (Termes lucifugus), die beigesetzten Striche zeigen die natürliche Größe an. Die geschlechtslosen Soldaten sind es auch, welche vorzugsweise durch ungestüme Angriffe und schmerzhafte Bisse so lästig werden und die nicht selten sich lieber in Stücke reißen lassen, als daß sie ihre geschlossenen Kiefern öffneten.

Du Chaillu erzählt, die Baschikuay's hätten eine eigene Manier, über kleine Flüsse zu setzen. Sie suchen dabei, sagt er, Bäume oder Gebüsche aus, die sich nahe gegenüber stehen, und fassen sich gegenseitig mit den Zangen am Leibe oder an den Füßen. So formen sie eine lebendige Röhrenbrücke aus ihren Leibern, durch welche das Gros der Armee dann seinen Weg nimmt. Diese Erzählung hat für's Erste einen so abenteuerlichen Klang, daß Mancher sich versucht fühlt, ein bescheidnes Fragezeichen in Parenthese dahinter zu setzen. Wenn wir von einer leicht erklärlichen Täuschung dabei absehen, mag aber die Sache nicht ohne Grund sein. Es ist von einer der Pflanzenstoffe fressenden Termitenarten durch einen zuverlässigen und kundigen Forscher, Smeathman, mitgetheilt, daß dieselbe zwar für gewöhnlich ihre Röhren gerade baut, gelegentlich aber so kühne Bogen spannt, daß man kaum begreift, wie sie es möglich macht. Die zahllosen Thiere schleppen Erdtheilchen herbei und kleben dieselben mit Schleim zusammen, den ihre großen Drüsen absondern. Um einen Mehlsack in einer Wohnung anzugreifen, zu welchem sie von unten nicht gelangen konnten, brachen sie durch die Decke des Zimmers, bauten eine gerade Röhre hinunter, eine zweite schlangenartig gewundene in die Höhe, um durch letztere ihren Raub in Sicherheit zu bringen. Ebenso ist es bekannt, daß manche blattfressende Termitenarten von ihren Bauten aus Röhren nach nahegelegenen Bäumen führen, dieselben dann an dem Stamme hinauf und an den Aesten hin verlängern und so in kurzer Zeit einen ganzen Baum entlauben, ohne daß man dabei ein einziges Thier zu Gesicht bekommen hätte. Obschon nun die Baschikuay's durch ihre Nahrung, so wie durch ihr zeitweises offnes Wandern manches Abweichende zeigen, so ist es doch nicht unmöglich, daß sie einzelne Gewohnheiten der ganzen Familie beibehalten haben und von einem Zweige nach einem benachbarten eine Röhrenbrücke schlagen; nur werden sie solche wahrscheinlich nicht aus ihren Leibern, sondern aus Erde bauen.

Es findet sich ferner in den Wohnungen gern eine kleine Ameise in Myriaden

ein und zehrt die Lebensmittel auf, die ohnedies gewöhnlich nicht in Ueberfluß vorhanden sind. In den Bäumen logirt eine rothe Sorte und hängt ihre Nester so lose auf, daß die Thiere wie eine Wolke auf den Vorübergehenden fallen, der unvorsichtiger Weise an den Baum gestoßen. Diese Sorte bevorzugt eine bestimmte Baumart, deren große Blätter in Büscheln an den Enden der Zweige stehen. Die Ameisen kleben die Blätter zu einem kugelförmigen Körper zusammen und legen in demselben ihre Brutplätze an. Da sie gewöhnlich in großen Mengen gleichzeitig auf demselben Baum logiren, so gewährt ein solcher einen sonderbaren Anblick, den aber der Reisende am liebsten nur aus entsprechender Entfernung genießt. Selbst im offnen Sandboden lauert eine schwarze Art desselben bissigen Geschlechts, die durch ihren Angriff Schmerzen verursacht, welche dem Stich des Skorpions nicht viel nachgeben. Magyars Mittheilungen über die westafrikanischen Ameisen stimmen in vielen Stücken mit denjenigen Du Chaillu's überein. Als dieser Reisende mit einer Karawane von Benguela nach Bihe reiste, ward er einst in der Nacht durch einen ungewöhnlichen Lärm aufgeweckt, der im Lager entstand. Als er aus seiner Hütte trat, sah er eine Menge Leute mit brennenden Holzspähnen in der Hand, welche die possirlichsten Sprünge ausführten, ihre Kleider vom Leibe rissen und dabei „Kissondi! Kissondi!" schrieen. Er fand es sehr lächerlich, daß die Neger sich durch einige Ameisen zu solchem nächtlichen sonderbaren Tanze bringen ließen, und legte sich wieder zur Ruhe. Kaum hatte er sich aber ausgestreckt, als ihn heftige Stiche emporjagten. Die Reihe des Tanzens kam nun an ihn und die Schmerzen, die er am ganzen Körper empfand, waren so heftig und sinnverwirrend, daß es erst der wiederholten Aufforderung seiner Begleiter bedurfte, ehe er daran dachte die Kleider abzuwerfen. Er nennt diese Plagegeister Formica atrox (?) und beschreibt sie als zolllange, rothaussehende Thiere, die besonders gern die höhergelegenen, aus röthlichem Thon bestehenden Gegenden bewohnen. Zur Zeit des Regens beginnen dieselben bei nächtlicher Weile zu wandern, vielleicht vom Wasser aus ihren Bauen vertrieben. Hierbei bilden die Milliarden ein langes, geradliniges Band und fallen mit schmerzhaften Bissen jedes lebendige Wesen an, das ihre Kolonne berührt. „Selbst der Elephant, sagt Magyar, fürchtet sich vor den Kissondi, denn sie kriechen ihm in den Rüssel und machen ihn toll vor Schmerzen, so daß er blindlings gegen die Baumstämme rennt, sich den Rüssel zerschlägt und dann elendiglich umkommen muß." In die Haut des Menschen graben sie sich so tief ein, daß sie mitten entzwei reißen, wenn man versucht sie auszuziehen.

Die Verwandten der Moskitos, welche besonders die feuchten Niederungen und die Nähe der Sümpfe lieben, sind überreich vertreten und halten durch die Mannichfaltigkeit ihrer Angriffsweisen den Fremden fortwährend in Athem. So wohnt vorzüglich in den Gegenden südlich vom Aequator eine Wespen- oder Fliegenart, die Elo way, in den dichtbelaubten Gebüschen der Ufer. Ihre Nester hängen wie Flaschen von den Aesten herab. Die große Schaar, welche ein solches Nest bewohnt, nährt sich zwar nicht von Menschenblut, ist aber sehr reizbarer Natur, und hat ein Kahn das Unglück, durch Anstoßen den Baum zu

erschüttern, der das Nest trägt, so fällt der ganze Schwarm über die Schiffer her, um sie für die Verletzung des Hausfriedens zu züchtigen. Den nackten Eingeborenen bleibt gewöhnlich kein anderes Rettungsmittel übrig, als ins Wasser zu springen und durch Untertauchen sich aus dem Bereich der wüthenden Wespen zu bringen. Haben letztere freilich bereits ihr Opfer gefaßt, so lassen sie oft selbst unter Wasser dasselbe nicht los. Du Chaillu rettete sich vor ihren Angriffen gewöhnlich dadurch, daß er sich unter eine dicke Matte verkroch und nicht früher wieder zum Vorschein kam, als bis die Wuth der Feinde sich gelegt hatte.

Größer als die Eloway ist die Iboco, eine Verwandte unsrer Hornisse. Sie sticht so tief, und wiederholt ihre Angriffe so oft, daß in kurzer Zeit dem Verfolgten Gesicht und Arme von Blut überströmt sind. Die Ntschuna, die doppelt so groß ist als unsre Hausfliege, nähert sich dem auserkornen Opfer in aller Stille, versteht es, sich anzusaugen und voll Blut zu saufen, ohne daß der Angegriffene anfänglich es merkt; bald nachher aber beginnt die Wunde unerträglich zu brennen und zu schmerzen, als sei sie durch einen Skorpion verursacht worden. Von gleicher Größe wie sie ist die Ibolai, die bei ihren Angriffen das Gefühl hervorbringt, als werde eine lange, scharfe Nadel ins Fleisch gestochen. Die Iguguai sind kleiner, vermögen aber trotzdem genug zu quälen und durchbohren selbst die dickste Negerhaut, zum Ueberfluß noch auf lange Zeit Jucken und Brennen zurücklassend. Den Legionen Fliegen lauern zahlreiche Spinnen auf, sowol in den Wohnungen als im Freien. Du Chaillu erzählt von einer großen gelb und schwarz gefleckten Waldspinne, die 3 — 4 Fuß große Gewebe zwischen den Gebüschen anlegt. Die Fäden derselben, versichert er, seien so fest, daß man einen gewissen Widerstand bemerke, wenn man beim Hindurchgehen sie zerreiße. Das Thier selbst vermöge sehr schmerzhaft zu beißen, die Wunden hätten aber keine bedenklichen Folgen.

Sandflöhe, die sich unter den Nägeln der Fußzehen einnisten, Skorpionen und verwandte giftreiche Spinnenthiere sind so allgemeine Zugabe der meisten Tropenländer, daß man sie kaum noch besonders hier hervorzuheben braucht, und der Guineawurm, der es liebt, sich in den Beinen des Menschen niederzulassen, gibt schon durch seinen Namen an, daß er hierher gehört.

Schlangen statten den Negern mitunter in ihren eignen Wohnungen einen Besuch ab und einst traf Du Chaillu einen solchen Gast auf seinem eignen Bett. Das Thier hatte zuvor einen Vogel als Abendbrod verzehrt und dann der Verdauung wegen sich ein warmes, weiches Plätzchen ausgesucht, auf dem es aber durch des Jägers Kugel unangenehm gestört ward. Meistens greifen die Schlangen in den Wohnungen die Menschen nicht an, sondern begnügen sich damit, das Ungeziefer zu verzehren; nur wenn sie etwa getreten oder gedrückt werden, vertheidigen sie sich. Die phlegmatischen Arten, z. B. die Hornotter (Echidna nasicornis), werden deshalb die gefährlichsten und sind auch am meisten gefürchtet. Du Chaillu theilt uns mit, daß er mitunter monatelang in den Wäldern umhergestreift sei, ohne eine einzige Schlange zu treffen. Am Rembo, südlich vom Aequator, maß Du Chaillu Schlangen, die seiner Aussage nach 20 — 25 Fuß

Körperlänge hatten (vielleicht Python Sebae?), ja eine derselben war sogar 33 Fuß lang, während andere Zoologen, die sich an der Mündung des Gabun aufhielten, diese Thiere dort nur bis 6 Fuß lang fanden. Der Reisende Bowdich erzählt dagegen ebenfalls von 30 Fuß langen Schlangen in der Aschantigegend.

Eine interessante Scene bot unserem Reisenden eine der folgenden Nächte. Am Tage vorher war Neumond gewesen und am Abend war es in Yungulapay, so hieß der Negerort, auffallend still. Jedermann vermied Geräusch und die Unterhaltung ward nur heimlich geführt. So wie sich aber der erste schwache Streifen des jungen Mondes sehen ließ, trat der König aus seiner Hütte hervor und hielt in der Straße entlang einen feierlichen Tanz. Er war über und über mit rothen und weißen Flecken bemalt von der Größe einer Pfirsich und diese nahmen sich auf der schwarzen Haut so abenteuerlich gespenstisch aus, daß dem Jäger beim ersten Anblick ein Gruseln überkam. Du Chaillu fand diesen Neumondtanz bei den meisten Negerstämmen, die er besuchte, konnte aber von Niemand etwas Genaueres über die Vorstellungen erfahren, die etwa damit verknüpft sind. Er vermuthet, daß die Meisten die ursprüngliche Bedeutung selbst nicht mehr wußten und diese Sitte von ihren Vorfahren überkommen hatten. Der Mondkultus scheint durch einen großen Theil Afrika's verbreitet und vielleicht bei den meisten Negerstämmen in verschiedenen Formen gebräuchlich zu sein. Reisende trafen ihn ebenso am obern Nil wie Livingstone bei den südlichen Völkerschaften. Meistens fand Du Chaillu, daß die Neger sich mit Kreide weiße Flecken aufmalten. Eine andre religiöse Festlichkeit, bei welcher der Mond eine Rolle spielte, lernte Du Chaillu bei dem Kamma-Volke in Gumbi am Rembo kennen. Der König der genannten Stadt war krank und da kein Doktor helfen konnte, wandte man sich an den Mond oder vielmehr an den Geist Ilogo, welcher den Mond bewohnt. Zur Zeit des Vollmondes versammelten sich die gesammten Frauen des Ortes und bildeten einen Kreis vor des Königs Hause. Sie sangen lange Bittgesänge zu Ilogo und seinem Monde, die in freier Uebersetzung etwa so lauten würden:

„Ilogo, wir bitten dich!
Sag' uns, wer hat den König beschrien?
Ilogo, wir bitten dich!
Sag' uns, was hilft ihm für Medizin?
Dein sind die Bäume in den Wäldern,
Dein die Kräuter auf den Feldern,
Dein alle Wasser in den Flüssen,
Du wirst ein Mittel für ihn wissen!
Und sollt' auf Erden keines sein,
Kurire ihn mit Mondenschein!
Hilf unserm König vor dem Tod!
O Ilogo! o Mond, o Mond!"

Sie machten dabei, um die Aufmerksamkeit des vielbeschäftigten, weit entfernten gestrengen Herrn auf sich zu lenken, den größtmöglichsten Spektakel, wobei ihnen die Männer mit Trommeln und Schießen getreulich halfen. Dann setzte sich ein nervenreizbares, kränkliches Weib, die eben deshalb in den Ruf einer Prophetin

gekommen war, in den Kreis, sah unverwandt in die leuchtende Mondscheibe und regte sich durch Singen und wahrscheinlich auch durch geistige Vorstellungen so auf, daß sie schließlich Krämpfe bekam und in eine tiefe Ohnmacht fiel. Jetzt, hieß es, ist ihr Geist zu Ilogo gegangen und spricht mit ihm. Die Versammlung setzte das Singen fort. Die Worte der Litanei wiederholten sich mit wenig Veränderungen.

Nach etwa einer halben Stunde kam die Somnambule wieder zu sich. Sie sah natürlich sehr angegriffen aus und erzählte der lauschenden Menge: sie sei währenddem bei Ilogo gewesen, habe demselben die Sache vorgestellt und von ihm ein gewisses Kraut bezeichnet erhalten, dessen Saft dem König helfen würde. Wie es bei uns nun mitunter vorkommt, daß die Patienten trotz der Medizinen wieder gesund werden, so kam auch nach eingenommenem Zaubertranke die schwarze Majestät glücklich wieder auf die Beine und konnte bei nächstem Neumond dem Neugeborenen seinen Dank persönlich abstatten.

Die naturhistorische Sammlung Du Chaillu's hatte sich ansehnlich vermehrt und es war seine Hauptsorge, dieselbe nach der Küste zu schaffen, um sie einem Schiff zur Beförderung nach Amerika zu übergeben. König Alapay ging ihm dabei treulich zur Hand. Er gab ihm hinlänglich Träger und ließ ihn durch seine Weiber mit Cassava-Broden verproviantiren. Das letztere wird aus dem mehlreichen Wurzelstock der Cassava- oder Maniok-Pflanze, eines strauchartigen Wolfsmilchgewächses (Jatropha Manihoc), hergestellt, die man zerreibt oder zerstampft und durch Auspressen von dem schädlichen Safte befreit. Die Brodchen sind etwa einen Fuß lange Scheiben von 4 bis 5 Zoll Breite, die über Kohlenfeuer gebacken werden und sich lange Zeit hindurch halten. Anfänglich schmecken sie leidlich, ein länger fortgesetzter Genuß wollte aber dem Franzosen nicht zusagen.

Bei dem Marsche nach der Küste ging der Weg größtentheils durch den Wald, wieder oft auf Elephantenpfaden. Du Chaillu hält die hier lebenden Elephanten für eine besondere Spielart. Er schließt dies aus dem Elfenbein, das von ihnen gewonnen wird und das er für das beste Westafrika's erklärt. Die meisten Zähne wiegen zwischen 20 bis 50 Pfund, einst kam ihm aber auch ein Zahn von 110 Pfund zu Gesicht. Mitunter findet man an den Elephantenzähnen Spuren, daß sie von einem Thiere benagt worden sind. Du Chaillu schreibt dies, im Glauben an die Erzählungen der Eingebornen, einem Eichhörnchen zu, das er deshalb den Elfenbeinfresser (Sciurus eboviroros D. Ch.; Gray hält die gemeinen Ratten für die Uebelthäter) nennt. Er erlegte ein solches Thier in den Ebenholzwäldern bei Obindschi's Stadt am Rembo (südl. vom Aequator). Es ward dort von den Negern Mboco genannt. Auffallend ist es, daß zwischen dem Muni und dem Gabun die Flußpferde gänzlich fehlen, während südlich und nördlich davon die größern Gewässer von ihnen wimmeln. Gleicherweise fehlen hier Löwen, Straußen, die Nashornarten, Giraffen und die meisten der Antilopen, welche Südafrika bevölkern.

Zur Abwechselung passirte der Reisezug eine Hügelkette, deren Oberfläche mit haushohen Felsblöcken bedeckt war. An diesem Bergzug traf man auf einen

brillanten Wasserfall, der 50 Fuß tief über Granitzacken brauste und den Eingang zu einer Höhle überwölbte. Letztere wurde von zahllosen großen Fledermäusen bevölkert, deren Flügelschläge die Fackeln der Reisenden zu verlöschen drohten, als sie einzudringen versuchten.

Die Gegend umher war wunderschön, hellgrüne Bäume und Gebüsche wechselten mit blumigen Wiesen, zwischen denen sich Bäche entlang zogen. Bunte Schmetterlinge und andre Insekten flatterten im Sonnenschein und die Wipfel der Bäume waren von schreienden Vögeln und kreischenden kleinen Affen belebt. Allein auf die Idylle des Tages wäre fast ein Stück Tragödie gefolgt.



Mboco, das elfenbeinfressende Eichhorn.

Man wollte vor Abend noch die Stadt des Königs Apuron erreichen, fand sich aber durch einen großen Mangrovesumpf von derselben getrennt, den die Fluth eben unter Wasser gesetzt hatte. Du Chaillu's Begleiter schlugen vor, den Uebergang auf den über das Wasser und den Schlamm hervorstehenden Wurzeln zu versuchen, ein Unternehmen, das allerdings eine ziemliche Fertigkeit in Seiltänzerkünsten voraussetzte und ein gelegentliches Schlammbad in Aussicht stellte. Wollte man aber sich nicht durch ein Nachtlager im Sumpf ein gefährliches Fieber holen und sich von den Wolken der Moskitos aussaugen lassen, so blieb keine andre Wahl. Du Chaillu zog deshalb seine Schuhe aus, um sich etwas besser auf den schlüpfrigen Wurzeln halten zu können, und die Kolonne setzte sich in

Marsch. Eine ganze Stunde lang hatte sich die Gesellschaft bereits weiter gearbeitet, fortwährend von einer Wurzel zur andern springend, — ein Manöver, das nicht nur im höchsten Grade anstrengend und ermüdend, sondern auch bei der einbrechenden Dunkelheit sehr riskant war, — da schrie plötzlich einer der Schwarzen aus Leibeskräften: „Omemba!" (Schlange) und trieb durch dieses Schreckenswort die ganze Schaar in wilde Flucht. Der arme Bursche hatte bei einem kühnen Sprunge sich an einem Gegenstande festhalten wollen, den er für einen herabhängenden Baumast gehalten. Kaum hat er das Ding aber in der Hand, als es zu zappeln beginnt und er fühlt, daß er eine Schlange gefaßt hat. Natürlich ließ er los, glitt aber in Folge dessen aus und stürzte in den Schlamm, aus dem er sich mühsam wieder hervorarbeitete.

Die ganze Gesellschaft schrie in allen möglichen Tonarten, um das Thier zu schrecken. Dies gelang nur zu gut, denn in schnellen Windungen eilte das Amphibium durch das Laubdach weiter, unglücklicherweise aber gerade auf Du Chaillu und seine Leute zu, so daß die Verwirrung noch größer ward und noch ein zweiter Schwarzer ein unfreiwilliges Schlammbad nahm. Der Reisende selbst kam noch mit tüchtig zerschundenen Füßen weg und athmete aus Herzensgrunde freudig auf, als er wieder festes Land unter sich fühlte.

Bald darauf erreichte die Gesellschaft Apurons Stadt und ward mit Freudengeschrei und Ehrensalven begrüßt. Zu Nacht gab's Schmaus und — Tanz.

Nach der Reiseroute zu urtheilen, die Du Chaillu auf seiner Karte angegeben hat, erreichte er die Küste der Corisco=Bai bei Balengue und da er am 15. Oktober 1856 einen Brief auf der Insel Corisco schrieb und mit diesem seine Sammlungen nach Philadelphia sandte, so hat er vermuthlich einen Abstecher nach dieser Insel gemacht. Bevor er nach seinem Hauptquartier am Gabun zurückkehrte, beschloß er einen kleinen Umweg den Munda hinauf zu nehmen und dann über Land nach dem Ikoi=Creek zu gehen, der seine Wasser bereits in den Gabun ergießt.

Der Munda ist ein verhältnißmäßig kleiner Küstenfluß, ziemlich in der Mitte zwischen dem Muni und Gabun, der aber wie seine Nachbarn einen flachen Unterlauf und eine Meerbusen ähnliche Mündung erhalten hat, so daß der Einfluß der Gezeiten sich zehn deutsche Meilen weit landeinwärts geltend macht. So weit als hierdurch eine Mischung von Seewasser und Flußwasser herbeigeführt wird, reicht auch die Region der Mangrovewaldungen. Beide Ufer sind weithin damit eingesäumt und das breite Flußbett ist zur Zeit der Ebbe zur Hälfte trocken, oder besser gesagt Schlammbank. Auch im Fahrwasser selbst sind vielfach wechselnde Schlammbänke vorhanden, auf denen selbst die flachen Boote der Eingeborenen gelegentlich sitzen bleiben. Von weitem schon riecht der Reisende, daß er hier täglich ein paarmal Chinin nehmen muß.

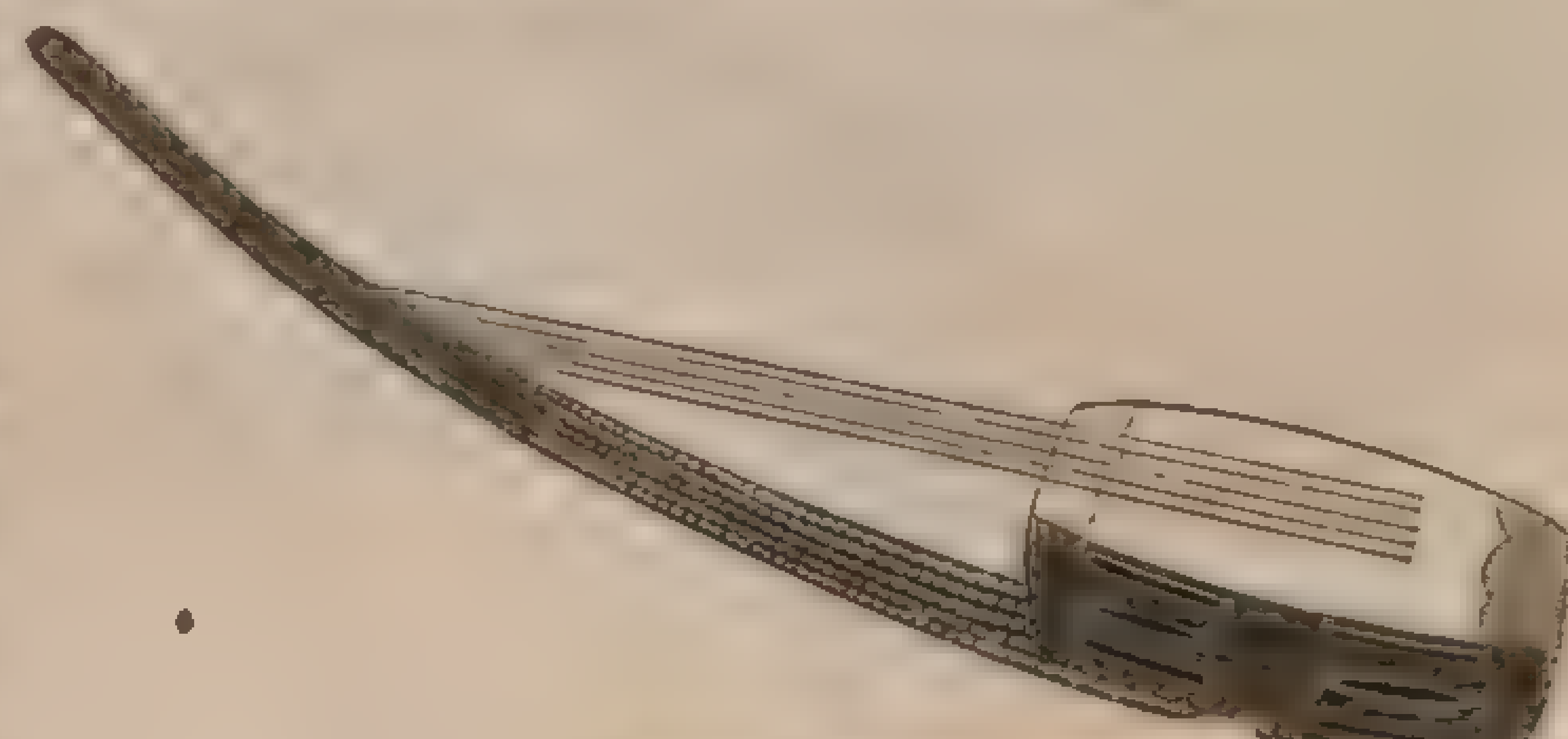
Auf der ganzen Strecke sah Du Chaillu nur zwei Hügel am Ufer, deren einer von den Schekiani's zur Anlage eines Dorfes benutzt war. Die übrigen



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Wanderung durch den Mangrovewald.

Negerorte liegen an den Ufern der Hinterwasser jenseits der Mangrove's und sind zur Ebbezeit gar nicht zu erreichen. Die abscheuliche Beschaffenheit der Gegend macht auf die schwarzen Bewohner auch ihren Einfluß geltend: sie sind ein schwächliches, kränkliches Geschlecht, das nur kümmerlich sein Dasein fristet. Nur für die Sumpfvögel scheint der Munda ein Paradies zu sein. Schaaren von Pelikanen fischen mit großen Schnäbeln in den dunkeln Fluthen, Hunderte prächtigrother Flamingos marschiren auf dem schwarzen Schlammgrunde mit dünnen Beinen, Kraniche, Möven und andre Fischverzehrer suchen auf die mannichfachste Weise sich eine Beute zu verschaffen, während einzelne Bäume am Ufer mit Wolken schneeweißer Reiher bedeckt sind, die der Verdauung pflegen.



Schekiani=Zither.

Die Mündungsgebiete des Muni und des Munda, so wie die Küstenstrecke zwischen beiden, sind durch den Stamm der **Schekiani-Neger** besetzt. Am Gabun haben diese nur den obern Theil des Flusses inne, in südlicheren Gegenden sind sie erst das dritte oder vierte Volk von der Küste her. Sie stehen an körperlicher Schönheit den Mpongwe's und den Mbenga's nach, sind auch etwas heller an Hautfarbe, besitzen aber alle schlechte Eigenschaften der Küstenvölker, die wir bereits erwähnt haben, in reichem Maaße. Fortwährend sind sie unter sich und mit ihren Nachbarn in Raufereien verwickelt, zu denen das eine Mal Handelsneid, das andere Mal ein entlaufenes Weib, das die Gegenpart als edle Trojer in Schutz nimmt, Veranlassung gibt. Ebenso träge zur Feldarbeit wie die Mpongwe's, thuen sie es diesen an Verschmitztheit beim Schacher und an Treulosigkeit und Lügenhaftigkeit im Verkehr wenigstens gleich und stecken im dicksten Aberglauben, in Fetischen, Grigri's, Hexerei und anderm Unsinn bis über die Ohren.

Nach mancherlei kleinen Abenteuern, zu denen unter andern das Davonlaufen der sämmtlichen Begleiter gehörte, kam Du Chaillu aus der Mangrovegegend heraus und ward dadurch auch von den wüthenden Kopfschmerzen befreit, die ihn gequält.

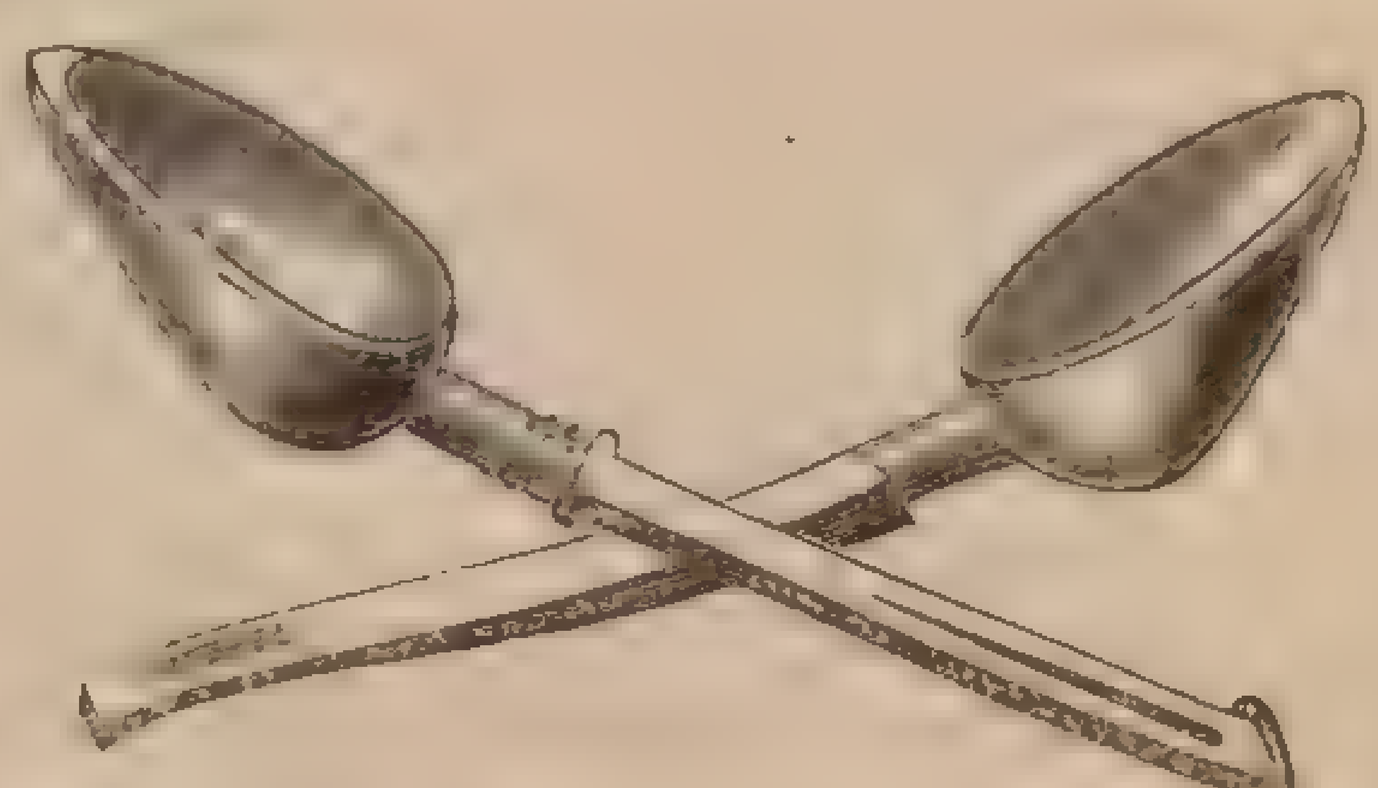
Die Ufer des Stromes erschienen gut ausgearbeitet, höher und trugen eine prächtige Waldung aus Palmen und andern Bäumen. Etwa fünf Meilen weit befuhr der Reisende den Strom noch aufwärts, dann setzte er seinen Marsch zu Fuße fort, wobei er unter anderm in der Nacht einmal wieder in ein Heer wandernder Baschikuay's gerieth und jämmerlich zerbissen ward.

Bei den Missionaren, die am Itoi=Creek sich niedergelassen haben, fand er die beste Aufnahme und erholte sich von den ausgestandenen Mühseligkeiten. Von hier aus unternahm er täglich Jagden auf Vögel und Wildschweine und macht von den erstern vorzüglich zwei nambaft, die ihm große Freude verursachten.

Das eine ist eine besondere Spielart des Frankolinhuhns (Francolinus squamatus), die jeden Abend ihr Geschrei im Walde hören ließ, bevor sich das Volk, eins neben dem andern, auf den untern Aesten eines Baumes zur Nachtruhe niederließ. Der zweite Vogel war bisher den Forschern noch unbekannt und ward seinem Entdecker zu Ehren Barbatula du Chaillui genannt. Er beschreibt ihn als ein schönes Thierchen mit blauschwarzer Brust und Kehle, scharlachrothem Kopf, schwarzen Backen und kanariengelben Seitenstreifen und eben solchen Flecken. Interessant ist die Art des Nestbaues des kleinen Vogels. Das Pärchen pickt mit vereinten Anstrengungen ein Loch von zwei Zoll Durchmesser in einen Baumstamm, führt dies eben so weit in das Innere und dann gegen vier Zoll senkrecht hinab.

Das Gebiet, welches Du Chaillu zu seinem Jagdrevier gewählt hatte, ist unstreitig in Bezug auf die Vogelwelt eins der reichsten in ganz Afrika. Außer ihm haben in neuern Zeiten Franquet, Aubry-Lecomte, Fosse, Gujon u. A. hier gesammelt und gegen 400 Arten auf dem verhältnißmäßig beschränkten Raume der Gabungegend aufgefunden. Franquet hat das reiche Material geliefert, welches die Herren Geoffroy St. Hilaire und Duvernoy wissenschaftlich verwerthet und veröffentlicht haben. Ihm zu Ehren wurde eine schöne große Fledermausart Epomophorus Franqueti benannt. Es finden sich hier eine große Anzahl Formen der Vogelwelt (Parinia, Pholidornis, Archimerops, Parmoptila, Alethe, Erythrocercus, Megabias, Artomyias, Verreauxia, Hetaerodes, Phasidus), die zu den merkwürdigsten der ganzen afrikanischen Vogelwelt gehören und die sonst nirgends getroffen wurden. So ist z. B. durch Jules Verreaux ein Vogel hier entdeckt worden, den Hartlaub mit dem Namen Pseudochelidon eurystomia belegt und welcher die Gestalt der Schwalbe mit der Schnabel- und Fußbildung der Mandelkrähe in sonderbarer Weise vereinigt. So viel man an der Zuverlässigkeit Du Chaillu's auch zu tadeln finden mag, so läßt sich ihm doch das Verdienst nicht streitig machen, daß er eine stattliche Reihe von nahe an 50 neuen Vögelarten aufgefunden hat. Die meisten derselben sind durch den amerikanischen Ornithologen Cassin beschrieben und veröffentlicht worden.

Vom Ikoi-Creek setzte Du Chaillu seinen Stab fürbaß nach dem Gestade der Gabun-Bucht und begrüßte dort seine alten Freunde, bei denen er ehedem schon manches Jahr gelebt.



Schekiani-Löffel.



Dorf Denis am Gabun.

V.

An den Ufern des Gabun.

Die Mission zu Baraka. — Der Gabun und seine Zuflüsse. — Die Mpongwe-Neger. — Wohnungen und Sitten. — Kasteneintheilung. — Königsbegräbniß und Königswahl. — Aussterben der Küstenstämme. — Feldbau und Handel. — Das Rothholz. — Der Sklavenhandel der Westküste. — König Denis' Stadt. — Neger-Engagements.

Wir lassen uns von Du Chaillu an die Ufer des Gabun führen; er hat hier doch eine zweite Heimat gefunden und weiß genau Bescheid. Er spricht geläufig die Sprache des Mpongwe-Volkes, das hier wohnt, er zählt unter dem letztern viele Bekannte und sogar einige Freunde, die er uns als schwarze Gentlemen vorstellt. Hier wohnte er ehedem bereits vier Jahre hindurch bei seinem Vater und hier fand er in der Missionsstation jedesmal gastfreie Aufnahme, wenn er von seinen Jagdzügen zerrissen und ausgehungert oder fiebersiech zurückkam.

Die Gebäude der Mission liegen angenehm auf dem Gipfel eines Hügels an der Nordseite des Gabun, etwa zwei deutsche Meilen vom Meere. Neben den Wohnungen der Missionar-Familien erhebt sich das Schulgebäude und der Betsaal, dahinter die Küche und die verschiedenen anderen Häuschen. Man liebt es hier, für jeden besonderen Zweck auch ein besonderes Gebäude aufzuführen, das aber stets nur einstöckig ist.

Vor dem Missionshause bietet uns eine Allee blühender Orangen angenehmen Schatten und würzt die Luft mit lieblichem Wohlgeruch. Von hier aus sehen wir hinab auf die Bambushütten der Neger, auf die umliegende Gegend und auf den weiten Spiegel des Gabun, über den die langen Kähne der Eingebornen gleiten.

Der Gabun erscheint auf den ersten Blick als die gewaltige Mündung eines oder mehrerer riesiger Ströme und es nahm deshalb die Geographen Wunder, als Du Chaillu auf seiner Karte nur ein Paar winzige Flüßchen, den Como und den Bogoe (Boquoe), in den Hintergrund des Gabun zeichnete. Du Chaillu selbst theilt über die Zuflüsse des Gabun verhältnißmäßig wenig mit; er scheint dasselbe vermieden zu haben, da es ihm selbst zu nahe lag, so daß er es als allgemein bekannt voraussetzte. Er nennt das Gebiet des Gabun deshalb geradezu ein breitgetretenes, täuschte sich aber hierüber.

Erst nachdem er bereits Afrika verlassen, haben zwei Franzosen, der Marine-Leutnant Braouezec und der Fähnrich Dumesnil, im Laufe der Jahre 1858 bis 59 es unternommen, den Hintergrund des Gabun genauer zu durchforschen und die Ergebnisse ihrer Beobachtungen auf Karten niederzulegen. Letztere stimmen mit der Skizze getreu überein, die Du Chaillu uns bietet, und stellen dadurch etwas den Credit wieder her, der durch die unklare Zeitrechnung in Du Chaillu's Reisewerke sehr ins Schwanken gekommen war. Es hat sich bestätigt, daß der Gabun nicht die Mündung eines Riesenstromes, sondern ein Meerbusen, ein Creek, ist. Ebbe und Fluth machen sich selbst in den genannten, so wie in den übrigen seitlichen kleinen Zuflüssen und Creeks, bis fast zu deren Quellen geltend, ja der Bogoe (Boquoe) ist selbst fast nichts weiter als ein Creek, ein brakiges Hinterwasser. Nur der Como besitzt eine nambafte Ausdehnung, von etwa 5 deutschen Meilen. Beide Gewässer vereinigen sich und bilden den Olomba M'polo (Ulombo-Empolo). Der Como und Bogoe entspringen auf den Krystall-Bergen. Drei Gipfel der letztern wurden von den beiden genannten Offizieren gemessen und 2400, 1500 und 4200 Fuß hoch gefunden.

Die Mündung des Gabun haben gegenwärtig die Mpongwe-Neger inne, weiter landeinwärts wohnen Schekianistämme und bis zum Krystallgebirge mögen, nach Du Chaillu's Meinung, noch gegen ein Dutzend kleine Stämme wohnen, die alle mehr oder weniger Vortheile von dem Handel zu ziehen suchen, der zwischen dem Innern des Kontinents und der Küste geführt wird. Auf die Art und Weise, wie dieser Tauschverkehr stattfindet, und auf die damit verbundenen Nachtheile haben wir bereits S. 61 aufmerksam gemacht. Besuchen wir jetzt an der Hand unsers kundigen Führers die Mpongwe's in ihrer Behausung!

Der Mpongwe-Ort besteht, wie fast alle andern, aus einer einzigen geraden Straße von 200 Ellen Länge und 20 Ellen Breite, zu deren beiden Seiten die Häuser liegen. Nur selten zweigen sich kurze Seitengassen ab. Die Häuser sind viereckig, die größern von ihnen haben 100 Fuß Front und 20 Fuß Tiefe; sie sind aus Bambus gebaut, mit Matten aus Palmblättern gedeckt und haben ein schmuckes Aussehen. Die Flur in ihrem Innern besteht aus festgeschlagenem

Lehm und wird stets reinlich gehalten, ebenso auch die Straße. Ein solcher Ort zeigt einen höchst vortheilhaften Unterschied im Vergleich mit den schmutzigen, kreisrunden Lehmhütten der Stämme am Niger und in Senegambien.

Die Mpongwe's, die wir auf der Straße wandeln sehen, erscheinen uns als ein hübscher Menschenschlag; sie erinnern uns an die Mandingos und ihre Physiognomien sind so hübsch als ein Negergesicht nur sein kann. In der Bekleidung werden wir sehr an den lebhaften Verkehr mit civilisirten Nationen erinnert. Die Männer tragen auf dem Haupte einen Strohhut, mit Ausnahme des Königs, dem das Recht reservirt ist, einen seidenen Pariser oder New-Yorker Hut zu tragen. Die meisten Mpongwe's sind mit einem Kattunhemd bekleidet, über welches sie ein viereckiges Stück Zeug werfen, das bis zu den Knöcheln herabreicht; ihr höchstes Ideal von Glück ist es jedoch, sich eine mit Tressen besetzte Uniform mit blanken Knöpfen zu verschaffen, nebst dem dazu gehörigen Wehrgehäng. Die Frauen begnügen sich meist mit einem Lendentuch, das bis unter die Kniee herabgeht, schmücken sich aber außerdem mit Unmassen von messingenen Ringen an Armen und Beinen. Riesiggroße Ohrringe dürfen nicht fehlen und je mehr Parfümerien bei der Toilette verwendet werden können, desto schöner findet man es, ist aber in Bezug auf die Qualität der letztern nicht gerade wählerisch.



Kopfputz einer Mpongwe-Frau.

Das Benehmen der Mpongwe's verräth einen auffallenden Schliff. Sie sprechen nicht selten etwas Englisch, Französisch und Portugiesisch, verstehen nicht nur sehr gut diese drei europäischen Nationen sofort zu unterscheiden, sondern wissen auch auf schlaue Weise den Eigenthümlichkeiten derselben beim Verkehr sich anzupassen und ihnen zu schmeicheln. Einer der Wohlhabenden führt uns vielleicht in sein Haus. Hier treffen wir Glasfenster und Spiegel, Tische und Stühle und sonstige Dinge europäischer oder amerikanischer Arbeit, sogar eine Uhr.

Die Mpongwe's halten sich selbst für den intelligentesten Negerstamm der ganzen Küste, sind aber der Zahl nach sehr zusammengeschmolzen. Sie achten streng auf Sonderung der Klassen nach ihrer Abstammung und zählen gegen 300 Mpongwe's von reinem Blut, welche die Aristokratie repräsentiren. Ihnen zunächst folgen die Abkömmlinge von Mpongwe-Vätern und Müttern aus benachbarten Stämmen, deren etwa 800 sein mögen, dann folgen die Kinder von Mpongwemännern und Sklavinnen, Bambai genannt; dies sind gegen 1000. Die niederste Kaste bilden die Sklaven. Jeder Ort steht unter der Herrschaft eines Häuptlings, dem man in den größeren Niederlassungen, den Städten, den Namen König beilegt. Der letztern giebt es am Gabun gegenwärtig vier. Die Stadt trägt den Namen des Königs und jeder neue Herrscher erbt mit der

Würde seines Vorgängers auch dessen Namen. Ueber Bagatellsachen entscheidet der König selbst, bei wichtigeren Angelegenheiten beruft er aber den Rath der Volksältesten zu einer Versammlung, einem Palawer.

Beim Begräbniß eines Königs verfährt man höchst geheimnißvoll. Man hegt die Ansicht, daß die Nachbarstämme zu einer besondern Macht gelangen würden, wenn es ihnen glückte, sich den Kopf eines solchen Verstorbenen zu verschaffen und sich daraus einen Fetisch zu verfertigen. Es wird deshalb ein Scheinbegräbniß veranstaltet und während der Zug der Leidtragenden, dem sich die ganze Bewohnerschaft des Ortes anschließt, den scheinbaren Leichnam nach seinem Grabe geleitet und über dem letztern die übliche Trauerflagge, aus Kattunstücken bestehend, aufhängt, bringen zuverlässige, verschwiegene Männer den wirklichen Todten an einem Orte zur Bestattung, der von ihnen streng verborgen gehalten wird.

Während der siebentägigen allgemeinen Trauer bezeichnet die Volksstimme den Nachfolger. Die Königswürde ist keineswegs erblich, sondern geht über auf denjenigen reinblütigen Mpongwe, der durch Reichthum und geistige Fähigkeiten den übrigen am meisten imponirt. Ein Freund Du Chaillu's, Njogoni, ward auf diese Weise zum Regenten von Glaßtown erhoben. Die Ceremonien, welche mit einer solchen Königswahl verknüpft sind, möchten wenigen Fürsten Europa's behagen, sie sind rein im Negergeschmack gehalten. So ging Freund Njogoni am Morgen des verhängnißvollen Tages am Meeresufer spazieren, er ahnte nichts von der bevorstehenden Standeserhöhung oder wußte sich trefflich so zu stellen, daß er nichts davon wisse. Da umringt ihn plötzlich ein tobender Volkshaufe, seine lieben Landsleute und Freunde, und Alt und Jung beginnt auf ihn loszuschlagen und ihn mit Fußtritten, Knüffen und Püffen zu traktiren. Diejenigen, welche nicht an ihn selbst kommen können, speien ihn an und schütten eine Sintfluth von Schimpfwörtern über ihn aus, verfluchen und verwünschen ihn, seine Mutter, Vater, Großeltern bis in die graue Vorzeit hinauf. Zwischenein schreit man ihm zu: „Jetzt können wir dich noch schimpfen und schlagen, wir können noch mit dir machen, was wir wollen; noch bist du nur unsers Gleichen und nicht unser König. Bald, wenn du unser König sein wirst, müssen wir nach deiner Pfeife tanzen!“ Njogoni fühlt also schließlich eine halbe Stunde lang zum letztenmale gründlich, wie es einem Unterthanen zu Muthe ist, und wird währenddem nach der Wohnung des früheren Königs geknufft. Dort endlich gebietet ein Altermann Schweigen und feierliche Ruhe lagert über dem Volke. Er deklamirt mit obligatem Pathos: „Wir wählen dich, Njogoni, hiermit feierlichst zu unserm König! Volk der Mpongwe! siehe hier deinen neuen Herrscher!“ Ein Staatsbeamter bringt den Seidenhut des verstorbenen Königs, man setzt Njogoni diesen auf: „Vivat der neue König Glaß!“ tobt die Menge. Acht Tage lang schmaust und trinkt, tanzt und singt das Volk und setzt dabei dem gesalbten Haupte innerlich mit Rum eben so dick zu, wie vordem seinem Rücken mit Püffen, bis der Rum zu Ende ist und sich der Gesammtstaat in einen allgemeinen Katzenjammer auflöst.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß manche Küstenstämme, trotzdem daß sie von dem für die Europäer so verderblichen Klima nichts zu leiden haben, doch sich an Kopfzahl verringern und dem Aussterben zugehen. Von einem ehedem zahlreichen Stamme, den Ndina's, waren zur Zeit Du Chaillu's Gegenwart nur noch drei Personen übrig und auch die Mpongwe sind schon auf die oben angegebene geringe Menge zusammengeschmolzen. Es wirken hierbei zwei Ursachen gleichzeitig. Stirbt ein freier Mann, besonders ein angesehener, so muthmaßt man sofort Behererei und die Zauberdokteren sind gewöhnlich flink bei der Hand, durch allerlei Hokuspokus die Missethäter ausfindig zu machen. Dieses sind meist mißliebige Personen und fallen dann unter einer gräulichen Volksjustiz oder werden im besten Falle als Sklaven an die Weißen verkauft. Beim Tode von Häuptlingen ist es auch hier gebräuchlich, einige Sklaven am Grabe des Verstorbenen zu opfern, damit letzterer mit würdiger Begleitung ins Jenseits einziehe.

Der Hauptgrund für die geringe Kinderzahl scheint in den ehelichen Verhältnissen zu liegen. Vielweiberei ist allgemein und da bei Ehebündnissen die Handelspolitik, wie schon angedeutet, bedeutend im Spiele ist, so wird mitunter ein Mädchen, das die Mutter noch auf dem Arme trägt, einem Graukopf angetraut und diesem im 9. oder 10. Jahre vor erlangter Reife übergeben. In Folge dessen ist Unfruchtbarkeit bei den Mpongwe-Frauen eine häufige Erscheinung.



Peitsche aus Flußpferdhaut; für Frauen und Sklaven.

Der Ackerbau wird Weibern und Sklaven überlassen, er ist eines freien Mpongwe-Mannes unwürdig. Man legt die Pflanzungen stets in einiger Entfernung von den Wohnungen an und bestellt sie in der rohesten und nothdürftigsten Weise. Als vorzüglichste Nährpflanzen baut man Mais, Bananen, Yam, Bataten, Kassava, Kürbisse, Erdnüsse und rothen Pfeffer (Capsicum), — Gewächse, welche theils von Amerika aus übergesiedelt worden, theils einheimisch sind. Ananas und Zuckerrohr gedeihen gut, es würde der fruchtbare Boden aber auch Baumwolle, Kaffee, Tabak und die meisten andern Tropengewächse unter diesem günstigen Klima hervorbringen, wenn die Bewohner den nöthigen Fleiß auf ausgedehntere Anpflanzungen verwenden wollten. Es könnte leicht ein eben so solider als einträglicher Handel darauf gegründet werden, wenn nicht die Mpongwe daran gewöhnt wären, von den Speisen der Spedition zu zehren. Vor etwa 15 Jahren wurden durch den Missionar Wilson Kaffeepflanzungen versuchsweise angelegt, die herrlich gediehen sind.

Der Umgang mit den Europäern hat die Mpongwe in Bezug auf Fleischspeisen etwas wählerischer gemacht als ihre Landsleute im Innern. Sie verzehren zwar Antilopen und Wildschweine, sowie auch Waldvögel, weisen aber Krokodilbraten, Affen, Ratten u. dgl. mit Verachtung zurück, höchstens überlassen sie dergleichen ihren Sklaven.

Elfenbein bildet den werthvollsten Artikel des Speditionshandels und das hier eintreffende soll, nach Du Chaillu's Meinung, das werthvollste der ganzen Westküste sein. Er schätzt die Menge, welche jährlich von Banko bis Loango ausgeführt wird, auf 150,000 Pfund. Von Ebenholz mag am Gabun jährlich gegen 80,000 Pfund in den Handel kommen. Kopal, der auch auf den Markt gebracht wird, ist nur von geringerer Güte und in kleineren Mengen zu haben; ansehnlicher dagegen ist der Vertrieb von Kautschuk, Wachs und Rothholz.

Das Rothholz (Barwood oder Camwood) stammt von einem Baume, den die Eingeborenen Ego nennen und der im Gebiet des Gabun selbst in großen Mengen gefunden wird. So traf ihn Du Chaillu oft am Ikoi-Creek zwischen dem Gabun und dem Munda. Der Baum ist ansehnlich groß und entwickelt eine schöne Krone aus zahlreichen Aesten. Seine Blätter stehen zu fünf an einem Blattstiele und haben eine lichtgrüne Färbung. Sie sind ganzrandig, auf ihrer Oberseite glänzend und verkehrt eirundlich, nach dem Grunde hin verschmälert. Die Blüten sind Schmetterlingsblumen von weißer Farbe und stehen in einer aufrechten Rispe beisammen. Die Staubgefäße sind länger als die Blumenblätter und verleihen deshalb dem Blütenstand ein sehr hübsches Ansehn. Als Früchte trägt der Baum Hülsen.

Die Neger am Gabun haben so wenig Vorstellung vom Großhandel, daß sie sich selten dazu verstehen Vorräthe anzulegen. Gewöhnlich wartet man erst, bis ein Schiff eingelaufen ist, das Rothholz verlangt. Hat etwa der Häuptling des Dorfes vom Kapitän den Auftrag übernommen, die Ladung herbeizuschaffen, so entwickelt sich auf eine Zeit lang ein ziemlich reges Treiben und alle Hände sind mit der Gewinnung des Barwoods beschäftigt. Alt und Jung zieht in den Wald, Bäume werden gefällt, von Aesten und Rinde befreit und in handsame Scheite zerspalten. Diese haben gewöhnlich 3 Fuß Länge und wiegen 15 bis 20 Pfund. Der zwei Zoll dicke Splint ist unbrauchbar und wird abgehauen. Das Beschwerlichste ist der Transport, der durch die Weiber auf den Schultern besorgt werden muß, wenn man nicht einen Flußarm oder Creek zur Verladung in Booten benutzen kann.

Das Rothholz steht verhältnißmäßig niedrig im Preise; 5 Dollar für 100 Scheite ist schon ein hohes Gebot, das der Kapitän thun kann; deshalb sind die Neger nicht gerade dafür begeistert und schwärmen viel lebhafter für Elfenbein, das sie von ihren Nachbarn beziehen.

Der Ego-Baum wird von den Botanikern als Bavia nitida bezeichnet und zu den Schmetterlingsblütlern gerechnet. In Deutschland kommt dies afrikanische Rothholz nur selten in Gebrauch, trotzdem es dem üblichen Fernambuk an Güte nicht nachsteht. Die Farben, welche man mit demselben in England erzeugt, sollen an Schönheit und Haltbarkeit diejenigen aus dem letztgenannten brasilianischen Farbholze übertreffen. Das Camwood enthält 23 Prozent schönrothen Farbestoff, der sich seiner harzigen Natur wegen in Wasser sehr schwer, in Alkohol dagegen leicht auflöst.

In früherer Zeit war der Sklavenhandel die beste Einnahmequelle

der Küstenhändler. Die Sklaven gingen denselben Weg von Hand zu Hand aus dem Innern nach der Küste, wie jede andere Waare, und bestanden theils aus Kriegsgefangenen, theils aus solchen, die irgend eines Verbrechens wegen verurtheilt waren. Mitunter kam freilich auch geradezu Menschenraub vor. An der Küste hatten theils die Eingeborenen, theils Weiße größere Sklavenfaktoreien, sogenannte Barakuus, eingerichtet und der Ort am Gabun, in dessen Mission sich Du Chaillu vorzugsweise aufhielt, führte noch seinen Namen von jener ehemaligen Bestimmung. Eine solche Sklavenfaktorei nimmt einen ansehnlichen Raum ein. Sie besteht aus mehreren Höfen, die durch Pallisadenwände von einander getrennt und mit einer gegen 12 Fuß hohen Mauer aus scharf zugespitzten Pallisaden umgeben sind. Innerhalb der Höfe gewähren zahlreiche Bäume Schutz gegen die Sonnenstrahlen und schuppenähnliche Hütten nehmen die Sklaven während der Nacht auf. Anständigere und solider gebaute Häuser dienen den Beamten und ihrem bewaffneten Gefolge als Wohnung. Die männlichen Sklaven leben in einem besonders stark verwahrten Hofe beisammen, die Sklavinnen und die Kinder sind wieder in einem besonderen Hofe. Bohnen und Reis bilden die Hauptnahrung der Gefangenen und es ist auffallend, wie leicht die Schwarzen bei dieser Kost, die sie hier reichlich erhalten, dick und rund werden. Die Meisten finden sich bald in ihr Schicksal und singen und tanzen gelegentlich, sobald sie nur satt sind; nur die Neuangekommenen werden gewöhnlich eine Zeit lang von der Furcht gepeinigt, daß die Weißen sie mästeten, um sie schließlich zu verspeisen. Du Chaillu erzählt, im Innern wäre der Glaube allgemein, daß die Weißen die Sklaven zum Braten verwendeten, und es sei ihm mehr als einmal passirt, daß ihm ein Häuptling, der ihm eine besondere Freude habe machen wollen, einen Sklaven zugesandt habe mit dem Bedeuten: er möge denselben schlachten und zu seinem Mittagsbrode verwenden. Mit Ausnahme eines Lendenschurzes gehen die Sklaven beiderlei Geschlechts nackt. Die Männer werden gewöhnlich zu 6 durch eine dünne Kette aneinander geschlossen, welche durch die Ringe eiserner Halsbänder geht. Man sichert sie dadurch gegen das Entlaufen, denn es ist ein unerhörter Fall, daß unter einem halben Dutzend Sämmtliche darüber einig würden, zu entlaufen. Für Reinlichkeit wird durch ein gelegentliches Seebad gesorgt und für Kranke ist ein besonderes Haus als Lazareth eingerichtet, das gut gelüftet und mit geeigneten Lagerstätten versehen ist. Mit dem Begräbniß eines Sklaven wird freilich wenig Umstände gemacht. Ein Zug seiner Leidensgefährten trägt den nackten Leichnam nach einem bestimmten abgelegenen Orte an der Küste und wirft ihn dort auf den Sand neben die Knochenreste der früher Angekommenen. Nach wenig Tagen thun dann die Raubthiere und Vögel das Ihre.

Die Sklaven der Eingeborenen haben meist ein erträgliches Loos. Viele von ihnen sind verheirathet und leben mitunter entfernt von den Wohnungen ihrer Herren in selbstgebauten Dörfern beisammen. Es liegt ihnen die Bestellung der Plantagen ob, und die einzige Verpflichtung gegen ihre Gebieter beschränkt sich darauf, daß sie letztere mit einem Theil der Ernte versorgen müssen. Andere

werden auch als Jäger angestellt, erhalten einen Antheil der Beute und liefern bestimmte Stücke, z. B. die Elephantenzähne, ihren Herren ab. Du Chaillu traf auf seinen Wanderungen an der Küste wiederholt auf solche Sklavendörfer (die Dr. Barth in Adamaua ganz in ähnlicher Weise fand), in denen die Bewohner in so glücklicher Weise zu leben schienen, als es Neger sich nur wünschen. Sie hatten reichliche Nahrung und alte Bursche mit weißen Wollköpfen lagen behaglich vor den Thüren ihrer Hütten und rauchten ihre Pfeife Tabak.

Ganz anders erscheinen die Sklavenverhältnisse freilich, sobald die Schwarzen außer Land durch die Weißen geschafft werden. Der alte Gräuel, eine größtmöglichste Menge der Unglücklichen in ein enges Fahrzeug zusammenzupferchen, besteht noch immer. Du Chaillu selbst traf einst einen kleinen amerikanischen Schooner von nur 170 Tonnen, der 600 Sklaven einstopfte. In Afrika selbst reißt man Sklavenfamilien nicht auseinander, trennt nicht die Mutter vom Kinde. Noch empörender wird das Verbrechen gegen die Menschlichkeit, wenn in Amerika Leute, die kaum noch durch die etwas dunklere Färbung der Fingernägel ihre Verwandtschaft mit dem Neger bekunden und durch die Bildung, welche sie genossen, ihren Herren völlig gleich stehen, von diesen als verkäufliche Waare betrachtet werden. Dann erst wird unser Abscheu gegen die Sklavenwirthschaft bis zu dem Grade gesteigert, der uns zum härtesten Tadel derselben hinreißt.

Durch die Kreuzer der Engländer sind die meisten Sklavenfaktoreien an der westafrikanischen Küste eingegangen, nur am Cap Lopez, an der Mündung des Congo und wenigen andern Stellen finden sich noch dergleichen vor. Mehr noch als die Gewaltmittel der Kriegsschiffe hat in neuerer Zeit das Verbot der Sklaveneinfuhr in Brasilien auf die Verminderung des Sklavenhandels gewirkt. Florida und Cuba sind noch die einzigen Punkte, an denen Sklaven ans Land gesetzt werden, und wenn die spanische Regierung auf der letztgenannten Insel ihre Schuldigkeit thäte, so würde wahrscheinlich der letzte Barakun von Westafrika's Küste verschwinden.

Ehe die Franzosen ihr Fort an der Mündung des Gabun anlegten, wurde dort ein lebhafter Sklavenhandel von den Mpongwe's und Mpongo's getrieben, dessen Hauptsitz das Dorf oder die Stadt des Königs Denis, von den Eingeborenen selbst Nompo schompo genannt, bildet (siehe die Abbildung am Anfange dieses Abschnitts S. 115). Du Chaillu stattete diesem Mpongwe-Orte einen Besuch ab und ward, da Se. Majestät eben abwesend war, von Prinzeß Akerai und einigen andern seiner Frauen fürstlich empfangen. Die Gegend ringsum erschien ihm wie ein kleines Paradies. Weite Fluren waren durch zahlreiche Sklaven, die unter der Frauen Aufsicht standen, aufs Beste angebaut und Erdnüsse, Bananen, Mais, Zuckerrohr, Yam, Maniok, Melonen und Ananas gab es in Menge. Die Hütten waren von duftenden Orangen- und Citronenbäumen sowie von Melonenbäumen mit herrlichen Kronen beschattet und ihre Einwohner schienen sich ganz behaglich zu fühlen. Es fehlte nicht an Ziegen und kleinen afrikanischen Hühnern und beim hochlodernden Feuer — trotz der mächtigen Hitze draußen — ward unser Jäger mit Bananen und Fischen aufs beste bewirthet.

Der eigentliche Ort liegt an dem flachen, sumpfigen Ufer der linken Gabun-Seite und ist durch eine Bootfahrt auf dem Mbata-Creek zu erreichen, bei welcher der Weg freilich mitunter durch halbverwachsene Kanäle führt. Durch ähnliche Kanäle ist auch die ganze Stadt in eine Anzahl Viertel getheilt.

In neuesten Zeiten ist sonderbarer Weise gerade von den Franzosen, die es doch lieben, sich als die Verfechter der Freiheit aller Nationen zu bezeichnen, der Sklavenhandel wieder in einer veränderten Titelausgabe aufgenommen worden. Man nennt jetzt die ausgeführten Neger nicht mehr Sklaven, sondern freie Emigranten. Legt ein Fahrzeug, das die französischen Kolonien mit solchen Arbeitern versehen will, an dem geeigneten Platze an, so werden von dem Händler, mit dem man sich verständigt hat, dem Kapitän die auserwählten Leute vorgeführt. Ein angeblicher Dolmetscher fragt den Schwarzen in einer Sprache, welche dieser vielleicht gar nicht versteht, ob er willens sei, so und so viele Jahre lang als Arbeiter zu dienen, und die etwaige Antwort des Befragten wird als Zusage aufgenommen. Der Form ist Genüge gethan. Mitunter scheinen sich die Franzosen in ihrem Streben nach „wohlfeilen" Arbeitern aber nicht einmal hierbei begnügen zu lassen, denn beim englischen Konsul Hutchinson auf Fernando Po traf unlängst ein Brief ein, datirt Gabun, 20. Oktober 1859, der die Unterschriften einiger fünfzig Schwarzen trug und welcher lautete: „Wir sind Leute, die zu Cap-Coast-Castle gehören und wir brachten Waaren zu einem Orte Namens Assime. Als wir um Mitternacht ankamen, packten uns die Franzosen, schleppten uns auf ihr Kriegsschiff und fuhren mit uns nach Gorée und von dort nach Gabun u. s. w."

Aber selbst die Engländer, die flink mit Zündkugeln und Kartätschen bei der Hand sind, wenn es die Zerstörung eines Barakuns gilt, tragen dadurch das Ihre an der Erhaltung dieses Krebsschadens bei, daß sie sich die Ausfuhr der Kuli's aus ihren Ostindischen Besitzungen als Monopol vorbehalten. Wollten sie diese auch den Franzosen gestatten, so würden letztere wohl auch ihre „Negerengagements" einstellen.

Bei einer seiner Jagdpartien lernte Du Chaillu am Cap Lopez noch einen Negerfürsten kennen, der durch den Sklavenhandel in den Stand gesetzt wurde, eine Art halbbarbarischen, halb civilisirten Prunkes in seinem Hofstaat zu entfalten. König Bango, so hieß er, hatte sein Schloß auf dem Gipfel eines Hügels in Sangatana errichtet und seine eigne Wohnung von einer solchen Anzahl Nebengebäude seiner Angehörigen umgeben, daß dieselben einen ansehnlichen Ort für sich bildeten. Die meisten seiner speziellern Unterthanen wohnten dagegen über die ganze Gegend zerstreut und zwar des Sklavenhandels wegen. In einer geschlossenen Stadt am Seestrande beisammen lebend, hatten sie die Zündkugeln der englischen Kriegsschiffe zu fürchten, indem sie sich aber in einzelnen Gehöften über die ganze Gegend vertheilten und dabei theilweise in Wald und Pflanzungen versteckten, waren sie gegen diese Vertilger des Sklavenhandels ziemlich gesichert.

König Bango hatte in seinen jungen Jahren ein gut Stück der Welt gesehen. Er hatte Brasilien besucht und zwei Jahre sogar in Lissabon gelebt. So suchte er denn auch in seiner Hofhaltung die civilisirte Art des Fürstenlebens nachzuahmen, freilich mit einer starken Dosis Negerpfeffer und in seine Landesart übersetzt. Seine Hauptsorge war ein wohlbesetzter Harem und er hatte es darin bis auf 300 gebracht. Wie viel er Kinder hatte, wußte er nicht genau, da dies Frauensache war; er vermuthete aber, daß es gegen 600 sein möchten.

Bango's Wohnung enthielt Sopha's und eine Menge andre Möbel europäischen Styls, dabei aber auch eine solche Menge von Ratten, daß die berühmte Katze Wittingtons hier noch einmal hätte gute Geschäfte machen können. Se. Majestät trug einen mit breiten Goldtressen besetzten Leibrock, so daß er einem fürstlichen Lakay sehr ähnlich sah; dabei verlieh er seinem Haupte bei feierlichen Gelegenheiten eine besondere Glorie durch eine goldne, mit Steinen besetzte Krone, deren er mehrere als Geschenke von reichen Sklavenhändlern besaß und deren eine Du Chaillu auf 1000 Dollar an Werth tarirte. Seinem Besuch zu Ehren veranstaltete er auch einen Hofball. Ein Rumfaß vertrat die Stelle des Champagners. Die Hofkapelle ward durch ein Paar Trommeln im Styl der Fan-Pauken (S. 81) ersetzt und vom allgemeinen Gesang des Harems begleitet. Der Text des Liedes war so ziemlich übereinstimmend mit unserm deutschen

„Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht —"

Je sechs und sechs schwarze Schöne traten dann in der Mitte des Saales auf und tanzten eine Art spanischen Fandango, freilich in sehr erhöhter Potenz. Ab und zu stärkten sie sich hierzu durch einige kleine Schnäpser. Se. Majestät mußte sich leider bei den meisten seiner Herrlichkeiten mit dem bloßen Zusehen begnügen, da die eine Hälfte seines Körpers vom Schlagfluß gelähmt war.



Gefesselte Sklaven im Barakun.



Am Anengue-See. (Krokodile.)

VI.

Die Kamma-Gegend und ihre Bewohner.

Das Flußsystem der Kamma-Gegend. — Witterung. — Vogelreichthum. — Der Anengue-See. — Thierleben an demselben. — Jagdfreuden und Leiden. — Krankheiten. — Biagano. — Die Kamma. — Krankenkuren. — Afrikanische Doktoren und Geister. — Götterlehre, Erbschaftsregeln und Sklaverei. — Regierungsform. — Schlüsselbewahrer. — Gumbi. — Quengeza. — Die verwünschte Straße. — Gottesgerichte. — Der Zauberring. — Der Mbundutrank. — Mordscene in Gumbi.

Diejenigen Reisen Du Chaillu's, welche ihn, seiner Angabe zufolge, am weitesten nach dem Innern führten, fallen auf die Südseite des Aequators. Er hat sich hier am Kap Lopez und in der sogenannten Kamma-Gegend an der Mündung des Fernand Vaz lange Zeit hindurch aufgehalten und zahlreiche Jagdzüge landeinwärts ausgeführt, wie er schon durch die Menge seiner Beutestücke beweist. Wie weit er sich dabei von der Küste entfernt hat, ist aber ziemlich unsicher. Dieses Mißtrauen erzeugt der Reisende selbst dadurch, daß er völlig verworren in seiner Zeitrechnung erscheint (die wir deshalb auch gänzlich ignoriren) und auch sonst sich in mancherlei Widersprüche verwickelt, die um so schärfere Rüge verdienen, als sein Ehrgeiz ihn verleitet, sich der civilisirten

Welt als Entdecker und Geographen zu präsentiren. Würde er sich beschieden haben, seine Abenteuer und Erlebnisse als Jäger und Kaufmann nur als solche zu bieten, so würde der Leser von vorn herein seine Erwartungen anders stellen und ihm gern ein wenig Jägerlatein und Münchhausiaden zu Gute halten, vielleicht auch seine englischen Meilen als russische Werste betrachten u. s. w.

Wir unterlassen es, hier dem Leser alle einzelnen Spritzfahrten und Jagdabenteuer aufzuführen, da sich solche besser für ein besonderes Buch über afrikanische Jagden eignen. Statt dessen fassen wir das Wichtigste über die Sitten und Eigenthümlichkeiten der Neger-Stämme südlich vom Aequator zusammen. Die Kamma's (Commi) und Bakalai hat Du Chaillu jedenfalls genauer kennen gelernt. Von den Aschira und Apingi mögen ihm vielleicht auch Probeexemplare zu Gesicht gekommen sein, da Sklavenwesen, Handelsangelegenheiten und Heirathsrücksichten oft genug Einzelne von den Stämmen des Innern nach den Küstenländern bringen. Vielleicht findet sich Du Chaillu veranlaßt, einst sein eigentliches Tagebuch der Oeffentlichkeit zu übergeben und hierdurch den wahren Sachverhalt in Bezug auf seine Reiserouten festzustellen.

Das Kap Lopez bildet die äußerste flache Landspitze eines ausgedehnten Deltagebietes, das durch die Flüsse Ovenga und Rembo erzeugt wird. Der erstere ist der größere von ihnen; Du Chaillu will weit im Innern seinen mittlern Lauf noch als mächtigen Fluß getroffen haben, oder wenigstens einen Hauptzufluß desselben, den er Apingifluß nach dem anwohnenden Volksstamm nennt. Der Rembo oder Rembo Ovenga ist der südlichere jener Ströme. Er scheint einen Theil seines Wassers durch den Kammakanal dem Meere zuzuführen, den größern Theil aber mit dem Npulunay zu vereinigen, der seinerseits als ein Arm des Ogobai gilt. Eine weite Strecke fließt der Rembo mit der Küste parallel und ist an einigen Stellen dem Ozean so nahe, daß man das Getös der Brandung an seinen Ufern vernehmen kann. Der Ogobai zertheilt sich in eine große Menge Arme, die unter sich wieder in mannichfache Verbindung treten. Sie sind nur noch unvollständig bekannt und scheinen ihren Lauf mehrfach zu verändern. Zur Zeit des Hochwassers nach dem großen Sommerregen sind die ganzen niedrigen Landflächen zwischen ihnen völlig unter Wasser gesetzt und deshalb mit Mangrovewäldern, hie und da mit Palmen bedeckt und für kein lebendes Wesen bewohnbar als für Sumpfthiere, Krokodile, Schlangen und Stechfliegen. Der Nazareth, Merias und Fernand Vaz, die man früher geneigt war als besondere Ströme anzusehen, sind nur drei Mündungen jenes Flußnetzes.

Die Witterungsverhältnisse können nach Du Chaillu's Mittheilungen nicht einfacher gedacht werden. Die Regen folgen genau dem Stande der Sonne. Die trockne Jahreszeit entspricht unserm Winter. Die Luft wird während der Nacht ziemlich kühl. Das hunderttheilige Thermometer sinkt bis auf 17—16° und bei ihrer einfachen Toilette haben die Neger wohl Ursache, ein hochloderndes Feuer in ihren luftigen Bambushütten zu unterhalten. Es treten dann durch

Erkältungen leicht Fieber ein, an denen die Eingeborenen ebenso zu leiden haben wie die Fremden, nur daß sie sich leichter wieder davon erholen. Dies gilt für die Monate Juni, Juli und August. Die Flüsse haben dann einen tiefen Stand, sie lassen da, wo sie vordem das Land überschwemmten, weite Sumpflachen zurück und im Flusse selbst drängen sich die Fische nach den tiefern Stellen zusammen. Die Wasservögel finden reichliche Nahrung und während sonst die trockne Zeit in den Tropenländern gerade diejenige ist, in denen das Thierleben zurücktritt, entfaltet es sich hier an der sumpfigen Küste in einer Ueppigkeit, welche das Herz des Jägers entzückt.

Pelikane ziehen heerdenweise auf den Strömen dahin und brauchen nur den Kopf ins Wasser zu stecken, um ihren großen Kehlsack voller Fische wieder herauszuziehen. Reiher und Ibisarten, Flamingos, Möven und zahlreiche Enten bedecken die schlammigen Ufer und bloßgelegten Sandbänke oder jagen sich in der Luft in reichen Schwärmen. Da jetzt auch die Zeit der Blumen und der Insekten ist, so tummeln sich die Bienenfresser in größter Rührigkeit. Besonders ist eine hübsche Art dieses Geschlechts am Fernand Vaz häufig, die mit ihrer brennend rothen Brust im Sonnenschein wie ein Feuerfunke leuchtet. Die sandigen Abhänge an den Ufern dieses Stromes sind von den Höhlen ganz durchlöchert, welche dieser Vogel 3 bis 4 Fuß tief hineingräbt, um dort zu brüten und seine Nachtruhe zu halten. In der Nähe der Wohnungen wimmelt es von großen Mengen Webervögel (Sycobius nigerrimus), von denen zwei verschieden gefärbte Arten friedlich neben einander nisten. Sie sammeln die langen Fasern der Palmen- und Bananenblätter und verstehen daraus ein kugelrundes Nest zu flechten, das sie am Ende der Baumzweige aufhängen, die Eingangsöffnung nach unten gekehrt, um gegen Baumschlangen und Regengüsse geschützt zu sein. Es ist ein allerliebster Anblick, die flinken Vögelchen arbeiten zu sehen. Da sie im Laufe des Jahres mehreremal brüten, je 2 Eier, für jede Brut aber neue Nestarbeit nöthig haben, so sind sie fast ununterbrochen thätig. Du Chaillu versichert, daß er an einem großen Baume in der Nähe seiner Wohnung am Rembo gegen 2000 solcher Nestbeutel gezählt habe. Das Gras der weiten Prairieflächen, die nächst dem Strande sich ausdehnen, vertrocknet gegen das Ende der regenlosen Zeit und eine Anzahl Baumarten haben ihre Blätter verloren. Mit dem September tritt die Regenzeit ein und währt in wechselnder Stärke bis zur letzten Hälfte des Dezember. Dann folgt bis Anfang Februar eine kürzere trockne Zeit und im März und April treten vorzugsweise die gewaltigen Gewitterstürme auf, durch welche die afrikanische Westküste berüchtigt ist. An Regen hat man hier solchen Ueberfluß, daß man die Regendoktoren der Kapländer nicht bedarf; man könnte im Gegentheil mitunter Hexenmeister brauchen, welche die Schleußen des Himmels ein wenig stopften. Viele Neger führen auch gerade deshalb ein Paar kleine Gazellenhörner an der Halsschnur bei sich, um durch Blasen auf denselben den Regen zu vertreiben. Regnet es, allem Trompeten zum Trotz, dennoch, so ist nach ihrer Meinung irgend einer ihrer Feinde daran schuld, der das Blasen noch besser und stärker versteht. Magyar's Angaben über die

Witterungsverhältnisse der südlicheren Gebiete der Westküste stimmen so ziemlich mit denjenigen Du Chaillu's überein. Er unterscheidet ebenfalls eine kleinere und eine größere Regenzeit. Vom Oktober bis zum Dezember regnet es dort häufig, aber nicht täglich, und die einzelnen Ergüsse sind weder sehr stark noch lange anhaltend. Der Januar ist fast regenlos, im Februar, März und April stürzen Tag für Tag erstaunliche Wassermengen aus den Wolken herab. Durch den ersten Regen ist der Erdboden bereits mit Feuchtigkeit gesättigt und außer Stande, die Wassermassen aufzusaugen, die ihm übermäßig nachher geboten werden. Die Flüsse schwellen deshalb bedeutend an und in abgeschlossenen Lagen bilden sich ausgedehnte Sümpfe und Lachen, die erst Ende Mai wieder verschwinden. Während der übrigen Monate kühlt sich die Luft auffallend und diejenigen Bäume, welche ihr Laub jährlich wechseln, stehen kahl.

Das Land südlich vom Gabun ist viel fruchtbarer als jenes auf der Nordseite desselben, daher auch durchschnittlich wildreicher, natürlich mit Ausnahme der dichter bevölkerten Landstriche.

Auf den Wiesenflächen der Kammagegend, die von Gebüschen und Waldgruppen unterbrochen sind, erlegte Du Chaillu mehrere Gorilla's. Hier ward ihm ein zweijähriger junger Affe dieser Gattung gebracht, den er mit Waldbeeren und den saftigen Blattrippen der wilden Ananas ernährte, der sich aber unzähmbar zeigte und nach einigen Tagen starb. Ein zweiter, noch jüngerer Gorilla, noch Säugling, starb noch viel früher, da ihm keine Milch geboten werden konnte. Mehrere Antilopenarten und Wildschweine beleben die Gebüsche und das Röhricht. Die letztern sind dem Warzenschwein verwandt und wurden von unserm Jäger, der überhaupt besondere Vorliebe für neue Arten zu haben scheint, als eine besondere Spezies (Phacochoerus albifrons) bezeichnet. Es ist dieses Schwein nicht nur dieselbe Art, sondern auch dieselbe Spielart, von der man im Londoner zoologischen Garten lebendige Exemplare besitzt und welche bereits 1852 als Kamarun-Schwein (Potamochoerus penicillatus) beschrieben und abgebildet ward. Der wilde kurzhörnige Ochs (Bos brachikeros), der im Körperbau die Mitte zwischen dem Hausochsen und den Antilopen hält, zieht bei nächtlicher Weile in ganzen Rudeln auf die Prairie; am Tage sucht er ein verstecktes Ruheplätzchen im Walde. Dieser Ochs, den die Neger Niare nennen, ähnelt an Größe und Schwere unsern kleinern Rindviehrassen, hat aber längere und schärfere Klauen. Der Kopf ähnelt mehr demjenigen eines Hirsches, das Maul ist schwarz, die Ohren sind lang, spitz und mit langen seidenartigen Haaren besetzt. Der übrige Körper ist röthlich, bei den Niare-Kühen etwas heller als beim Bullen. Die schwarzen Hörner sind nur 10—12 Zoll lang, nach hinten gebogen und am Grunde mit runzeligen Ringen versehen. Der Schwanz trägt am Ende eine Haarquaste. Wird das Thier verwundet, so stürzt es wüthend auf seinen Feind und Du Chaillu erlebte es, daß einer seiner Jäger von solchem wilden Burschen in die Luft geschleudert und übel zugerichtet wurde. Die erste Kunde von dieser Ochsen-Art verdankt man den Reisenden Denham und Clapperton, welche einen Kopf von derselben mitbrachten. Letzterer ist noch im britischen Museum unter dem Namen Zamouse vorhanden. Das Thier ward 1837

bereits durch Prof. Gray beschrieben, unter dem Namen „Naire" (Bos brachiceros). In Sierra Leone heißt es Buschkuh. Durch Dr. Rüppell ward es ebenfalls als ein Bewohner Abessyniens bekannt und scheint sonach einen großen Theil Afrika's zu bewohnen. Es ist keineswegs so unzähmbar als Du Chaillu meint, da er



Du Chaillu auf der Ochsenjagd.

nur wilde und noch dazu durch die Jagd aufgereizte Exemplare sah. Im Zoologischen Garten (Surrey Zoological Garden) bei London befand sich mehrere Jahre lang ein Thier dieser Art, das später nach dem Jardin des Plantes in Paris kam und das eben so zahm und zutraulich war wie unser gewöhnliches Rind. Ueber seine Lebensweise hat vorzüglich der Holländer Pel, der sich längere Zeit an der Goldküste aufhielt, vielerlei Interessantes berichtet.

Es glückte Du Chaillu, auch eine Haut des äthiopischen Moschusthieres (Hyomoschus aquaticus) zu erhalten, welches der einzige Vertreter der interessanten Thiergruppe in Westafrika ist. Ebenso sind die Arten von Cephalophus interessant (C. sylvicultrix, C. badius, C. Ogilbyii), von denen er Bälge mitgebracht hat.

Unter den Antilopen ist vorzugsweise die Bongo-Antilope (Trogelaphus albovirgatus), welche Du Chaillu erlegte, ein für die Zoologen interessanter Fund. Sie ist zwar bereits im vorigen Jahrhundert schon von Afzelius beschrieben worden und erhielt 1836 von Ogilby den Namen Antilope euryceros. Der letztgenannte Forscher hatte seine Beschreibung gemacht nach einem Kopfe, den Leutnant Allen aus der Bai von Biafra mitbrachte. Jener Kopf war aber auch das Einzige, was man von dem Thiere in Europa bis dahin gesehen, und Du Chaillu hat das Verdienst, das erste Fell mitgebracht zu haben. Leider hat ihm sein Zeichner den schlimmen Streich gespielt und statt seines seltenen Thieres eine andere Antilopenart (wahrscheinlich Tragelaphus Angasii vom Port Natal) in seinem Reisewerke kopirt.

Elephanten sind selten in der Kammagegend, da ihnen vielfach der Zähne und des Fleisches wegen nachgestellt wird und die Küstenneger sie leicht mit Hülfe ihrer Schießgewehre fällen. Von Raubthieren macht sich der Leopard bemerklich, Löwen fehlen, dagegen treten Schakale (Canis mesomelas?) und gestreifte Hyänen auf.

Einen längern Jagdausflug machte Du Chaillu vom Kap Lopez aus in das Gebiet des Nazareth, eine zweimalige Jagdfahrt im Boote nach dem Anenge-See. Um zu dem letztern zu gelangen, ruderte er mit angemessener Begleitung den Npulunay (einen Arm des Ogobai) hinauf und bog dann in einen Seitenzweig des Flusses ein, der den Abfluß des Sees bildet und ebenfalls den Namen Anenga führt. Dieser ward schließlich so eng und seicht, daß man kaum im flachen, schmalen Boote weiter konnte und Mühe hatte, sich durch das Pflanzendickicht hindurch zu arbeiten, das ihn überwucherte.

Zur trocknen Jahreszeit liegen im See zahlreiche Schlammbänke bloß und bieten ganzen Krokodilherden erwünschte Plätzchen, um sich zu sonnen. Nicht wenige der gepanzerten Ungeheuer maßen 20 Fuß Länge. Ein anderes krokodilähnliches Thier von 7 Fuß Länge, von den Negern Ogata genannt, bewohnt die Ufer des Sees und gräbt sich dort Höhlen mit zwei Eingängen in den Sand, um sich während des Tages zu verstecken. Auch eine Schildkrötenart, Izomba (Aspidonectes aspilus) der Eingeborenen, hält sich im Anenge auf, die Du Chaillu ebenfalls für ein noch unbeschriebenes Geschöpf hält.

Die Sandhügel in der Nähe der Lagune zeigen viele Schlupflöcher von Stachelschweinen. Die Gewässer des Sees bieten Ueberfluß an Fischen und die Wälder in seiner Umgebung sind von Unmassen der Kautschuk liefernden Schlingrebe durchflochten.

Moskito's waren in unendlichen Mengen am Anenge und Du Chaillu traf ein verlassenes Dorf, dessen Bewohner vermuthlich wegen dieser Insekten ihre Wohnungen im Stiche gelassen hatten.

An mancherlei Abenteuern und Fatalitäten fehlte es natürlich nicht. Als unser Jäger das erste Mal jenen See besuchte, zerbrach er seine beiden Gewehre und mußte deshalb umkehren und das zweite Mal mußte er sich mit dem Revolver in der Hand den Weg für sein Boot öffnen, den ihm ein Negerhäuptling des Zolles wegen verlegen wollte. Hatte er des Tages Last und Hitze getragen, so hieß es am Abend noch gehörig die Hände rühren, um die erlegte Beute abzubälgen, die Häute mit Arsenik gegen Insekten zu präpariren und vorläufig zu stopfen. Bei der herrschenden hohen Temperatur gingen nicht ausgeweidete Thiere sehr bald in Fäulniß über und die Termiten drohten sie ihm zu verzehren, wenn nicht sogar seine schwarzen Jagdkameraden ihm denselben Streich spielten.

Als besondere Prachtstücke seiner Beute hebt Du Chaillu zwei Hühnervögel hervor. Das eine ist ein blauschwarzes Haubenhuhn, über und über mit weißen und blauen Augenflecken geschmückt, das man in den etwas von der Küste abgelegenen Waldungen häufiger hört als sieht. Es ist außerordentlich scheu, verräth sich aber durch seinen heiseren Ruf. Am Abend sammelt es sich zu ziemlich starken Völkern in den Baumkronen und hält dort gemeinschaftliche Nachtruhe. Wird es vom Jäger gestört, so zerstreut sich der Schwarm sofort nach allen Seiten hin und fliegt dabei ziemlich gewandt. Das andere Huhn hat viel Aehnlichkeit mit dem Haushuhn, hält sich nur paarweise zusammen und scheint fortwährend auf der Wanderschaft begriffen zu sein. Es ist schwarz und das Männchen hat einen scharlachrothen Kopf.

Unter den Säugethieren führt Du Chaillu außer den Arten und Spielarten der großen Affen, welche wir bereits namhaft machten (S. 100), ein Paar Eichhörnchen als Raritäten an, die er freilich zwei Jahre früher als Küstenbewohner nach Philadelphia gesendet hatte, in seinem Reisewerke aber als Thiere des Binnenlandes bezeichnet. Das eine derselben ist ein Flughörnchen mit Flatterhaut und seidenartigem Vließ. Dieses Thier ist zoologisch interessant, da es ein Mittelglied zwischen dem eigentlichen fliegenden Eichhörnchen (Pteroscinrus), den Siebenschläfern und den Stachelschweinen bildet. Er nannte es seinem New-Yorker Freund zu Ehren Anomalurus Beldeni, es erwies sich aber als identisch mit dem unter dem Namen Anomalurus Beecrofti bereits bekannten Thiere, von dem er auch in seinem Reisewerke eine getreue Abbildung entlehnt; das andere bezeichnet er als das kleinste bekannte Eichhörnchen (Sciurus minutus — in seiner frühern Sammlung hatte er es Sc. pumilus genannt, nach Dr. Gray's Urtheil ist es übereinstimmend mit Sciurus palliadus Peters) und sagt, es sei nicht größer als eine Maus, dabei aber so flink, daß es den Negern noch nie gelungen wäre, eins derselben zu erlegen.

Die Eingebornen theilten als Jagdregel dem Franzosen ihre eigne Methode mit: „Wenn wir, sagten sie, einen Tag auf der Jagd gewesen sind, so ruhen wir danach zwei Tage aus. Haben wir drei Tage hinter einander jagen müssen, so ruhen wir eine ganze Woche. Du hingegen gehst Tag für Tag jagen und ruinirst dadurch deine Gesundheit!“ Du Chaillu ward inne, daß sie nicht ganz Unrecht hatten. Er bekam einigemal so heftige Fieberanfälle, daß er selbst an

seinem Aufkommen verzweifelte und zu desperaten Mitteln seine Zuflucht nahm. Er erzählt, daß er im Ganzen gegen 50 Anfälle von Fieber gehabt und manchmal während eines Tages 60 Gran Chinin in drei Dosen verschluckt habe. Wollte selbst dies nicht fruchten, so setzte er noch eine Gabe von Fowlers Arseniklösung zu und behauptet, davon gute Dienste verspürt zu haben.

Das Völkchen, welches die Küstengegend zwischen Kap Lopez und Kap St. Katharina bewohnt, nennt sich selbst Kommi, von den Weißen wird es gewöhnlich Kamma bezeichnet. Die Kamma haben in den meisten Stücken die größte Aehnlichkeit mit den Mpongwe's, nur sind sie weniger geistig befähigt als diese.



Anomalurus.

Sie wohnen in einer Anzahl kleiner Ortschaften an der Küste und an den Ufern des Rembo entlang und kennen keine höhere Seligkeit, als eine Faktorei für einen weißen Händler in ihrer Mitte zu haben. Auf diese Vorliebe baute Du Chaillu seine Pläne. Von seinem Mpongwe-Freunde, dem obenerwähnten König Glaß, war er an einen Geschäftsverbündeten Ranpano empfohlen, dessen Ort an dem Vereinigungspunkte des Npulunay mit dem Rembo lag. Er versah sich mit bedeutenden Mengen der beliebtesten Tauschartikel: Kattun, Schießgewehre, Schießpulver, Messingringe, Ketten, Spiegel, Blättertabak u. s. w., außer denjenigen Dingen, die zu seinem eignen Lebensbedarf gehörten, so daß er ein ganzes Küstenfahrzeug mit seinen Reichthümern befrachten konnte. Ein Neger, der Portugiesisch verstand und im Besitz eines Sertanten war, machte den Kapitän. Die Matrosen waren ebenfalls Schwarze, fast jeder von einem anderen Stamme, so daß eine babylonische Sprachenverwirrung stattfand.

Nachdem man durch einen Tornado vom Kurse verschlagen worden und ein gut Stück weiter südlich gekommen, als man beabsichtigte, fragte man sich endlich zurecht und lief in den Fernando Vaz ein.

Der nächste größere Ort, den man in Sicht bekam, war Elinde und der Beherrscher dieser Stadt bot Alles auf, um Du Chaillu zu bewegen, sich bei ihm niederzulassen. Dieser aber blieb starrköpfig dabei, bei Ranpano sein Standquartier zu nehmen, und da die Leute von Elinde das Schiff mit Beschlag belegten, wäre es fast zwischen ihnen und Ranpano zu ernsthaften Händeln gekommen. Jede Partei zog ihre Befreundeten als Helfershelfer herbei und es standen in wenig Tagen sich zwei Bootflotten gegenüber, deren schwarze Bemannung durch weiße und rothe Farbe die Uniformen ersetzt hatten. Beide Theile suchten sich durch Schreien, blinde Schüsse und grimmige Geberden zu überbieten und zu fürchten zu machen und Du Chaillu schreckte schließlich die Leute von Elinde mit der Drohung, er werde einen Kriegsdampfer requiriren und mit Kartätschen feuern lassen.



Kleinstes Eichhorn.

Bei Ranpano's Dorf errichtete er mit Hülfe der Kamma's eine Anzahl Bambushütten für seinen Bedarf und taufte diese Niederlassung Biagano oder Washington. Hier ließ er das Hauptdepot seiner Waaren und speicherte auch das Elfenbein, Ebenholz und den Kautschuk auf, welche er einhandelte. Die Umgebung des Orts war allerliebst. Von dem kleinen Hügel herab, auf dessen Spitze Biagano stand, hatte man eine hübsche Aussicht auf Wiesengrund und auf den breiten Strom, in dem sich Schaaren von Flußpferden tummelten und gelegentlich ihre Privathändel ausfochten. Des Nachts kamen die großen Thiere bis auf 50 Schritt zu Du Chaillu's Wohnung heran. Du Chaillu erlegte zwar auch einzelne dieser mächtigen Geschöpfe, sagt aber nicht, daß sie einer andern als der im größten Theile Afrika's gemeinen Art angehörten. Nicht unmöglich dürfte es hingegen sein, daß in jenen Gegenden das nahe verwandte Thier auch vorkäme, von dem Dr. Leidy in Sierre Leone ein Exemplar auffand und welches Chaeropsis liberiensis genannt worden ist.

Allein kein irdisches Glück ist ohne Trübsal, so ward auch das Leben in Biagano und Ranpano's Dorf durch einen unangenehmen Zwischenfall getrübt. Ein Neger des Dorfs, der in seinen besten Jahren stand, ward plötzlich krank, kein Mensch wußte warum. Alle Befreundete vermutheten, daß ein böser Geist,

ein Dämon, ein Teufel, in ihn gefahren sei und ihn quäle, und versuchten deshalb alles Mögliche, das plagende Ding herauszutreiben. Mit Trommeln und Ketten ward ein gräßlicher Spektakel gemacht, Gewehre wurden dicht vor den Ohren des Patienten abgefeuert, um den Teufel herauszuschrecken, und die Uebrigen, welche nicht im Besitz lärmender Instrumente waren, schrieen, sangen und tanzten aus Leibeskräften. Man setzt diesen Höllenspektakel bei einem Kranken fort, bis dieser besser wird oder — stirbt. Womöglich zieht man in ernsten Krankheitsfällen einen Zauberdoktor zu Rathe. Diese Leute sind die Aerzte, Priester und Rechtsgelehrten in einer Person und halten unter einander pfiffig genug zusammen. Bevor einer derselben sein Urtheil abgiebt, sucht er in schlauer Weise zu erforschen, ob man vielleicht schon einen Collegen in derselben Sache angegangen und was dieser darin entschieden habe. Er hütet sich dem zu widersprechen. Mitunter erklärt er, wie Magyar berichtet, daß ein Feind dem Kranken allerlei Dinge: Lederstücken, Knochen, Eisen u. dgl., in den Leib gehert habe. Gleich einem Taschenspieler bearbeitet er mit scheinbarer Anstrengung den Patienten und zieht zum Erstaunen der Anwesenden dann die genannten Dinge aus dessen Gliedern hervor. Nachdem so der Zauber gelöst ist, verordnet er Arzneitränke, in deren Folge mitunter Genesung eintritt. Jene Leute besitzen eine ausgedehnte Kenntniß der Gewächse ihrer Heimat, halten dieselbe aber unter sich streng geheim und legen auch den Negern gegenüber größeres Gewicht auf den sonstigen Hokuspokus als auf die zugleich angewendeten Salben und Getränke. Du Chaillu selbst erzählt einen Fall, daß einer seiner Begleiter plötzlich von einer eigenthümlichen Hautkrankheit befallen, und von einem Gefährten mittelst einer gekauten Wurzel eben so schnell wieder geheilt worden sei.

In dem obenerwähnten Krankheitsfalle trat des Patienten Tod ein und ward mit Zetergeschrei und Heulen dem ganzen Orte kund gethan. Jedermann wußte, daß ein größerer Hexenmeister vorhanden sei, dessen geheime Mittel kräftiger gewesen als die Beschwörungsformeln und es galt, diesen schlimmen Kunden ausfindig zu machen, dessen Macht über Jedes Haupte gleich einem Damoklesschwert drohte. Es ward nach einem Zauberdoktor geschickt. Ein solcher steigt um so höher im Ansehn des Volks, je weiter er her ist, gerade wie bei den Propheten anderwärts auch. Die Kamma's requirirten einen berühmten Doktor vom Anenge-See und holten ihn in einem Boote herbei.

Er kam. Der öffentliche Versammlungsplatz ward zu seinem Empfang hergerichtet und der Doktor nahm auf einem Kasten Platz, in welchem allerlei Krimskram: Knochen, Vogelschnäbel, Thierklauen u. dgl., als Zaubermittel staken.

Er selbst hatte sich so schauerlich aufgeputzt als möglich. Das Gesicht war weiß angestrichen — für seine schwarzen Landsleute ein eben so grauenvoller Anblick als wenn sich bei uns Einer mit schwarzgemaltem Gesicht präsentirt. Die Augenlider waren roth gefärbt, ein rother Streifen ging über Stirn und Nase herab, ein zweiter rings um den Kopf herum und auf jedem Backen war ebenfalls ein großer rother Klex. Von jeder Schulter ging ein breiter weißer Streifen nach der Hand herab und die eine Hand war ganz weiß angestrichen.

Hierzu kam eine Menge angehangener Plunder, der als Zaubermittel diente: eine Halskrause von Gras, lange Vogelfedern auf dem Kopfe, Kästchen und Lederbeutel mit Geistern, an Riemen und Stricken auf die Brust herabhängend, eine Menge Lederstreifen von den Fellen verschiedener Thiere und ein Gürtel mit Klingeln um den Bauch. Eine Anzahl andrer Dinge lagen um ihn herum, so ein Korb mit Knochen von Giftschlangen, eine Glocke, um böse Geister fortzujagen, und ein Ochsenhorn, in welchem gute Dämonen ein Unterkommen finden konnten u. s. w. Die Tracht der Zauberdoktoren scheint durch einen großen



Kamma-Mann und Weib.

Theil Westafrika's ziemlich übereinstimmend zu sein. Weit im Süden fand sie Magyar bei den Kubala am Lingi-Lingui-Gebirge ganz ähnlich. Er wohnte dort einem Gottesgericht bei, das durch einen solchen Hexenmeister, der dort der Kimbanda heißt, geleitet wurde, und beschreibt das Aussehn des letztern. Er hatte, sagt Magyar, eine Anzahl Felle von kleineren Thieren: von wilden Katzen, Schakals, Gazellen mittelst eines Gürtels um die Hüften festgeschnallt und trug am Halse an einem schmalen Riemen mehrere kleine Gazellenhörner nebst Löwen- und Leopardenklauen. Sein Haupt war mit einem Busche von verschiedenen Federn geziert und die übrigen Theile des Leibes mit rothen und weißen Streifen aufgeputzt. Neben ihm waren in der Erde ebenfalls mehrere Antilopen-

hörner eingepflanzt. Ein Gehülfe unterstützte ihn, indem er fortwährend mit einem Prügel ein Bret bearbeitete. Nachdem sich der Herr Doktor mit Knochenrasseln, Klingeln und Schreien hinlänglich angestrengt hatte, verkündigte er der lauschenden Menge das Ergebniß seiner Forschungen. Der Bruder des Verstorbenen mußte ihm die Namen aller Bewohner des Dorfes hersagen und der Doktor sah währenddem in den Spiegel. Er erklärte, daß unter den Genannten keiner sei, welcher den Tod auf seinem Gewissen habe, allein es hause außerdem ein schlimmer Geist im Orte und wenn man hier wohnen bleibe, würde sich derselbe noch manches Opfer auslesen.

Unser Jäger argwöhnte zwar von vorn herein, daß der buntgemalte Doktor ihm irgend einen Streich spielen möchte, dachte aber doch nicht, wie bedenklich die Folgen jenes Orakelspruchs werden könnten. Am nächsten Tage sah er zu seinem Schrecken, daß alle Bewohner in Ranpano's Dorf ihre Siebensachen zusammenpackten, ihre Hütten abbrachen und, den Häuptling an der Spitze, davon zogen, um sich in sichrer Ferne von dem verwunschenen Platze neu anzubauen. Nach vielem Zureden brachte es Paul du Chaillu endlich dahin, daß eine Anzahl kühner Männer sich bei ihm wieder anbauten, um im Schutz seines Revolvers dem Dämon zu trotzen.

Solcher todbringenden Teufel oder Götter haben die Kamma mehrere, zwei derselben genießen aber eine besondere Verehrung. Man geht dabei von dem Grundsatz aus, daß man demjenigen Gott am meisten den Hof macht, den man am meisten fürchtet. Der eine derselben heißt Abambu, der andere etwas bessere wird Mbuirri genannt. In der Stadt Aniambia besuchte der Reisende den heiligen Platz, an welchem bei den Göttern besondere Tempel errichtet waren. Das Haus des Abambu war eine Bambushütte von 6 Fuß im Geviert und 6 Fuß Höhe, in welcher von dem Priester ein ewiges Feuer unterhalten und fortwährend für neue Speise für die Gottheit gesorgt wurde. Rothe und weiße Farbe lag für die Andächtigen bereit, um sich beim Gottesdienste vorschriftsmäßig anzumalen.

Gerade der Abambu ist es, der nach der Meinung der Kamma das meiste Unheil anstiftet; außer ihm treibt aber auch noch ein scheußliches Nachtgespenst Onenqua genannt, in den Wäldern sein Wesen und ermordet jeden Wanderer, dem es in der Finsterniß begegnet. In bestimmten Walddistrikten schreibt man dergleichen Höllenspuk auch alten Weibern zu, die sich als Heren etablirt haben. Je nach den Bedürfnissen und dem Geschmack der Kamma wechseln auch die Götter in den Ortschaften ihre Rollen, Namen und Gestalten. So fand Du Chaillu in Sangatana am Kap Lopez neben des Königs Wohnung drei Fetischhäuschen, die fünf Gottheiten enthielten. Die vornehmste der letztern war Pangeo, verheirathet mit Aleka. Dies Götterpaar hatte die spezielle Sorge für des Königs Wohl überkommen, vorzüglich während der Nacht die Stadt zu bewahren vor allem Uebel. In dem zweiten Häuschen wohnte ebenfalls ein Götterpaar: Makumbi und Abiala, bei welchem aber die Dame die Oberhand hatte und zum Zeichen ihrer Herrschaft ein geladenes Pistol in der Hand

hielt. Der dritte Gott Numba, der Neptun der Kamma's, war noch Junggesell und hat alle Neger zu bewahren, die im Schiffe das Meer befahren.

Die Götzenbilder sind eben so roh aus Holz gearbeitet als plump verziert, werden aber so hoch gehalten, daß Du Chaillu nur einmal eines derselben



Der Hexenmeister.

käuflich an sich bringen konnte. Der Häuptling Damagondai am Anengue-See verschacherte das Idol seiner Sklaven, während letztere in den Plantagen arbeiteten, und erzählte ihnen bei ihrer Rückkehr, die Göttin sei davon gelaufen, er habe sie sehen in den Wald gehen.

Ueber das Verbleiben des Menschengeistes nach dem Tode sind die Vorstellungen dieser Neger ziemlich unklar. Die nächste Zeit nach dem Ableben hegt

man Furcht vor den Verstorbenen. Man glaubt der Geist fordere Speise und drohe mit Unheil, wenn man ihn nicht gebührend berücksichtige; fragt man aber einige Zeit nachher die Leidtragenden nach ihren Abgeschiedenen, so lautet der Refrain stets dahin: „Mit dem Tode ist Alles vorbei! Es ist aus mit ihm!“ —

Das Beerdigen des Leichnams geschieht gewöhnlich in sehr ungenügender Weise. Es wird ein Loch in den Sand gescharrt und der Todte so oberflächlich bedeckt, daß er meist schon nach wenig Nächten von den Raubthieren hervorgesucht und verzehrt wird. Bei einigen Stämmen z. B. auf Corisco wird der Leichnam auf einen Stuhl festgebunden, mit seinem besten Geschmeide behangen und so eingesenkt. Am Fetischplatz an der Mündung des Nazareth, den Du Chaillu auch besuchte, traf er die Leichname der Vornehmern in Särgen offen aufgestellt, rings um sie die geweiheten Kostbarkeiten, von denen Niemand etwas anzurühren wagt, desgleichen die Leichen der beim Begräbniß geopferten Sklaven. Oft genug werden aber die Kostbarkeiten von den Verwandten vor der Bestattung beiseite gebracht.

Nachdem die Trauerzeit vorbei ist, folgt die Erbvertheilung in festlicher Weise. Alt und Jung aus der Sippschaft schmaust bei Rum und Palmenwein, die Hütte des Verstorbenen wird abgebrochen, das Rohrwerk auf einen Haufen getragen und zu einem mächtigen Feuer verwendet. Da der Hauptreichthum der Lebenden in Weibern und Sklaven besteht, welche durch ihrer Hände Arbeit die Männer ernähren, so wird auch das werthvollste Stück der Erbschaft durch diese gebildet. Sie gehen in den Besitz der Brüder oder sonstiger nahen Verwandten über. Die Kinder bleiben gewöhnlich unberücksichtigt, um so mehr, als man ja über ihre eigentliche Abstammung selten ganz im Reinen sein kann. Für die Wittwen ist also der Tag der Erbtheilung zugleich ein neues Hochzeitsfest und sie strengen sich in Negermanier an, so liebenswürdig als möglich zu erscheinen.

Die Sklaven haben bei einem solchen Wechsel der Herren selten viel zu befürchten. Sie werden durchschnittlich leidlich behandelt, da man fürchtet, im andern Falle von ihnen behext, d. h. wahrscheinlich vergiftet zu werden. Daß die Neger im Stande sind, letzteres zu thun, erfuhr Du Chaillu an seinem eignen Koch, der ihm ein Paar Eßlöffel voll Arsenik in die Hühnersuppe gerührt hatte. Zum Glück für ihn war die Dosis zu stark und wurde deshalb sofort durch Erbrechen wieder beseitigt. Sie war aus dem Giftvorrath entnommen, den Du Chaillu zum Präpariren seiner Thiere bedurfte. Der Missethäter war zwar entsprungen, ward aber bald wieder eingebracht und dem Reisenden allgemein das Recht zugestanden, ihn tödten zu lassen. Paul Belloni begnadigte ihn aber zu 110 Hieben mit der Flußpferdpeitsche und gab ihm dann den guten Rath, sich nie wieder in der Gegend sehen zu lassen.

Das Sklavenwesen und der Sklavenhandel ist in diesen Gegenden so innig mit den Anschauungen des Volks verschmelzen, daß bei allem Handel und Tauschverfahren, bei Strafen und Besteuerungen der Sklave die Münzeinheit bildet, wie bei uns das Pfund Silber. Kann man nicht mit Sklaven baar zahlen, so wird ein Gleichwerth in Elfenbein, Ebenholz u. dgl. erlegt. Der Werth der

Frauen und die Schönheit derselben wird gleicherweise nach Sklaven berechnet. Je weiter landeinwärts, desto geringer ist der Preis eines Sklaven im Verhältniß zu den europäischen Artikeln. Du Chaillu gibt an, daß er bei den Apingi nur ein Siebentel von jenem an der Küste betrage.

Frauen steigen in demselben Grade in der Achtung ihrer Eheherren, als sie zahlreiche Kinder erhalten, und die Geburt eines Knaben wird vom ganzen Dorfe gefeiert. Leider ist auch bei den Kamma wie bei den Mpongwe das zu frühe Verheirathen der Mädchen gebräuchlich und in Folge dieser Unsitte ist Unfruchtbarkeit zur Regel geworden.


Götzenbild der Sklaven am Anengue-See.

Gehorsam ist des Weibes erste Pflicht! und dieser Standpunkt wird ihm in zweifelhaften Fällen mit Hülfe der Hippopotamuspeitsche deutlich gemacht, so daß die Andenken dieses Unterrichts mitunter zeitlebens als Narben verbleiben.

Die Regierungsform ist eine ganz patriarchalische. Derjenige, welcher durch Alter, Reichthum und Verstand den Uebrigen am meisten imponirt, wird zum Häuptling gewählt. In manchen Orten beschränkt sich die Wahlfähigkeit auf bestimmte Familien, keineswegs trifft die Wahl aber stets den Sohn des verstorbenen Fürsten, sondern öfter noch dessen Bruder oder andre Seitenverwandte. So bedeutungsreich der Reichthum bei den Negern aber auch deshalb ist, so sind doch mancherlei Gefahren damit verbunden, wenn der Bevorzugte es nicht gleichzeitig versteht, sich die Gunst des Volks und insonderheit der Herren Doktoren zu verschaffen. Ohne dies trifft ihn leicht der Verdacht, mit Teufels Hülfe seine Schätze erlangt zu haben, und es wird ihm dann als Hexenmeister der Prozeß gemacht, bei dem sich die nähern Verwandten aus Erbschaftsrücksichten gern in lebhaftester Weise betheiligen.

In den nach dem Innern gelegenen Ortschaften der Kamma fand Du Chaillu eine eigenthümliche Art bei den Eingeborenen, den Reichthum zur Schau zu tragen. Zur Aufbewahrung der verschiedenen Güter bedient man sich hölzerner Kisten, die mittelst Vorlegeschlösser — meist amerikanischer Fabrikation — verschlossen gehalten werden. Jeder vornehme Mann betraut seinen zuverlässigsten Sklaven mit der Würde eines Schatzmeisters und Kammerherrn und verpflichtet denselben, die sämmtlichen Schlüssel im Bunde mit sich herumzutragen. Je mehr Schlüssel, desto mehr Kasten, so folgert man, — desto reicher ist auch der Besitzer. Die Eitelkeit soll freilich dabei manchmal mehr Kisten und Schlüssel herbeischaffen als nöthig sind.

Der östlichste Punkt, bis zu dem die Kamma in das Innere sich ausgebreitet haben, ist nach Du Chaillu's Angaben die Stadt Gumbi, am Rembo 15 deutsche Meilen in gerader Entfernung von der Küste gelegen. Der Häuptling Quengeza, welcher aus der angesehenen und mächtigen Abuya-Familie stammte,

war ein eben so zuverlässiger, als thatkräftiger und geistig geweckter Mann. Er hatte Du Chaillu in Biagano besucht und eingeladen und sendete schließlich einen seiner Söhne, um ihn abzuholen. Manche Gelehrte wollen aus der Darstellung, wie sie Du Chaillu in seinem Werke und auf der zu demselben gehörigen Karte giebt, schließen, daß der Franzmann nicht über die Monway-Insel hinausgekommen ist; vielleicht gründen sich die Mittheilungen, welche wir über die nun zu erörternden Stämme der Bakalai, Aschira und Apingi erhalten, vorzugsweise auf Nachrichten dieses Gewährsmannes und mögen deshalb in den meisten Hauptsachen wol der Wirklichkeit nahe kommen.

Die Fahrt stromauf auf dem Rembo schildert der Reisende so behaglich als möglich. Der Fluß bekommt höhere Ufer, die gut bebaut und abwechselnd bewaldet sind. Die Hitze ist freilich sehr groß, und Du Chaillu will Mittags im Schatten mehr als 48° C. genossen haben — man ist aber eben in Afrika. Ohne weitere Fährlichkeiten kommt man in Gumbi an und wird von Alt und Jung, den König an der Spitze, mit ungeheurem Hurrah empfangen. Singen, Tanzen, Trommeln und Schießen, Essen und Trinken! Alles zu Ehren des weißen Mannes, der nun „Quengeza's weißer Mann" ist.

Am meisten Erstaunen erregen Du Chaillu's schlichte Haare, nächstdem das Perkussionsschloß seines Gewehres und sein Colt'scher Revolver. Von Handelsgütern hat er ein ganzes Boot voll mitgebracht, darunter allein ein Posten von 10,000 Ellen Kattun. Er beabsichtigt jedoch keineswegs diese Herrlichkeiten zu verschenken, sondern will dafür Ebenholz, Elfenbein, Wachs und Kautschuk eintauschen. König Quengeza geht freudig auf den angebotenen Handel ein und trifft Veranstaltungen, die nöthigen Artikel herbeizuschaffen. Währenddem geht unser Jäger fleißig dem Waidwerk nach und lernt das Leben und Treiben seiner schwarzen Freunde mit den zahlreichen Schattenseiten kennen.

König Quengeza ist trotz seiner Würde nicht frei von Leid. Es ist ihm durch das Ableben seines Bruders dessen reiche Erbschaft, d. h. eine Anzahl Frauen, zugefallen, die er nach verstrichener Trauerzeit in Besitz nehmen will. Großmüthig genug vertheilt er dieselben an seine Verwandten und guten Freunde und beansprucht nur eine der Schönen, welche besonderes Wohlgefallen vor seinen Augen gefunden hat. Da wird es ruchbar, daß die Undankbare währenddem ein Verhältniß mit einem Menschen von niedrigem Herkommen, aber hinreißendem Aeußern angeknüpft hat, und das Herz des Königs wird von Schmerz erfaßt. Nur auf vieles Zureden des gesammten Volks wird das geliebte Oberhaupt getröstet und der Staat gerettet, der unglückselige Störenfried aber mit Verachtung gestraft.

Eine andere Frau Quengeza's traf Du Chaillu eines schönen Morgens vor ihrer Hütte, wie sie mit der freundlichsten Miene von der Welt sich mittelst eines Messers die Hände und Arme blutig ritzte, und erfuhr von ihr auf sein Befragen: sie habe bisher noch kein Kind erhalten, ein solcher Aderlaß sei aber das untrüglichste Mittel, dem Herrscher zu neuen Vaterfreuden zu verhelfen.

Trotz der gesegneten und kräftigen Regierung Quengeza's war selbst die



Reisen in West-Afrika. S. 140. Du Chaillu's feierlicher Empfang in Gumbi. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Hauptstadt Gumbi nicht frei von Teufeleien. So hatte man seit geraumer Zeit schon die Entdeckung gemacht, daß die Hauptstraße, welche von dem Palaste des Königs, d. h. seiner Hütte aus Baumrinde, nach dem Flußufer in gerader Richtung führte, in gefährlichster Weise verhext worden war. Jedermann wußte genau, wenn Se. Majestät diesen Weg hinab gehen würde, so würde dies seinen unvermeidlichen Tod zur Folge haben. Schließlich ward es Quengeza doch zu



Hinrichtungsscene in Gumbi.

unbequem, jedesmal einen Umweg nach dem Wasser nehmen zu müssen. Er citirte deshalb einen Doktor, der möglichst weit her war, um den kranken Weg zu kuriren. Die Sache war ziemlich schwierig und umständlich. Die allergrößte Stille ward anbefohlen, kein Wörtchen ward gehört, alle Feuer und Lichter mußten ausgelöscht werden. Die Männer mußten sich auf dem Marktplatze versammeln, alle Uebrigen hatten strengen Hausarrest. Es war eine stockfinstre Nacht und der Doktor begann seine Beschwörungsformeln im tiefsten Dunkel. Auf seine geheimnißvollen Anreden antwortete der Chorus der versammelten

Gemeinde, bis endlich um Mitternacht die eigentliche Austreibung des Straßengespenstes stattfand. Der Doktor rannte mit Zetergeschrei von Hütte zu Hütte und fragte: ob der Geist sich hinein geflüchtet habe, und da er allenthalben verneinende Antwort erhielt, so erklärte er feierlich die Straße für gesund und für den König passirbar. Große Festbeleuchtung folgte der Finsterniß. Das unvermeidliche Freudenschießen, Palmweintrinken, Singen, Tanzen und Schmausen machte natürlich den Beschluß.

Das Justizverfahren in Gumbi und überhaupt bei den dortigen Negerstämmen hat viel Aehnlichkeit mit dem, welches in unserm Vaterlande in der sogenannten guten alten Zeit gebräuchlich war. Mit spitzfündigen Criminaluntersuchungen befaßt sich der Neger nicht gern und mit König Salomo suchen die wollköpfigen Herrscher höchstens im Punkt der Weiber zu wetteifern. Man überläßt in irgend schwierigen Fällen die Entscheidung über Recht und Unrecht Gottesurtheilen, von denen man mehrere Arten hat.

Ein Knabe behauptete, daß ein gewisser Mann einen Kahn beschädigt habe. Der Verklagte beantragte eine Entscheidung durch den Fetisch. Der Zauberdoktor oder Priester, der offenbar zu seinen Gunsten gestimmt war, füllte einen Topf halb voll Oel und zündete dies an. Dann warf er einen Messingring in die Glut und verlangte von dem Buben, er solle diesen hervorziehen. Da letzterer das rothglühende Beweisstück nun schnell wieder fallen ließ, weil er sich die Finger verbrannte, so schrie alle Welt: „Er hat gelogen!" und sprach den Beschuldigten los.

Selten laufen die Untersuchungen aber so harmlos ab wie diesmal, da in den meisten ernsteren Fällen der Mbundutrank zu Hülfe genommen wird, vorzüglich wenn es sich um eine Entscheidung in Hexenprozessen handelt.

Mit den Gewächsen Guinea's hat sich zwar unser Jäger nicht weiter abgegeben, als dieselben zu seinem Lebensunterhalt unentbehrlich waren, und sich daher mit Bananen, Manick, Erdnüssen, Melonen, Ananas, spanischem Pfeffer u. dgl. begnügt, die Mbundupflanze hat ihn aber doch in dem Grade interessirt, daß er wenigstens ein Paar Blätter und einige Wurzelstücke derselben in die civilisirte Welt mitgenommen hat. Mit diesen kann freilich der Botaniker nicht so viel anfangen wie der Grigri-Mann. Es läßt sich nach denselben nur vermuthen, daß jenes Gewächs wahrscheinlich zu der Familie der Loganiaceen gehört und dem Brechnußstrauch (Strychnos nux vomica) verwandt sein mag. Das ganze Verfahren, welches bei seiner Verwendung beobachtet wird, so wie die Wirkungen, die der ausgezogene Wurzelsaft hervorbringt, erinnert stark an den Giftbaum (Tanghinia venenifera), der auf Madagaskar beim Gerichtsverfahren gebräuchlich ist.

Der geheimnißvolle Mbundutrank wird von der zerriebenen Wurzel des Mbundustrauches bereitet, die man mit Wasser ausziehen läßt. Das aufgegossene Wasser soll dabei schäumen und eine rothe Farbe annehmen. In kleinen Gaben wirkt er betäubend und berauschend und die Priester verwenden ihn, um sich dadurch in einen Zustand der Begeisterung zu versetzen, in welchem sie dann

über Schuld oder Unschuld der Verklagten entscheiden oder verborgene Missethäter bezeichnen. In stärkeren Dosen wirkt er tödtlich. Der Vergiftete sinkt schon wenig Minuten nach dem Genusse todt um, mit blutigem Schaum vor dem Munde. Die Zauberdoktoren erwerben sich ihre Autorität bei dem Volke vorzüglich dadurch, daß sie unbeschadet größere Mengen des Mbundutrankes zu sich nehmen können. Es liegt hierbei die Vermuthung nahe, daß sie sich allmälig an den Genuß desselben gewöhnen, wie ja bekannt ist, daß Personen bedeutende Mengen Spiritus, Opium, Arsenik, Brechnuß u. s. w. zu sich nehmen können, nachdem sie sich allmälig daran gewöhnt haben. Gleichzeitig erkennt man, wie wichtig es für den Verklagten ist, den Herrn Doktor günstig zu stimmen, da es von diesem abhängt, den Trank schwach oder stark herzurichten. Bei den südlichern Stämmen, die Magyar besuchte, fand dieser denselben Trank als Gottesgericht in Gebrauch; er ward dort B u l o n g o genannt und aus der Wurzel des Ongajebaumes bereitet. Auf kleine Gaben erfolgte in leichter Weise Erbrechen, gegen die heftige Wirkung einer stärkern Dosis gab der Doktor ein anderweitiges Geheimmittel, das Brechen hervorrief.

Du Chaillu erlebte, wie er erwähnt, in Gumbi eine greuliche Mordscene, bei welcher der Mbundutrank eine Hauptrolle spielte.

Es war ein angesehener Einwohner von Gumbi in seinen besten Jahren nach kurzem Krankenlager gestorben und der allgemeinen Neger-Logik zufolge mußte Hexerei hierbei im Spiele sein. Von einem entfernten Stamme ward ein Doktor herbeigeholt, der, nachdem er sich im Geheim hinreichend darüber unterrichtet, welche Personen die allgemeine Volksstimme oder der Stadtklatsch als Verdächtige bezeichnete, ein öffentliches Gottesgericht veranstaltete. Durch einen kräftigen Schluck vom Mbundutrank versetzte er sich selbst in die gehörige Begeisterung und bezeichnete dann die vermutheten Missethäter nach Art der Kartenschläger und Wahrsager. „Ein schwarzes Weib, so und so aussehend, wohnt in einer Hütte da und da. Sie hat den Verstorbenen vergiftet!“ Der Pöbel, der jedem Wort mit der größten Aufregung folgt, stürzt mit Wuthgeheul fort, um das betreffende Opfer gefesselt herbeizuschleppen. Einer sucht den Andern an Eifer zu übertreffen, da Jeder dadurch ein ähnliches Geschick von seinem eignen Haupte abzulenken meint. Der Teufelsdoktor war diesmal nicht mit einem Thäter zufrieden, er bezeichnete drei verschiedene Frauen als höchst verdächtig und begründete zugleich seine Anklage. Die erste Beschuldigte war Okandaga, die Schwester eines Führers von Du Chaillu, ein junges Mädchen, das in herzzerreißender Weise den Schutz des weißen Mannes anrief. Du Chaillu versichert, daß er vor Wuth über seine Ohnmacht geweint habe. Der Ankläger behauptete, sie habe vor einigen Wochen den Verstorbenen um Salz gebeten und da dieser ihr solches verweigert, schlimme Worte gegen denselben fallen lassen. Die zweite Verklagte war eine Nichte des Todten, ein Weib von würdevollem Benehmen, das im Vertrauen auf seine Unschuld dem öffentlichen Ankläger mit schwerer Rache drohte, wenn der Mbundutrank ihr gutes Recht an den Tag bringen würde. Sie war sehr verdächtig geworden, da sie keine

Kinder hatte, ihr verstorbener Verwandter aber deren besaß. Man vermuthete, daß sie ihren Vetter beneidet und sich dadurch zu einer verbrecherischen Handlung habe hinreißen lassen. Die dritte Verklagte war eine Sklavin des Verstorbenen, Mutter von sechs Kindern. Man fand sie dringend verdächtig, denn sie hatte vor Kurzem von ihrem Herrn einen Spiegel zum Geschenk begehrt, diesen aber nicht erhalten und ihm deshalb gegrollt. Ein Geschwornengericht, aus Bewohnern von Gumbi gebildet, würde alle Drei bestimmt „schuldig" befunden haben. Dem üblichen Untersuchungsgange zufolge überließ man die Entscheidung dem Mbundutranke.

Die drei Verklagten wurden gemeinschaftlich mit dem Doktor und den Henkern in einem großen Kanoe in die Mitte des Flusses gefahren und hier die erstern genöthigt, den Giftbecher zu trinken. Es geschah, wie vorauszusehen. Die Dosis war so stark, daß alle Drei umsanken, sofort in Stücken zerhauen und in das Wasser geworfen wurden.

Einem solchen Verfahren gegenüber, das stark an die Hexenprozesse erinnert, die ehedem in unserm Vaterlande Mode waren, möchte die Sitte mancher Negerstämme noch lobenswerth erscheinen, dergleichen vermeintliche Hexen und Hexenmeister auf den Sklavenmarkt nach der Küste zu transportiren.

Wir möchten aus Herzensgrunde wünschen, daß Du Chaillu in Bezug auf die gräßlichen Mordscenen sich geirrt und Unwahres berichtet habe; leider werden dergleichen greuliche Vorkommnisse auch von andern Seiten her bestätigt. So war Magyar bei den südlicher wohnenden Stämmen Zeuge eines ähnlichen Verfahrens. Der Deliquent war angeschuldigt worden, er habe sich bei nächtlicher Weile in einen Löwen verwandelt und in dieser Gestalt seinen Nachbar zerrissen. Durch die Qualen, welche das Gift in den Eingeweiden des Armen verursachte, ward ihm das Eingeständniß abgepreßt. Er erhielt zwar ein Mittel und brach das Gift aus, aber nur um auf noch greulichere Weise umzukommen. Die Unmenschen banden ihn an einen Baum. Einer der Wüthendsten hieb ihn mit seinem Messer tief in den Hals, Andre zerschmetterten ihm den Kopf mit Keulenschlägen, zerfetzten seinen Leib und streuten glühende Kohlen in die klaffenden Wunden, bis der ganze Körper zerstückt war.

Magyar meint, daß wenigstens die Hälfte aller an die Europäer verkauften Sklaven solche seien, die man wegen Hexerei außer Land schaffe. Ueber die Weißen haben nach der Ansicht der Neger die Zauberer keine Gewalt.



Klapper zum Teufelaustreiben.



König Obindschi in seinem Sorgenstuhl.

VII.
Die Bakalai.

Wanderleben. — Todesfurcht. — Hungersnoth. — Guamba. — Manga-Jagd. — Fischfang. — Nundah. — Wohnungen. — Friedensgericht. — König Obindschi. — Ebenholz. — Der Elfenbein-Fetisch. — Frauen-Gottesdienst und Frauen-Stellung. — Musikinstrumente.

Dicht in der Nähe von Gumbi hat der Negerstamm der Bakalai zahlreiche Niederlassungen. Er ist eine der wanderlustigsten westlichen Horden und findet sich deshalb durch alle übrigen Stämme des ganzen Gebietes zerstreut. Wenn Du Chaillu ihn auch nicht bei Gumbi beobachtete, wie er behauptet, so hat er hinlänglich schon in der Nähe der Küste Gelegenheit gefunden, mit ihm zu verkehren, da einzelne Horden sich vom Muni an bis zum Fernando Vaz bis in die Nähe des Meeres vorgeschoben haben.

Ein Hauptbeweggrund zu jenen Wanderungen ist die Gespenster- und Todesfurcht.. Stirbt in einem Dorf ein Mann in seinen bessern Jahren plötzlich, so bemächtigt sich Aller schon die größte Unruhe. Folgt solchem Todesfalle ein zweiter ähnlicher Art, so vermag nichts mehr die Gemeinde zu halten. Alle Habseligkeiten werden zusammengepackt, Weiber und Sklaven dienen als Lastthiere, die bewaffneten Männer decken den Zug und die Reise geht ins Unbestimmte

fort, bis man einen Ort findet, der nicht von einem Dämon bewohnt zu sein scheint. Es ist bekannt, daß in Guinea manche Gegenden und Oertlichkeiten sich durch ungesunde Lage noch vor den andern auszeichnen und daß selbst die Eingebornen solchen Einflüssen unterliegen. Werden von einem rohen Naturvolke jene schädlichen Einflüsse personificirt, zu einem Wesen gestaltet, das ihrer Ansicht nach an solchem Lokale seinen Lieblingssitz aufgeschlagen hat, so ist der Dämon fertig. Es ist dies ein Vorgang, zu dem wir in der Nähe schon vielfache Analogien antreffen. In den Sümpfen der nordischen Ebenen hauste der Erlkönig, den Brocken bewohnte der Teufel selbst nebst seinem Gefolge von Hexen, auf dem Riesengebirge treibt Rübezahl noch heutzutage sein Wesen und die Bergleute haben allen Respekt vor Wichtelmännchen und Kobolden.

Mit der Todesfurcht und dem Wanderleben der Bakalai hängen die meisten ihrer sonstigen Eigenthümlichkeiten innig zusammen. Du Chaillu behauptet, daß sie alte schwache Leute, deren Tod nahe vorauszusehen wäre, aus ihren Dörfern forttrieben, so daß dieselben in der Wildniß umkämen. Vermuthlich trifft ein solches Schicksal nur diejenigen, welche ohne alle nähere Verwandte stehen und sonst noch mißliebig sind. Ist eine Horde zum Wandern veranlaßt, so läßt sie die mit Mühe angelegten Plantagen zurück, ohne ernten zu können, und Hungersnoth ist unvermeidliche Folge. Letztere macht sich bis zu einem bestimmten Grade während einiger Monate selbst bei ruhigem Verlauf der Dinge in jedem Dorfe bemerklich. Man baut als Hauptnahrungsgewächs den Maniok, dessen Wurzelknollen das Cassavamehl hergeben. Die Neger sind durchschnittlich so sorglos, daß sie bei reichlicher Nahrung nicht nur verschwenderisch mit der Speise umgehen, sondern auch, wenn die Gelegenheit sich bietet, ihre Vorräthe für Glasperlen und andern Tand verschleudern, ohne an die Zukunft zu denken. Die vorjährige Ernte ist deshalb regelmäßig früher aufgezehrt, ehe die neue Frucht reif ist, und man ist gezwungen, zu Waldbeeren und sonstigem kümmerlichen Ersatz seine Zuflucht zu nehmen. Du Chaillu führt an, daß man dann eine Art Brod aus dem Samen einer wildwachsenden Mango-Art herstelle, das zwar nicht unangenehm schmecke, als Nahrungsmittel ihm aber doch nicht habe behagen wollen. Die Bakalai sind gewandte Jäger und entwickeln beim Waidwerk ähnliche Künste wie die Rothhäute Amerika's, aber in dichter bewohnten Gegenden ist das Wild in gleichem Grade seltener und es stellt sich dann bei den Negern noch ein eigenthümlich krankhafter Heißhunger nach Fleisch ein, den man G u a m b a nennt. Der stärkste Mann wird, sobald ihn der Guamba befällt, schwach, nervös und kleinmüthig. Kann er sich in Besitz von Fleisch setzen, so faßt ihn aber eine thierische Wuth. Er zerreißt es roh in Stücken und verschlingt es gleich einer wilden Bestie und man könnte wol zu der Ansicht kommen, daß dieser Fleischhunger in Gesellschaft mit dem Verzehren der großen Affenarten die fatale Brücke zum Menschenfressen gebildet habe.

Du Chaillu erzählt, daß er und seine Leute von dem Guamba befallen worden seien, da sie längere Zeit hindurch nur unzureichende Pflanzenkost gehabt hatten. Mit um so größerem Jubel ward in solchem Falle der glückliche Jäger

begrüßt, der etwa durch die Erlegung eines Elephanten ein ganzes Dorf mit Fleisch versorgte. Einen solchen gesegneten Tag verlebte Du Chaillu bei Akaka's Stadt, in dessen Nähe ein schilfbewachsener See oder Hinterwasser, der Niembai, mit dem Rembo zusammenhängt. Man fuhr, begleitet von einem erfahrenen Zauberdoktor, in einem flachen Kanoë beim Anbruch des Tages nach dem Niembai und legte sich im Geröhricht an einer Stelle auf die Lauer, an welcher man ein eigenthümliches Wildpret, das Manga, vermuthete. Der Doktor, welcher ein schlauer Praktiker war, streute auf das ruhige Wasser ziemlich dick ein Pulver, das er in einer Tasche bei sich führte, über dessen Beschaffenheit und Herkunft er aber unserm Franzosen nichts verrieth. Man hielt sich hinter dem Schilf möglichst still und es währte nicht lange, so kam ein großes Geschöpf aus der Tiefe zum Vorschein, das zu dem Geschlechte der Manatis gehörte und von den Eingebornen Manga genannt ward. Es schien durch das Zauberpulver angelockt und vertiefte sich so in das Schmausen dieses Köders, daß man ihm mit dem Kanoë nahe genug kommen und es harpuniren konnte. Die Bakalai's hatten ihre Harpune mit einem Tau eigner Fabrik eben so gesichert, wie es die Walfischjäger zu thun pflegen, und waren ihres Erfolges gewiß. Die Beute war zwar nach erhaltener Wunde sofort untergetaucht, das Bedürfniß nach frischer Luft zwang das Thier aber, nach einigen Minuten wieder an die Oberfläche zu kommen, und hier verschied es bald in Folge von Blutverlust. Das erlegte Thier maß 10 Fuß in der Länge, und mochte gegen 1500 Pfund schwer sein. Seine glatte, dicke Haut war sparsam mit Borsten von einem halben bis einem ganzen Zoll Länge besetzt. Der Körper war wie bei allen Manati-Arten sehr plump, die Augen klein. Das Fleisch übertraf an Wohlgeschmack sogar noch den Schweinebraten und lieferte unserm Reisenden einen ansehnlichen Reiseproviant.



Zweig vom Maniek.

Die interessante Gattung Manatus ist über alle Erdtheile der wärmeren Zone verbreitet, eine besondere Art bewohnt die Flußmündungen Amerika's, besonders Guyana's und Brasiliens, eine andere die seichten Kanäle des ostindischen Archipels, des rothen Meeres und der Ostküste Afrika's, und eine dritte Art (Manatus senegalensis) kannte man schon länger als im Senegal und in andern Flüssen der afrikanischen Westküste einheimisch. Aus Dr. Vogels Mittheilungen wissen wir, daß eine Manatus-Art, der Aju, im Benue und nach Dr. Barth auch im Niger wohnt, welche dem Entdecker zu Ehren Manatus Vogeli genannt wurde. Ob Du Chaillu's Manga mit dem Aju identisch oder eine

neue Art ist, wie er behauptet, können wir aus seiner Beschreibung nicht entnehmen. Von dem Manatus Senegambiens scheint zwar der Manga verschieden zu sein, wenn Du Chaillu's Angabe, daß sein Thier **keine** Nägel an den Flossenfüßen gezeigt, richtig ist; nach dem mitgebrachten Schädel dagegen zu urtheilen, stimmt es genau mit M. senegalensis überein. Alle Manatis sind friedfertige Thiere, die sich ausschließlich von Gras und sonstigen Wassergewächsen nähren, an der Meeresküste auch Tange verzehren. Sie bevorzugen stehende und langsam fließende Gewässer von mäßiger Tiefe und halten sich gern in der Nähe der Ufer auf. Hier rutschen sie an den Strand, stützen sich auf die Vorderflossen und zupfen das Blattwerk mittelst der beweglichen, fleischigen Lippen ab. Ihren Feinden gegenüber sind sie ziemlich wehrlos und gehen deshalb in Gegenden, die oft besucht werden oder dichter bewohnt sind, rasch ihrem Untergange entgegen, wie ja das nahe verwandte Borkenthier bereits ausgerottet ist, was ehedem die Behringsinsel und die Küsten Kamtschatka's in großen Zahlen bewohnte. Von fern gesehen haben sie mit ihrem abgerundeten Kopf, breiten Gesicht und ihrer vollen Brust etwas Menschenähnliches und veranlaßten die Sage von den Sirenen oder Seejungfern.

Sobald die Zeit der Hochwasser vorbei ist, haben diejenigen Bakalaistämme, die in der Nähe der Flüsse wohnen, gewöhnlich Ueberfluß an Fischen. Beim Zurücktreten der Gewässer in das gewöhnliche Flußbett bleiben links und rechts Teiche zurück, in denen sich die Fische in demselben Maße zusammendrängen, als die Wasser verdunsten und verlaufen. Die Bakalai's sammeln sich dann in großen Schaaren an dergleichen Weihern und schaffen das Wasser mit Schöpfgefäßen noch schneller beiseite, bis sie die hülflosen Thiere mit den Händen greifen können. Was von der Beute nicht sofort verschmaust wird, räuchert man und verwahrt es für kommende Tage.

Trotz des vorhin erwähnten Fleischhungers enthalten sich doch manche Familien gewisser Fleischsorten, die für sie ebenso **Rundah**, d. h. verboten sind, wie vielerlei Dinge für die Südseeinsulaner **Tabu**. Du Chaillu erzählt, daß einst ein vornehmer Neger bei ihm zu Tisch gewesen und sich geweigert habe, von dem vorgesetzten Büffelfleisch zu genießen. Auf seine Frage: warum er den Rinderbraten verschmähe, habe er zur Antwort erhalten: Ehedem hätte eine Ahnfrau des Clan, dem der Häuptling angehörte, ein Büffelkalb zur Welt gebracht und deshalb sei Büffelfleisch für die ganze Nachkommenschaft Rundah. Wenn dagegen gesündigt werde, so würden alle Frauen des Clans von demselben Unheil betroffen und der ganze Stamm würde sich also in Büffel auflösen. Da Du Chaillu noch nicht von der Aechtheit dieser Schlußfolge überzeugt schien, theilte ihm der Neger ernsthaft mit, er könne ihm ein Weib zeigen, dessen Großmutter ein Krokodil geboren habe. Bei Frauen, welche ihrer Entbindung entgegen sehen, tritt noch eine gesteigerte Sorgfalt ein. Du Chaillu erzählt, daß selbst die Männer derselben sich gebütet, währenddem Gorillafleisch zu verzehren, aus Besorgniß, es möge dies für die Reinblütigkeit ihrer Nachkommenschaft unangenehme Folgen haben.

Das Wanderleben und die Jagdzüge machen die Bakalai's ziemlich rauflustig. Sie gerathen leicht unter einander und mit ihren Nachbarn in Händel und verfahren dabei in derselben hinterlistigen, heimtückischen Weise, wie wir bereits bei andern Stämmen geschildert haben. Die Furcht, welche die Bakalai's vor dem Dunkel der Nacht für gewöhnlich besitzen, erreicht dann ihren Höhenpunkt, so daß sie wo möglich jede Nacht selbst ihre Schlafstelle verändern, um gegen feindliche Kugeln gesichert zu sein. Ihre Hütten lassen freilich nicht viel Wechsel zu, denn bei 12 Fuß Länge haben sie nur 8 Fuß Tiefe und sind dazu noch in zwei Abtheilungen getrennt. Ein höchst wichtiger Umstand für die Bakalai und alle ihre Nachbarstämme liegt darin, daß sie kein Getreide bauen, weder Reis, noch Mais, noch Negerkorn, wie solches doch am Niger bereits gewöhnlich ist. Es fehlt ihnen deshalb nicht nur an geeigneter Speise, die sich unbeschadet lange aufbewahren läßt, sondern sie entbehren auch das starke und fügsame Stroh jener Gräser, das sich als Bau- und Bedachungsmaterial eben so reinlich wie angenehm zeigt. Sobald die Bambusrohre des Küstengebietes aufhören, sind die Bewohner auf Baumrinde angewiesen, mit welcher die Wände verwahrt werden.

Uebergroße Reinlichkeit kann den Bakalai's so wenig zum Vorwurf gemacht werden, wie ihren Frauen. Ihr Körperbau ist zwar nur von mittlerer Größe und zeigt den völligen Negertypus, besitzt aber dabei ein angenehmes Ebenmaß und eine Kraftfülle, welche ihre Gestalten mitunter sogar schön erscheinen lassen. Das Geheimniß des Waschens mag aber bei ihnen noch nicht entdeckt worden sein, ebenso ist Seife ein unbekanntes Ding, dagegen reibt man den Körper fleißig mit dem Fett vom Butterbaum (Bassia Parkii) ein, von den Bakalai Njavi-Oel genannt. Es ist dies vorzüglich von Vortheil, wenn die Haut durch den Sonnenbrand in einen entzündlichen Zustand versetzt worden ist. Außerdem dient dasselbe Pflanzenfett als Pomade. Zu diesem Behuf wird Yombo-Pulver zugesetzt, dessen Herkunft unser Reisender nicht weiter verräth. Die Neger finden ein solches Parfüm unübertrefflich, während der Franzose den Geruch abscheulich nennt. Oelpalmen sind in dieser Gegend oberhalb Gumbi selten und sollen sich erst weiter landeinwärts bei den Aschiri wiederfinden. Die Kleidung der Bakalai ist sehr einfach und beschränkt sich auf den üblichen Lendenschurz. Viele bedienen sich zur Anfertigung desselben eines Zeuges, das aus einer Pflanzenfaser verfertigt ist, welche die weiter landeinwärts wohnenden Aschira-Neger ziemlich sauber herzustellen verstehen. Den Aermeren genügt eine Matte aus Gras, welche sie selbst flechten, Wohlhabendere prunken mit einem Läppchen Kattun, das sie sich durch Tausch von der Küste verschafft haben.

Die Bakalaistämme östlich von Gumbi hatten sich auf Veranlassung des Königs Quengeza in diesen Distrikten angesiedelt. Es hält ein Wohnungswechsel bei den Negerstämmen schon deshalb gar nicht schwer, weil Eigenthumsrecht in Bezug auf Grund und Boden dort ein unbekannter Begriff, Freizügigkeit also in höchster Potenz vorhanden ist. Nur um den Sitz an Flußufern giebt es mitunter Händel, da mit einem solchen des Speditionsgeschäfts wegen zahlreiche

Vortheile verknüpft sind. Die Kamma hatten am oberen Rembo den streitbaren Bakalai die rechte Flußseite überlassen. Die Raufereien waren seit längerer Zeit durch die kräftige Hand Quengeza's niedergehalten worden. Er hatte ein Friedensgericht eingeführt, vor dem alle Streitigkeiten geschlichtet wurden. Diese bezogen sich außer den gewöhnlichen Liebeshändeln besonders auf Eigenthumsvergehen und wurden durch den Rath der Alten in regelrechtem Palawer entschieden. Quengeza entwickelte dabei eine große Menschenkenntniß und sah es den Sprechern meist schon an der Nase an, ob sie logen oder die Wahrheit sagten.

Bei Obindschi, einem Chef der Bakalai, der ein gut Stück stromaufwärts von Gumbi am Rembo wohnte, genoß Du Chaillu nach seiner Schilderung wieder reiche Jägerfreuden, nebenbei freilich zur Abwechselung auch Fieber- und Hungersnoth. Der alte Obindschi war überglücklich, zur Zeit in Besitz eines weißen Geistes zu sein, und that alles Mögliche, demselben zu Gefallen zu leben, so weit es seine geringen Mittel überhaupt hergaben. Er ging sogar so weit, daß er es gegen die Etikette erklärte, gewisse kleine Insekten, an denen die Neger Ueberfluß haben, in Du Chaillu's Gegenwart um's Leben zu bringen, „denn, schrie er den Betreffenden zu, Ihr macht meinen weißen Mann krank, wenn Ihr das thut!“ Ein alter Häuptling aus dem Innern, dem er einen solchen Anstands-Sermon hielt, erwiederte ihm mit unerschütterlicher Ruhe: „Ich habe solches gethan all' mein Lebtag, jetzt bin ich zu alt, um andre Künste zu lernen!“

Hatte man sich bei König Obindschi hinlänglich ausgeruht, wobei dieser selbst in seinem primitiven Sorgenstuhl den Gästen mit gutem Beispiele voranging, wie Figura zeigt (S. 145), so wurden Ausflüge nach den Ebenholzwäldern unternommen, in denen zahlreiche Bakalai beschäftigt waren, für Du Chaillu's Rechnung Holz zu schlagen.

Der geschätzte Ebenholzbaum wächst nicht in der Nähe der Flüsse, sondern in den höher gelegenen Bergwäldern, auch bildet er keine geschlossenen Bestände, sondern kommt nur in kleinen Trupps zerstreut unter andern Holzgewächsen vor. Es gehört deshalb immer ein gewisses Spürvermögen dazu, größere Mengen desselben aufzufinden, und dann selbst sind noch nicht alle Stämme gleich brauchbar. Jüngere Bäume enthalten stets nur ein weiß aussehendes Holz; bei älteren bildet das weiße Holz die äußere Splintschicht und der Kern zeigt sich schwarz. Selbst bei Stämmen von 2 Fuß Durchmesser wird das schwarze Holz noch vielfach von weißen Streifen durchsetzt und ist erst bei 3 Fuß dicken Bäumen gleichmäßiger gefärbt. Es kommen zwar nicht wenige Ebenholzbäume bis zu 5 Fuß Durchmesser vor, diese sind aber häufig selbst bis in die Aeste hinauf von Höhlungen durchsetzt. Selbst die älteren Bäume haben einen weißen Splint von Handdicke.

Der Ebenholzbaum ist ein stattliches Gewächs. Sein Stamm steigt bis 50 und 60 Fuß gerade auf, ehe er Seitenzweige aussendet. Seine dunkelgrünen, langen und scharf zugespitzten Blätter geben ihm ein schönes Ansehn. Da Du Chaillu sich nur mit dem Sammeln des Holzes als Handelswaare beschäftigte, hat er weder Blüten noch Fruchtzweige mitgebracht. Aus den beiden Blättern, welche der Waidmann in seinem Reisewerke abbildet und die er als von einem männlichen

und von einem weiblichen Baume stammend bezeichnet, läßt sich nichts weiter entnehmen. Das im Handel vorkommende schwarze Holz, das unter dem allgemeinen Namen Ebenholz geht, stammt von vielerlei Bäumen nahe verwandter Gattungen, besonders von Arten des Genus Diospyros und Maba. Die ostindischen Bäume sind andere als jene auf Madagaskar und beide weichen wieder von denen Westafrika's ab. Es sind bisher vorzüglich zwei aus diesem Gebiete als Ebenholzlieferanten bekannt: Diospyros senegalensis und Maba Guineensis.

Bei einem solchen Streifzuge, den Du Chaillu mit seinen schwarzen Jagdgenossen unternahm, kam er in ein Bakalaidorf, dessen Bewohner sämmtlich in die Wälder gegangen waren, um Holz zu fällen. Hühner und Ziegen, die in der ganzen Gegend die einzigen Hausthiere bilden, spazierten auf eigne Faust in der Straße umher und alle Hütten waren offen. Zu stehlen gab es freilich nicht viel, trotzdem befremdete es Du Chaillu, daß er keinen Ortswächter fand, wie er es in andern Distrikten gewöhnlich getroffen hatte. Da machten ihn seine Genossen aufmerksam auf ein Götteridol, das von hoher Stange herab auf alle Hütten herniedersah. Es war eine roh gearbeitete Menschengestalt, aus einem Stück Ebenholz geschnitzt, mit einigen Grasbüscheln bekleidet und mit einer kupfernen Nase und eben solchen Augen aufgeputzt. Dies Götzenbild war mit dem Schutz der Stadt betraut und wirkte besser als ein Strohmann im Erbsenfeld gegen die Spatzen, denn kein Neger der Nachbarschaft würde es wagen, die geringste Kleinigkeit zu entwenden, aus Furcht, sich die Rache des großen Fetisch zuzuziehen.

In einem jener Orte versichert Du Chaillu auch einen besondern Kultus getroffen zu haben, der ausschließliches Privilegium der Frauen war. Kein Mann durfte sich dem Heiligthume nahen, während das gesammte weibliche Personal des Fleckens die heiligen Gebräuche verrichtete. Du Chaillu's Neugierde war hinreichend aufgestachelt, so daß er den Versuch wenigstens wagen wollte, das Mirakel zu belauschen. Nachdem die Frauen sich von dem Fetischhause entfernt und nach dem Walde gegangen waren, um dort ihre Mysterien fortzusetzen, schlich er sich an das verbotene Heiligthum heran und lugte hinein, sah aber weiter nichts als einige Haufen geweihten Krimskrams auf dem Boden liegen und ein Paar grundhäßliche nackte alte Weiber um dieselben kauernd. Letztere waren zunächst in Andacht versunken, entdeckten aber bald genug den unberufenen Späher und brachten durch ihr Zetergeschrei das ganze Frauenheer herbei. Dieses umlagerte tumultuirend die Hütte des Franzosen und verlangte Bußzahlung für den Frevel und wurde nur durch Geschenke beruhigt, welche Du Chaillu's Freunde statt dessen bezahlten, da er sich weigerte, solches zu thun. Bei den im Süden Westafrika's wohnenden Kimbunda-Negern traf Magyar ebenfalls ein Fest, das die Frauen vorzugsweise anging. Es war dies das Kanye-Fest, das etwa unserm Erntefest entspricht. Da bei den Negern das Bestellen des Feldes und das Einbringen der Ernte ausschließlich Sache der Frauen ist, so gilt auch das Erntefest zunächst nur für sie. Sie ziehen dann mit Festgeschenken zu derjenigen Hausfrau, welche die reichlichste Ernte gethan hat, und tragen dabei Fahnen und Blumenkränze. Den bösen Geistern (Kilulu) werden einige Hühner

geopfert, damit sie den künftigen Feldfrüchten keinen Schaden zufügen, und dann beginnt das Singen und Tanzen, Essen und Trinken. Der eigentliche Kanye-Tanz ist schon nicht der anständigste, auf den Abend wird die Sache aber schlimmer. Man ruft die Männer herbei, Musiker stellen sich ein, in der Mitte des Platzes wird ein hochloderndes Feuer angezündet und das reichlich vorhandene Bier (Kimbombo) bringt bald die Begeisterung auf ihren Gipfelpunkt. Ein Weib sucht das andere an Ausgelassenheit zu überbieten und erst die anbrechende Morgenröthe macht den zügellosen Ausschweifungen ein Ende, die drei Nächte hindurch wiederholt werden.

Die Stellung der Frauen ist bei den Bakalai eben so wie bei allen ihren Nachbarn. Sie müssen außer den Küchenverrichtungen die Plantagen besorgen und so ihre gestrengen Herren nähren, die ihnen mit der Geißel Gehorsam und gebührende Aufmerksamkeit gelegentlich einschärfen. Sie steigen in den Augen ihrer Eheherren in demselben Grade im Werthe, als sie dieselben mit zahlreichen Nachkommen beschenken. Beim Tode des Mannes werden die zurückgebliebenen Weiber von den nähern Verwandten als Erbschaft angenommen und die Bakalai's machen sich kein Bedenken daraus, die Witwen ihrer Brüder und Väter zu heirathen, während sie es für lasterhaft halten, außerdem eine Frau aus demselben Dorfe zu freien.

Außer den früher schon beschriebenen Negerinstrumenten haben die Bakalai bei Hochzeiten und ähnlichen festlichen Gelegenheiten noch eine Art Cither mit vier Saiten und eine Harfe mit acht, die gar nicht übel klingen. Geübte Sänger und Spieler geben auf denselben meist klagende Lieder zum Besten und unterhalten ganze Nächte hindurch die aufmerksam zuhörende Versammlung.

Unter den Bakalai traf Du Chaillu den einzigen Taubstummen an, welcher ihm während seines langen Aufenthaltes im Afrika vorgekommen. Er nimmt hierbei diejenigen Neger aus, welche in Folge hohen Alters schwerhörig geworden waren. Von Buckeligen lernte er zwei Burschen kennen, beide verschmitzte, listige Gesellen, einen Blinden erinnert er sich dagegen nie gesehen zu haben, wohl aber mehrere Idioten. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren die Albino's, die mitunter bei den Negern angetroffen werden und dem Europäer um so widerwärtiger erscheinen, da die Schwarzen sie mit ihm auf gleiche Stufe zu stellen pflegen.



Teufelsklapper:
Die Rassel gegen den bösen Geist, das Horn für den guten.



Haarputz der Aschira-Frauen.

VIII.
Die Aschira.

Reise nach dem Aschira-Lande. — Flußfahrt und Gebirgsübergang. — Die Aschira-Gegend. — Der weiße Geist. — Olenda. — Das Aschira-Volk. — Weberei. — Feldbau. — Liamba-Rauchen. — Ngumbi Andele. — Cynogale velox. — Warzenschweine. — Nkumu. — Nabuali. — Haar-Fetisch.

Nach den scheußlichen Mordscenen in Gumbi, nach den düsteren Bildern, welche uns Du Chaillu bei den Bakalai von Hungersnoth und Aberglauben, Gespensterfurcht und Kriegsleid entworfen hat, entrollt er vor unsern Augen im Aschiralande ein Gemälde landschaftlicher Reize voll, belebt von einem Völkchen mit patriarchalischen Sitten, kräftig an Körper, arbeitsam und geschickt, friedlich unter sich und mit ihren Nachbarn. Während skrupulöse Leser dieser Reise zu den Aschiri und Apingi den schnellfüßigen Franzmann beschuldigten, er habe hier den Baron von Münchhausen gespielt, theilt er uns mit, daß er zur Würde eines Geistes avancirt, ordinirter Negerkönig geworden, und dies will wahrlich viel sagen!

Begleiten wir den kühnen Jäger auf seiner Reise in Gedanken!

Von Gumbi aus ging die Fahrt in Booten den Rembo stromauf; Begleiter und Tauschartikel waren in genügender Menge mitgenommen. Die Wälder hier droben am Flusse und ebenso an den Ufern eines Seitenstroms, den man nachher verfolgte, waren prächtig. Zur trocknen Jahreszeit lebt und webt es im Walde von Vögeln, einer schöner als der andere. Papageien fliegen in Schwärmen von Hunderten durch die Baumkronen. Hübsche kleine Affenarten und allerliebste Eichhörnchen necken und jagen sich in den Zweigen. Ueber dem fischreichen Gewässer spähen brillante Königsfischer und machen sich unter einander die Beute streitig. In nicht wenigen jener fliegenden und kletternden Waldbewohner begrüßt der glückliche Jäger bisher noch unbekannte Geschöpfe und ist selig in dem

Gedanken, daß jener hübsche Vogel (Muscipeta du Chaillui), der sich auf dem Busch schußgerecht bietet, in den Büchern der gelehrten Welt seinen eigenen Namen für ewige Zeiten tragen wird. In diesem Hochgenuß können die Stechfliegen kaum beachtet werden, so wenig wie die Giftschlangen, die als Memento mori neben diesen Schätzen Wache halten und alle mysteriösen Geschichten vom Bezaubern durch den schlimmen Blick wieder hervorrufen.

Weil aber nichts schwerer ist zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen, so folgt zur Abwechselung eine solenne Prügelei, in welche die Mannschaft eines seiner Boote mit einem Boot aus der Nachbarschaft geräth. Knüppel aus schwerem, festem Holze von sieben Fuß Länge spielen dabei die Hauptrolle und geben dem Reisenden schlagende Belege von der Dauerhaftigkeit der Negerschädel. Die überwundene Partei zieht sich schließlich zurück und wird von den Spottliedern der Sieger verfolgt: „Euer Häuptling wandelt auf Elephantenfüßen durchs Leben. Sein Bruder trägt sein Haupt auf einem Ochsennacken! Eure Weiber sind schmutzige Hexen!“ u. s. w.

Jetzt wird endlich der Fluß verlassen und die beschwerliche Fußwanderung beginnt, bei welcher Du Chaillu seine Leichtfüßigkeit wie bei seiner Reise ins Fan-Land glänzend bekundet. Man steigt bergauf und je höher man kommt, desto größer werden die Felsblöcke. Zwischen ihnen windet sich der Zug der Packträger entlang wie eine Schaar schwarze Ameisen zwischen mächtigen Kieselsteinen. Ebenholzbäume sind in Menge vorhanden und umspannen mit starken Wurzeln die Felsen des Grundes wie mit Riesenklauen; dazwischen tritt aber eine neue Baumart auf, von den Negern Induna genannt, die an Größe mit dem Baobab wetteifert, der hier fehlt. Du Chaillu versichert, daß manche Stämme, die er gemessen, einen Durchmesser von 8 Fuß erreichten.

Endlich war die Höhe des Scheidegebirges unweit des Ndgewho-Gipfels erstiegen und man sah nach Osten auf die herrlichen Gefilde des Aschira-Landes hinab. Eine weite Prairie, gegen 12 d. Meilen lang und über 2 Meilen breit, lag vor den Reisenden ausgebreitet. Der fruchtbare Grund war sanft wellenförmig gebildet, von zahlreichen Wasseradern durchrieselt. Diese entsprangen von Bergketten, welche ringsum das Gefilde umsäumten, und vereinigten sich in dem Owingi-Flusse, der nach Norden dem Rembo zueilte. Die ganze Ebene war gut bebaut und mit 150 — 200 größern oder kleinern Ortschaften der Aschira-Leute bedeckt. Die wallenden Grasflächen, von der Sonne bereits gebleicht, kontrastirten hübsch mit den dunkelgrünen Bananen und Baumgruppen und erinnerten Du Chaillu an die Reize einer europäischen Kulturlandschaft.

Der Empfang, welcher dem Franzosen hier zu Theil ward, war weit mehr als patriarchalisch gastfreundlich. Die Aschira hatten bisher stets gehört, daß das Elfenbein, Roth- und Schwarzholz so wie sonstige Handelsgüter nach der Küste geschafft würden, um an den „weißen Mann“ verkauft zu werden. Vom weißen Manne kamen als Gegenzahlung zu ihnen Perlen, Spiegel, Schießgewehre und Pulver, Kattune und Messingringe, genug alle jene Dinge, deren Besitz eine schwarze Schöne und ihren Hausherrn zu glücklichen, reichen Leuten

macht. Der unbekannte weiße Mann, dem diese Herrlichkeiten entstammten, war in der Vorstellung der meisten Aschira zu einer einzigen Persönlichkeit geworden, die in einer Art Vetterschaft zum großen Fetisch stand, nur noch viel mächtiger als die schwarzen Geister sein mußte, da diese ihren Dienern nichts von solchen Kostbarkeiten bescheerten. Nun verkündigte plötzlich Du Chaillu's Führer den erstaunten Hinterwäldlern: „Seht, hier ist der weiße Mann, von dem die großen Schätze stammen, der Flinten und Ohrringe macht, der Schießpulver und weiße Perlen hat! Er ist weit her gekommen, um die Aschira zu besuchen, die er liebt!“

Kinder und Weiber ergriffen zunächst die Flucht, denn nach ihrer Meinung verspeiste ja derselbe weiße Mann auch die sämmtlichen Sklaven, die jährlich nach der Küste geschafft wurden. Der Häuptling des nächsten Dorfes aber hatte glücklicherweise so klare Vorstellungen von den Bedürfnissen eines „weißen Geistes“, daß er demselben zunächst eine bequeme Hütte einräumte, damit derselbe seine wunden Füße ausruhen könne, und daß er dann seine Untergebenen ermahnte, gehörig Mundvorrath herbeizuschaffen. Er ging ihnen selbst hierbei mit gutem Beipiele voran und bald war Ueberfluß an Bananen, Hühnern und Maniok da und auch Ziegenbraten fehlte nicht.



Kendo. Scepter des Aschira-Häuptlings.

Nachdem über Nacht sich die erste Furcht gelegt, machte Du Chaillu den guten Leuten das Vergnügen, eine Stunde lang durch die Straße des Ortes zu spazieren, damit Alle ihn besehen und vorzüglich seine Haare bewundern konnten, die wegen ihrer abweichenden Beschaffenheit das meiste Erstaunen erregten. Niemand wagte es aber dabei dem fremdartigen Wesen in die Augen zu schauen, aus Furcht ein Unglück davon zu tragen.

Nächstdem betrachtete man auch seine Taschenuhr mit besonderem Respekt. Ihr unablässiges Ticken ließ sich nur dadurch erklären, daß ein eigenthümlicher Fetisch in ihr wohne, der als ein spiritus familiaris die Wache Tag und Nacht über den Fremden hatte. Noch wunderbarer dünkte ihnen natürlich eine Spieldose mit dem musicirenden Teufel drin; nächstdem wurden die Zündhütchen seiner Gewehre und der Revolver angestaunt, letzterer als ein Ding, mit welchem man so oft schießen könne als man wolle, ohne von Neuem laden zu brauchen.

Nachdem sich Du Chaillu hinlänglich restaurirt und mit seinen freundlichen Wirthsleuten für die Zeche mit einer entsprechenden Menge Kattun abgefunden hatte, folgte er der Einladung Olenda's, der eine Art König des ganzen Aschira-Landes war und im Süden der Landschaft residirte. Kurz nachdem er den Ort erreicht hatte und mit seinen Begleitern im Gemeindehause untergebracht worden war, verkündete eine Art Kuhglocke das Nahen des Herrschers. Diese Glocke, Kendo genannt, ist von Eisen, mit einem Griff aus gleichem

Metall und diversen Thierschwänzen geziert; sie dient bei den meisten Negerfürsten jener Gegenden als Scepter und Zeichen der Häuptlingswürde. Bei ihrem Klange trat feierliche Stille ein und ein uralter Neger erschien, mit einem Wollkopf so weiß wie Schnee und sonderbaren weißen und rothen Farbenmalereien im Gesicht und am Leibe versehen. Es war Olenda; mehrere seiner Söhne, fast wiederum Greise, begleiteten ihn. Er begrüßte den Fremdling mit dem mysteriösen Gruße, den Du Chaillu bei mehreren Häuptlingen in Gebrauch fand: „Ich bin, sprach er, wie der Fluß Orenga und kann nicht entzwei geschnitten werden. Aber ich bin auch wie die Flüsse Nrimbai und Orenga, die sich mit einander vereinigen. So ist mein Körper eins und nichts vermag ihn zu zertheilen!" Der alte Olenda gerieth noch mehr in Extase als der vorerwähnte Häuptling. „Ich bin so alt geworden, sprach er zu dem versammelten Volke, und habe mancherlei wunderbare Dinge in der Welt gesehen, aber nie ist mir eine so unerhörte Erscheinung zu Augen gekommen als jetzt, da ich diesen „weißen Geist" bei uns begrüße! Man wird es den späten Nachkommen erzählen und wird zu den Enkeln sprechen: wisset, es war zur Zeit Königs Olenda, als der weiße Mann uns besuchte!" Dann folgten herzliche Begrüßungen und Ermahnungen an das Volk wegen guter Verpflegung der Fremden. Außer den Vorräthen an gewöhnlichen Lebensmitteln überlieferte Olenda dem Franzosen auch ein Paar fette Sklaven, um sie zu einem solennen Mittagsbrod zu verwenden, und war erstaunt, als dieser dergleichen Delikatessen ablehnte.

Die Aschira sind von tiefschwarzer Hautfarbe, viel dunkler als ihre Nachbarn, die Bakalai, übertreffen letztere aber noch weit an schönem Körperbau. Vorzüglich verdient das „schöne Geschlecht" hier wirklich diese Bezeichnung und vereinigt mit hübschen Formen angenehme Bewegung und Gewandtheit. Ohne etwas Negerei geht es freilich nicht ab. Der Leib wird gern mit dem Saft des Cam-Holzes roth angestrichen, die Zähne spitz gefeilt, so daß sie beim Lächeln ziemlich leopardenmäßig ausschauen, und das Haupthaar so stark mit Oel und ähnlichen Ingredienzen getränkt, daß es sich in die wunderlichsten Formen bringen läßt. Die bizarrsten Haartouren sind überhaupt eine Liebhaberei aller Negerstämme. Bei den Aschira's ist eine Frisur gebräuchlich, durch welche das Haar die Gestalt eines Dreimasters oder Napoleonshutes erhält. Es kostet nicht wenig Arbeit, eine derartige Toilette kunstgerecht in Stand zu bringen, sie hält aber dann auch eine geraume Zeit aus. Ringe in den Ohren, an Armen und Beinen fehlen auch nicht.

Verheirathete Frauen und Männer pflegen sich in ein weites Gewand zu hüllen, das sie aus Pflanzenfasern anfertigen. Sie verfahren bei Herstellung dieses Grastuchs in ähnlicher Weise wie beim Flechten der Matten und wissen dem fertigen Zeuge durch Kochen mit Beeren und Baumrinde auch eine schwarze Färbung zu verleihen. Zum Nähen bedienen sie sich gleichfalls dauerhafter Pflanzenfasern und behelfen sich in Ermangelung von etwas Besserem dabei mit hölzernen Nähnadeln (siehe das Schlußbild S. 159). Du Chaillu giebt

Baumwolle im Aschiralande eben so wildwachsend wie angebaut an; anderwärts finden wir auch angeführt, daß die Neger von Guinea die Fasern der Sanseviera guineensis, eines zur Familie der Aloë gehörigen Gewächses, zu Gespinnsten verwenden. Nach Du Chaillu's Mittheilung soll das Garn der Aschira von einer Palmenart stammen, welche nur allein hier vorkommt.



Westafrikanisches Warzenschwein. (Zu S. 158.)

Unverheirathete Personen beiderlei Geschlechts gehen nackend, mit einziger Ausnahme des Lendenschurzes, und ihre Sittlichkeit darf deshalb nicht nach europäischen Anstandsbegriffen bemessen werden. Aus demselben Zwirn, dessen sich die Aschira-Leute zum Nähen bedienen, verstehen sie auch mittelst einer Art Häkelarbeit Kopfbedeckungen herzustellen, die ganz sauber aussehen. Die Wohnungen und Straßen werden sehr reinlich gehalten. Die erstern sind mit Baumrinde bekleidet und auffallend klein. Unser Gewährsmann erklärt diesen Umstand daraus, daß die Aschira das Holzwerk, das als Baumaterial dient, aus ansehnlichen Entfernungen auf ihrem Rücken herbeizuschaffen haben, da es ihnen wie allen ihren Nachbarn an Lastthieren fehlt. Jedes Häuschen hat an der Vorderseite eine Art Verandah, die als Küche benutzt wird. Alle Wohnungen eines Ortes bilden eine zweireihige Straße, die sich an den Enden leicht verschließen läßt.

Der Feldbau wird wie gewöhnlich von den Frauen und Sklaven getrieben und Erdnüsse, Bananen, Yam und Zuckerrohr, sowie auch Tabak, werden in

mehr als ausreichenden Mengen erzeugt. Vorzüglich große Bananenpflanzungen breiten sich in der Nähe der Niederlassungen nach den bewaldeten Hügeln hin aus. Die tiefer gelegenen Flächen bilden ein prächtiges Weideland für die Ziegen, die hier so zahlreich gehalten werden, daß die Nachbarstämme die Aschira-Gegend geradezu das Ziegenland nennen. Außer dem Tabak raucht man aber auch Hanfblätter, dort Liamba genannt, eine Sitte, die sich nicht blos, wie Du Chaillu meint, bei den Aschira und ihren nächsten Nachbarn, den Apingi, sondern noch bei zahlreichen andern Negerstämmen vorfindet und einen Beleg dafür giebt, daß nicht wenige Kulturgewächse (vielleicht auch die Haushühner?) vom fernen Osten her eingeführt sind. Der Hanf dieser Gegend ist dieselbe Spezies wie der ostindische und persische, dessen Harz als Hadschisch seit lange in Ruf gekommen. Das Rauchen der Blätter bringt einen starken Rausch hervor. Anfänger sollen schon nach wenigen Zügen mitunter betrunken umfallen, alte Liamba-Raucher dagegen nicht selten vom Wahnsinn ergriffen werden und zu Grunde gehen. Du Chaillu meint, daß das Hanfrauchen sich immer weiter verbreite und arge Zerrüttungen unter den Negern anrichte. Derjenige, der sich einmal an diesen Genuß gewöhnt habe, vermöge selten sich wieder davon zu befreien.

Mit Kindern sind die Aschira reichlicher gesegnet als die Küstenstämme, da sie streng darauf halten, daß die Mädchen sich nicht vor erlangter Altersreife verheirathen. Gewöhnlich hat auch bei ihnen ein Mann mehrere Frauen.

An mancherlei Aberglauben fehlt es auch bei den Aschira nicht und Du Chaillu traf mehr als einen leerstehenden Ort an, den die Bewohner wegen eines Todesfalles aus Gespensterfurcht sofort verlassen hatten. In den Wohnungen war einem aus Holz geschnitzten Fetisch-Männchen die Aufsicht über das Wohl der Familie anvertraut.

Von Olenda's Ort aus unternahm Du Chaillu mehrere Excursionen nach den Grenzgebirgen, die aber sämmtlich unglücklich abliefen. Im Süden jagte er an den Abhängen des Ngumbi Andele, den er auf 3000 Fuß schätzt, und erlegte dabei die schon früher erwähnte (S. 157) Art des Warzenschweines, die er wegen der hellen Färbung ihres Gesichts Phacochoerus albifrons tauft. Er sagt, daß das Thier durch die großen Warzen an den Seiten der Backen, so wie durch die langen Haare um die Augen und die Quasten auf den Ohrspitzen einen sonderbaren Anblick gewähre. Der übrige Leib dieses Schweines ist mit einem röthlichen Haar bedeckt. Auf diesem Ausfluge erlegte Du Chaillu ferner den Cynogale velox, ein Thier, von dem selbst des Reisenden entschiedenster Gegner Dr. Gray zugiebt, daß es neu ist. Das angeführte Geschöpf ist nach Du Chaillu's Ansicht dem Cynogale Benetti, dem bärtigen Mampalon auf den Sundainseln, nahe verwandt, und würde dann zu den viverrenartigen Raubthieren gehören wie die Zibethkatze. Es ernährt sich von Fischen und andern Wasserthieren und hält sich deshalb gern an den Flußufern auf, verfolgt aber eben so geschickt die Vögel und ihre Eier in den Baumkronen und verzehrt die Früchte der letztern. Du Chaillu hatte bei seinen Jagden südlich vom Aequator auch zwei eigentliche Zibethkatzen erlegt (Genetta

Aubriana und G. Fieldiana). Professor Gray ist freilich andrer Meinung. Er führt mehrere Gründe an, daß Du Chaillu's vermeintliche Cynogale, von dem der Reisende leider nur die Haut und nicht das Gebiß oder Skelett mitgebracht hat, mit dem Biber und der Moschusratte verwandt sei und deshalb zu den Nagethieren gehöre. Er schlägt für dasselbe deshalb den Namen Mystomys velox vor.

Im Norden des Aschira-Landes erhebt der Nkumu Nabuali sein Haupt in die Wolken, ein Berg, dem unser Reisender eine Höhe von 12,000 Fuß zuschreibt und auf dessen Entdeckung er sich sehr viel zu Gute thut. Er versichert uns, daß von diesem Berge aus eine Bergkette, die er auf seiner Karte mit zahlreichen Gipfeln ziert, bis zu den Quellen des Nils ginge, und schlägt für diesen, den ganzen Erdtheil halbirenden Alpenzug den Namen Nkumu Nabuali-Gebirge vor. Für die Zuverlässigkeit dieser geographischen Entdeckung führt er die Aussagen der Negersklaven an, die aus dem Innern des Landes gebracht werden!

Der gloriose Nabuali fand sich leider so dicht mit Bäumen und Gestrüpp bewachsen, daß unser Waidmann mit seinen Begleitern den Gipfel desselben nicht zu erreichen vermochte. Die Lebensmittel waren ihnen ausgegangen, man fürchtete einen Zusammenstoß mit feindlich gesinnten Bakalai und trat mit wunden Beinen, zerrissenen Kleidern und hungrigem Magen den Rückzug an. Unterwegs nährte man sich kümmerlich von Waldbeeren, verspeiste nebenbei einen erlegten Leoparden und kam halbtodt bei den Fleischtöpfen Olenda's wieder an. Hier stärkte und erholte sich Du Chaillu jedoch bald und tröstete sich darüber, daß es ihm nicht möglich gewesen war, den großen Rembo mit seinem berühmten Wasserfalle Samba Nagoschi zu erreichen. Er bereitete sich vor zu seinem letzten kühnen Zuge ins tiefe Innere, nach dem Lande der Apingi bis in die Nähe der Aschongo.

Du Chaillu hat es erleben müssen, daß man in Europa seine Zuverlässigkeit als Entdecker in Zweifel gezogen; daß man sogar behauptete, er habe das Land der Aschira und der Apingi ebensowenig wie jenes der Fan überhaupt betreten. Er kann sich über dieses geringe Vertrauen, das ihm die weißen Männer beweisen, hinlänglich trösten, wenn er sich an die Begeisterung erinnert, mit der man im Lande der Aschira nicht nur seinen Worten lauschte, sondern sich sogar um seine Haare schlug. Er erzählt selbst, daß er einst von seinem Diener sich habe sein Haupthaar stutzen und die Abfälle auf die Straße werfen lassen. Kurz darauf sei ein Getümmel vor seiner Hütte entstanden und Alt und Jung habe sich gerauft, um etwas vom Haar des weißen Geistes zu erwischen, da solches einen ganz besonders guten Fetisch abgäbe.



Aschira-Zwirn und hölzerne Nähnadel.



Brücke über den Ovigi.

IX.
Die Apingi.

Reise nach dem Rembo Apingi. — Afrikanische Brücke. — Eine Apingi-Stadt. — Feste Wohnsitze. — Weber und Schneider. — Apingi-Frauen. — Ehescheidungen. — Du Chaillu als König. — Sklavenverhältnisse. — Die Sapodie. — Stromfahrten. — Der große Wasserfall. — Gebirgsreise. — Rückkehr nach Amerika.

Im Dezember, während der Regenzeit des Aschira-Landes, trat Du Chaillu — seiner Erzählung nach — die Reise nach dem Lande der Apingi an, zu der am weitesten nach dem Innern gelegenen Gegend.

Er hatte anfänglich mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, welche ihm die Häuptlinge der Aschira machten. Trotzdem daß er von ihnen bisher als der „weiße Geist" gefeiert worden war, fürchteten sie doch, er möge bei seinen Entdeckungsreisen

nach dem Innern sehr materielle Zwecke verfolgen und ihnen den Speditionshandel aus den Händen zu winden suchen, den sie zwischen den Apingi und den Bakalai unterhielten und der außer den früher genannten Produkten sich auch noch auf die Grastücher der Apingi erstreckte. Nachdem endlich der Rathsbeschluß die Erlaubniß gegeben und die nöthigen Träger besorgt worden waren, wandten die Reisenden ihr Antlitz gen Osten, wateten zunächst durch die Niederung, die stellenweise in Sümpfe umgewandelt worden war, so daß den Wanderern das Wasser nicht selten bis an den Gürtel ging und jedes Ausgleiten ein unfreiwilliges Bad nach sich zog; nach diesem begann ein eben so beschwerliches Erklimmen des Gebirges.

Man kam an den Ovigi, einen brausenden Bergstrom von 90 Fuß Breite, der in Folge des heftigen Regens hoch angeschwollen und gefährlich zu passiren war. Ein Paar Bäume hatten die Stelle von Brückenpfeilern zu versehen, ein Paar andere umgehauene stellten die Brücke selbst dar, waren aber gegenwärtig überfluthet. Eine Liane, von einem Ufer zum andern gezogen, bildete das Geländer und das Leben der Passagiere hing also buchstäblich an einem Faden. Dazu mußte sich Du Chaillu sagen lassen, daß fast kein Jahr verginge, in welchem nicht einige Menschen mit fortgespült würden und ertränken. Ganz ähnliche Brücken hatte Ladislaus Magyar bei seiner Reise nach Bihe ebenfalls zu passiren. Er bewundert die Gewandtheit und Anstelligkeit, mit welcher die Neger eine solche Brücke herzustellen und — zu passiren wissen. Kommt eine Karawane an einen Fluß, der überbrückt werden soll, so werfen sich, wenn das zum Bau nöthige Holz sich etwa am andern Ufer befindet, sofort einige Neger ins Wasser, kämpfen als geschickte Schwimmer gegen die mitunter heftige Strömung, fällen Bäume und setzen in gleichmäßigen Zwischenräumen die Pfeiler ein. Auf dieselben legen sie eine doppelte Balkenreihe und über diese möglichst dicht Querstangen. Alles dies binden sie mit Hülfe von Baumbast und Schlingranken zusammen und bringen an einer Seite der Brücke an den emporragenden Aesten der Pfeiler auch noch ein Tau als Geländer an. Trotz des Schwankens gehen die belasteten Träger mit Keckheit und Unerschrockenheit sicher hinüber. Für den Europäer, der an dergleichen Passagen nicht gewöhnt ist, wird die Sache natürlich am Unheimlichsten, wenn der Fluß beim Hochwasser die Brücke überfluthet. Magyar sagt, er habe oft auf dem Meere beim Sturm den Mastbaum erklettert und mit Seelenruhe in den Kampf der schäumenden Meereswogen herabgeschaut; als er aber eine solche Brücke über einen 120 Fuß breiten Fluß habe passiren müssen, die fußhoch überfluthet war und nur das Geländer zeigte, da habe er am ganzen Körper gezittert und würde bestimmt schwindelnd in den reißenden Strom gestürzt sein, wenn ihm nicht sein schwarzer Begleiter beigestanden hätte.

Du Chaillu kam mit seinen Gefährten glücklich an's jenseitige Ufer. Auf fatale Tagemärsche folgten noch unangenehmere Nachtlager. Der Boden war naß, die Regendächer, die man an den Haltplätzen der Karawanen vorfand oder selbst erst bauen mußte, gewährten sehr unzureichenden Schutz gegen die greulichen Ungewitter, welche fast alle Nächte mit Blitzen, Wassergüssen und

Wirbelstürmen losbrachen. Hatte man am Tage sich zu hüten vor Giftschlangen, die am Wege sich gelagert, und vor den Gorilla's, deren Brüllen mitunter ziemlich nahe sich hören ließ, so ward man in der Nacht noch peinlicher gequält durch Stechfliegen, die zwar auch neue Arten, also für Du Chaillu interessant waren, aber noch viel schmerzhafter stachen als die verwandten Sippschaften der Küstenstriche. Durch den Rauch des Feuers ließen sie sich keineswegs abhalten. Ein andermal ward die Gesellschaft aus ihrer Nachtruhe aufgeschreckt durch das Kampfgeschrei eines wilden Ochsen und eines Leoparden, welcher letztere auf seiner Beute sitzend vorbeijagte.

Auf die Gebirgsreise folgt wieder ein Marsch über sumpfige Prairie und durch dichte Waldungen. In den letztern trifft man mit Remandschi, dem König der Apingi, zusammen und wird mit großem Jubel empfangen. Leider hat Seine schwarze Majestät in dem Waldlager nichts zu beißen und zu brocken; nur zahllose Stechfliegen giebt es, und es wird deshalb die Reise nach der eigentlichen Stadt des Königs, die jenseits des Rembo Apingi, d. h. des Flusses der Apingi liegt, zu allgemeiner Befriedigung beim Anbruch des nächsten Tages sofort angetreten. Hier war Speise die Fülle: Bananen, Maniok, Ziegen, Hühner und für den weißen Geist — ein fetter Sklave zum Braten!

Beim Kredenzen von zubereiteten Gerichten beliebt der Ueberbringer vorzukosten, um zu beweisen, daß nichts „in die Suppe" geworfen worden ist, was eine Bezauberung d. h. Vergiftung beabsichtige. Jeder anständige Apingi verlangt die Beachtung dieser Etikettenregel selbst von seiner Gemahlin, der also, wie es scheint, doch nicht immer zu trauen ist.

Der Gebrauch des Giftes ist bei den Negern eines der schlimmsten Uebel und geht mit dem Glauben an Zauberei Hand in Hand. Alle Vorkommnisse, welche der rohe Neger sich nicht sofort zu erklären vermag, gelten ihm als Zauberwerke. Der Regen, welcher zur ungewöhnlichen Zeit fällt, ist Zauberei und sein Ausbleiben wird ebenfalls dadurch veranlaßt. Die Wirkungen des Giftes auf den Körper sind ebenfalls räthselhaft, deshalb Zauberei. Unter den Begriff Zauberei fallen eine außerordentlich große Menge eingebildeter und wirklicher Verbrechen und Vergehen, so daß es sehr schwer hält, sich gegen den Verdacht zu schützen, dieser Teufelskunst theilhaftig zu sein, und gleichwol giebt es in den Augen des Negers kein grösseres Verbrechen, als der Zauberei verdächtig zu sein. Man thut deshalb alles Mögliche, um selbst den Schein dieses Verbrechens von sich fern zu halten. Würde der Hausherr oder sein Gast nach der genossenen Mahlzeit krank werden, so fiele sofort der Verdacht auf die Hausfrau: Gift in die Speisen gethan zu haben. Sie würde durch die Stimme des Volks zum Orakeltranke verurtheilt werden und wahrscheinlich als ein Opfer der gebräuchlichen Justiz fallen. Es ist deshalb ebenso natürlich, daß jede Frau ihrerseits Alles aufbietet, einen solchen Verdacht zu vermeiden, und keine Speise aufträgt, von welcher sie nicht in Gegenwart der Gäste selbst etwas genießt.

Bei einem Erkrankungsfalle der Angehörigen ist es den Frauen nicht leicht gemacht, sich von jedem Verdachte der Schuld frei zu halten. Zeigt eine derselben

Gleichgültigkeit, so ist sie sehr stark verdächtig; ist der Ausdruck ihres Schmerzes aber zu lebhaft, so meint man sofort, sie suche ihre Schuld hinter einer erheuchelten Theilnahme zu verbergen, und hält sie wiederum für eine Zauberin. Es gilt also auch hier die weise Mittelstraße zu halten und die Negerinnen machen im Leidtragen eine förmliche Uebungsschule durch.

Eine Apingi-Stadt hat mit den Ortschaften der bisher beschriebenen Negerstämme insofern Uebereinstimmendes, als bei ihr die Hütten ebenfalls in zwei Reihen gebaut sind, welche eine lange, an den Enden leicht verschließbare Straße bilden. Die einzelnen Hütten sind aber viel weniger komfortabel als z. B. bei den nächsten westlichen Nachbarn, den Aschira. Sie enthalten nur eine einzige Piece, die klein genug ist, dabei aber gleichzeitig als Küche, Speise- und Vorrathskammer, Gesellschafts- und Wohnzimmer, sowie als Schlafgemach für die ganze Familie dient. Als Baumaterial wird Baumrinde verwendet und die Dachung stellen die Apingi aus breiten Baumblättern her, die zahllosen Insekten Schutz und Unterkommen gewähren.

In einigen Punkten weichen die Apingi auffallend von den Nachbarstämmen ab. Sie verlassen ihre Ortschaften nicht leicht und ein Schwarzer zeigte Du Chaillu Fruchtbäume neben seiner Hütte, die noch von seinem Großvater herstammten. Mit dieser Vorliebe für feste Wohnsitze hängt auch die Baumkultur zusammen, die in der Umgebung der Apingidörfer im Schwunge ist. Oelpalmen sind in großer Anzahl vorhanden und versorgen die Neger mit Reichthum an Oel, das sowol zur Bereitung der Speisen als auch zum Einreiben der Haut dient. Die Haut der Neger hat bekanntlich eine eigenthümlich sammetartige Beschaffenheit, wird aber, wenn sie längere Zeit nicht eingeölt worden ist, leicht rauh und rissig. Das Waschen mit Wasser ist bei den Apingi's ein unbekanntes Ding und so ist denn der Geruch in einer starkbevölkerten Hütte keineswegs ein angenehmer.

Die Nasen der Apingi scheinen nicht gerade empfindlich konstruirt zu sein, denn Du Chaillu erzählt, einst habe sich im ganzen Orte ein pestilenzialischer Gestank verbreitet, so daß er in dem ihm eingeräumten Hause nicht mehr habe ausdauern können. Bei weiterem Nachforschen stellte es sich heraus, daß in einer Nachbarhütte ein menschlicher Leichnam lag, der in volle Verwesung übergegangen. Vermuthlich hatte der Verstorbene keine nähern Verwandten, die ihm die letzte Ehre erweisen konnten. Erst in Folge ernstlicher Beschwerden, die der Franzose bei König Remandschi vorbrachte, nahm ein Neger die Leiche auf den Rücken und schaffte sie ohne sonstige Ceremonien in den Wald, die weitere Bestattung den Raubthieren überlassend.

Einen für Afrika sehr fremdartigen Anblick bietet ein Gang durch die Straße einer Apingi-Stadt dadurch, daß man hier vor den Häusern arbeitende Männer sieht. Der wichtigste Industriezweig ist die Weberei. Das Zeug, sogenanntes Grastuch, wird wie bei den Aschira aus Fasern hergestellt, die eine Palmenart liefert. Man fertigt es in zweierlei Größen, entweder von 3 Fuß Länge und 2 Fuß Breite oder in Stücken, die 2 Fuß lang und 18 Zoll breit sind.

Letztere bilden vorzugsweise die Handelswaare. Solche Stücke werden zu 20 bis 30 in ein Packet geschnürt und an die Nachbarstämme verkauft. Sie gelangen auf diese Weise bis zu den Küstenvölkern und werden von denselben mit Recht sogar den Kattunen vorgezogen, welche die Weißen in den afrikanischen Handel bringen. Zum eigenen Bedarf nähen die Apingi 6 bis 9 dieser Stücke mittelst einer hölzernen Nadel und Zwirn von denselben Palmenfasern zu einem Kleidungsstück zusammen, das sie Ndengi nennen und mit welchem die jungen Stutzer unter ihnen Parade machen, indem sie es mit derselben Würde in Falten über die Schulter werfen, wie ein römischer Ritter ehedem seine Toga. Sie verstehen es auch, diesen Zeugstoffen Färbungen zu geben, die wenigstens ihrem eignen Geschmacke entsprechen. Die Apingi haben ferner eine Art Eisenindustrie, stehen aber betreffs dieser nicht auf derselben hohen Stufe wie die menschenverzehrenden Fan. Sie beschränken sich vorzugsweise auf die Herstellung derjenigen Instrumente, die sie für ihren eigenen Bedarf nöthig haben. Zu verwundern ist es dabei — wenn anders die Angaben unsers Gewährmannes zuverlässig sind — daß sie sich noch nicht bis zur Verfertigung einer Nähnadel verstiegen haben. Die Geräthschaften eigner Fabrik stimmen in einem Punkte bei allen Negern der Westküste bis zum 20.° S. überein. Die Hacken zur Feldarbeit, Beile, Streitäxte u. dgl., die eines hölzernen Stieles bedürfen, haben niemals ein Auge oder Oehr, d. h. eine Oeffnung, durch welche das Holz bequem gesteckt werden könnte, sondern besitzen statt dessen eine Spitze. Diese wird in die Handhabe eingetrieben und setzt wiederum sehr zähe, dauerhafte Holzarten voraus, über welche wir durch Freund Chaillu aber nichts erfahren.

Bei den Apingi-Frauen ist unser Franzose trotz der Galanterie seiner Nation sehr in Zweifel, ob er sie zum „schönen“ Geschlecht zählen soll. Er nennt sie gelegentlich sogar grundhäßlich und meint, daß die Art ihres Putzes nur noch dazu beitrüge, diesen Eindruck zu erhöhen. Die Farbe der Haut ist wie bei den Fan kein reines Schwarz, sondern mehr ein Gelbbraun. Ihre Kleidung beschränkt sich auf zwei Zeugstücke um die Hüfte, die aber gerade da offen sind, wo sie schließen sollten. Daß die Apingi-Damen hierauf kein großes Gewicht legen, erlebte der Reisende in seiner eigenen Wohnung. Der König Remandschi besuchte ihn eines Tages mit seiner Lieblingsgemahlin und Du Chaillu wollte seine Freude über den hohen Besuch dadurch an den Tag legen, daß er der Königin einige Ellen bunten Kattun zu einer neuen Schärpe verehrte. Die Dame band ohne weitere Umstände ihren bisherigen Schurz ab, ehe sie aber den neuen sich umlegte, ward ihre Aufmerksamkeit durch andere Gegenstände europäischer Industrie in Anspruch genommen, so daß sie geraume Zeit hindurch ohne alle Kleidung herumspazierte.

Als besonderen Schmuck betrachten die Apingifrauen neben den unvermeidlichen Ringen in den Ohren, so wie an Armen und Beinen, die Streifen, mit denen sie sich tätowiren und bemalen. Zwei breite Striche gehen wie Hosenträger vom Rücken über die Schultern nach der Mitte der Brust und bei der Verzierung der übrigen Theile wird der Grundsatz festgehalten: Je mehr, desto besser! Das Spitzfeilen der Zähne ist gleicherweise üblich.

Die Verheirathungen scheinen nicht vor dem Eintritt der Mannbarkeit stattzufinden und die vortheilhafte Folge davon ist ein Reichthum an Kindern. Obschon Vielweiberei Regel ist, haben doch die meisten Frauen 3 bis 4 Nachkommen.



Eine glückliche Apingi=Familie.

Erhält eine Frau Zwillinge, so tödtet man eins der Kinder, denn man hält es für unmöglich, daß die Mutter beide ernähren könne, ohne selbst zu sterben. Du Chaillu erzählt, daß er nur einmal in Afrika ein Paar Zwillinge getroffen, die bereits das 7. Lebensjahr erreicht hatten, dafür aber sammt ihrer Mutter allgemein als ein Wunder angestaunt wurden.

Haben Apingi=Frauen mit andern Männern verbotene Verhältnisse angeknüpft, so giebt dies nicht Veranlassung zu Prozessen und Fehden, wie anderwärts, sondern wird auf sehr einfache Weise geschlichtet. Der Verführer hat dem beleidigten Ehemann dieselbe Kaufsumme zu zahlen, welche dieser anfänglich seinem Schwiegervater für das Weib erlegte, und erhält dafür die Schöne als Eigenthum.

König Remandschi stellte in honetter afrikanischer Art seinem Gaste den ganzen Harem zur Disposition. Du Chaillu begnügte sich damit, eine der ältesten und häßlichsten Frauen als Köchin und Haushälterin zu engagiren. Er wollte den Negern ein Beispiel geben, daß die Weißen höhere Ansichten von den ehelichen Verhältnissen hätten, merkte aber bald, daß er dadurch nichts gebessert war. In den Augen der Apingi war er mit der Köchin verheirathet, und nach wenig Tagen stellten sich ihm die ganzen Verwandten der Frau feierlich als Schwäger und Vettern vor, dankten dem weißen Geiste für die Ehre, die ihnen dadurch widerfahren, gaben aber auch zu verstehen, daß sie erwarteten, er werde seine neuen Verwandten durch möglichst viele Geschenke erfreuen.

Auf die Schätze ihres Gastes hatten es nicht nur die Apingi abgesehen, sondern es waren sogar — wie Du Chaillu versichert — aus der Entfernung von 50 Stunden Häuptlinge herbeigekommen und hatten zahlreiche Sklaven mitgebracht, um die Herrlichkeiten nach Hause tragen zu lassen, die sie zu erhalten hofften. Remandschi stellte in der großen Gemeindehalle, einem geräumigen Schattendach, dem versammelten Volke seinen Gast vor und übertrug demselben feierlich die Herrscherwürde, indem er ihm die übliche Kuhglocke als Scepter einhändigte. Unmittelbar darauf erklärte er aber auch: „Du bist der weiße Geist, von dem die zahlreichen Herrlichkeiten kommen, die wir für unsre Waaren erhalten, — so mache uns nun einen Haufen schöne Perlen, so hoch als jener hohe Baum, dazu erfreue die Herzen deiner Unterthanen mit Messingringen, Ketten, Kupferplatten, Schießgewehren u. dgl.“ Du Chaillu's Versicherung, daß er unvermögend sei, solches zu thun, fand keinen Glauben; wußte man doch, daß der Weiße zwei sehr mächtige Geister bei sich hatte: einen, seine Taschenuhr, der Tag und Nacht für ihn wachte, und einen zweiten, seine Spieldose, der singen könnte. Man meinte, er wolle eben nicht, und war ziemlich mißgestimmt, bis der Palmenwein die allgemeine Heiterkeit wieder herstellte.

Die Apingi pflegen bei Bereitung des letztgenannten Getränkes, das sie leidenschaftlich lieben, nicht die Bäume zu fällen, sondern zapfen dieselben nur an und erhalten sie dadurch auf längere Jahre zur Benutzung. Die Apingi sind dem Genuß des Palmenweins so ergeben, daß Du Chaillu versichert, mitunter das halbe Dorf betrunken getroffen zu haben.

Eines Tages befand sich Du Chaillu gerade bei seinem Freunde Remandschi, als ein Sklave herzukam, seine Hand auf das Haupt desselben legte und ausrief: „Vater, ich erwähle dich zu meinem Herrn!“ Es ist dies ein Gebrauch (hier das Bongo genannt), durch welchen das Verhältniß der Sklaven zu ihren Herren im Innern Afrika's sich ganz anders gestaltet, als es etwa in Amerika der Fall ist. Hat ein Sklave einen gestrengen Herrn, bei dem es ihm nicht gefällt, oder fürchtet er wegen eines Vergehens eine besondere Strafe, so entflieht er zu einem andern, wo möglich mächtigern Herrn und überliefert sich diesem als Sklaven. Man findet dies ganz in der Ordnung, so daß von dem alten Besitzer hierüber weder Schadenersatz noch sonst eine Genugthuung verlangt wird. Nur muß sich der Sklave hüten, in der nächsten Zeit in die Nähe seiner ehemaligen



Apingi-Ortschaft.

Herrschaft zu kommen. War er verheirathet, so folgt ihm seine Familie in das neue Verhältniß nach. Es wird hierdurch gleichzeitig unmöglich gemacht, etwa die Sklavenfamilien durch Verkaufen der Frau zu trennen, denn geschähe dies, so würde der Sklave seinem Weibe bald selbst nachfolgen. Die Herrschaften werden hierdurch ferner gezwungen, ihren Sklaven das Leben so angenehm als möglich zu machen, und müssen dieselben viel mehr berücksichtigen, als dies in Europa Herrschaften mit ihren Dienstboten nöthig haben. Dieser Gebrauch, die Herren eigenmächtig wechseln zu können, scheint sich an der ganzen Westküste Afrika's vorzufinden; Ladislaus Magyar traf ihn bei den südlicher wohnenden Stämmen ebenfalls, nur daß je nach den Gegenden die äußeren Ceremonien dabei etwas verschieden sind.

Nach Du Chaillu's Angaben genügt bei den Stämmen der Aequatorialgegenden das einfache Berühren mit der Hand. Magyar dagegen erzählt, daß ein solcher Entlaufener in dem Geschäfte des neuen Herrn, so wie er eintritt, das erste beste Thier, das ihm in den Weg kommt: Ziege, Hund u. dgl., tödtet, und sich als Bezahlung für den angerichteten Schaden überliefert. Es genügt aber auch, wenn er in das Kleid des erwählten Herrn einen kleinen Riß macht. Ist sein alter Gebieter dagegen sehr mächtig und einflußreich und hat der Sklave sich etwa eines größeren Verbrechens schuldig gemacht, so daß er eine Rücklieferung zu befürchten hätte, so sucht er ein größeres Unheil zu stiften. Er tödtet etwa eine Kuh (bei den südlichen Stämmen werden dergleichen gehalten), schneidet sofort von derselben ein Stück Fleisch ab, bratet und verzehrt es und ist dadurch dem neuen Herrn unwiderruflich verfallen. Ueber Alles, was er etwa früher gesündigt hat, wird der Schleier des Vergessens gebreitet und sein neuer Herr hat nur für dasjenige einzustehen, was er bei ihm selbst verschuldet.

Noch fataler gestaltet sich für die Herrschaften die Sache in Senegambien nach den Angaben des Franzosen Mollien (1818). Dort ist es Gebrauch, daß der entlaufene Sklave dem neuen Herrn eine, wenn auch kleine, körperliche Verletzung zufügt, z. B. ihm ein Ohr abhaut! Mollien versichert einen Herrn getroffen zu haben, der deshalb, weil er weit und breit im Rufe stand, besonders mild gegen sein Gesinde zu sein, beide Ohren verloren hatte.

Andererseits können sich aber auch die Herren wiederum meistentheils in ausgedehntem Maaße auf die Treue ihrer Sklaven verlassen. Es ist nichts Seltenes, daß letztere mit reichen Gütern in Handelsgeschäften auf Reisen geschickt werden und sich dabei weit von ihren Herren entfernen, ohne daran zu denken, diesen etwa zu entlaufen. Ja, sie sind fähig, für das Wohl der letzteren ihr Leben zu wagen.

Wie in Ostafrika den Reisenden viel erzählt wird von einem Menschenstamme mit langen Schwänzen, der fern im Innern wohne, so muß im Westen der Fremde fortwährend hören von den Sapadis, einem Volke im Innern, welches statt anständiger Menschenfüße gespaltene Hufe besitze. Du Chaillu kam, weil er Stiefeln trug, sogar in den Verdacht, einen solchen eigenthümlichen Schmuck zu besitzen, und mußte die Zweifler durch den Augenschein vom Gegentheil

überzeugen. Ob jene Sage vielleicht durch eine Fußbekleidungsweise irgend eines Stammes, oder, wie Du Chaillu meint, durch bloße phantastische Träumereien der Neger entstanden sein mag, läßt sich nicht entscheiden. Gehen ja doch bei den Negern im Innern selbst über die Weißen mancherlei sonderbare Gerüchte. Die Einen behaupten: die Weißen hätten gar kein Land, sondern wohnten nur auf dem Meere in Schiffen; Andere glauben, daß diejenigen Weißen, welche die Handelsgüter verfertigten und daheim blieben, nur ein Auge besäßen und zwar wie Odysseus' Cyklope mitten im Gesicht.

Von seinem Königssitze in Remandschi's Orte aus machte Du Chaillu drei kühne Entdeckungszüge, die aber sämmtlich durch böse Zufälle unterbrochen und vereitelt wurden. Der erste Ausflug galt einer Verfolgung des Oberlaufes des mächtigen Apingi, des Hauptstromes der ganzen Gegend, der weiter stromauf nach der an seinen Ufern wohnenden Völkerschaft Rembo Apono heißt. Du Chaillu's Scharfblick erkennt sofort, daß das Boot, in welchem die Fahrt gemacht werden soll, eine Neigung zum Umschlagen besitzt; der Gefahr trotzend, läßt er sich aber eine Anzahl Meilen stromauf rudern und findet den Strom gegen 900 Fuß breit und im Fahrwasser 15 — 20 Fuß tief. Er vergnügt sich eben in dem Gedanken: wie hübsch es sein müßte, wenn hier ein kleiner Dampfer zu haben wäre, mit dessen Hülfe sich das viele Palmenöl der Umgebung transportiren ließe — als der Kahn wirklich umschlägt und seinen Insassen zu einem erfrischenden Bade verhilft. Man sagt dem trügerischen Elemente für diesmal Ade, wandert nach Hause, d. h. nach Remandschi's Stadt zurück, und beschließt eine zweite Fahrt stromabwärts. Man wählt wiederum das Boot, bei dem man diesmal mehr Lebensart voraussetzt. Dieser Zug sollte den Reisenden bis zu dem großen Wasserfalle bringen, welchen der Rembo am Nord-Westabhange der Bergterrasse bei Durchbrechung derselben macht, und dessen Ruf durch alle Lande der schwarzen Männer verbreitet ist. Eine ganze Anzahl andere Boote begleiteten Du Chaillu. Die Fahrt geht ziemlich rasch, man hat über 15 Meilen zurückgelegt. Die Ufer werden höher, die Scenerie großartiger, — schon hört man das Rauschen des Wasserfalls — als man — diesmal zwar nicht das Boot, wol aber die Courage verliert. Auf dem Wasser fürchten die Neger die Gewalt des Stromes, am Lande feindliche Stämme, gegen die ihnen selbst der Schutz des weißen Geistes nicht ausreichend scheint. Alles dies fällt den tapfern Männern erst jetzt ein. Du Chaillu zieht zwar kühn auf eigne Faust dem Schalle nach, findet es aber im nächsten Gebüsch bereits unangenehm, weiter zu kommen. Voll edler Selbstverleugnung verzichtet er auf den längstersehnten Hochgenuß, im Anstaunen des Weltwunders zu schwelgen. Er ahnt im Voraus, daß auch ohne dies die Times nicht ermangeln wird, ihn mit Cook und andern Weltentdeckern auf gleiche Stufe zu stellen, und benennt den Wasserfall — als neue Spezies — Eugenia-Fall; bei den Schwarzen war er bis dahin unter dem Namen Samba Nagoschi bekannt. Ob er zu Wasser oder zu Lande zurückgekehrt sei, verschweigt er, — genug, er erholt sich wieder bei seinem Freunde Remandschi und stellt mit ihm Jagden in den Wäldern an.

Nach kurzer Ruhe bricht er aber zu der glorieseſten Tour gen Oſten auf, um in das Innere des verſchleierten Erdtheils zu dringen. Der Weg geht am Gebirge entlang durch finſtern Wald. Grauen erfaßt die Seelen der Wanderer und Hunger ihren Magen. Du Chaillu zeichnet auf ſeiner Karte ein langes Gebirge von Weſten nach Oſten, aus vielen Bergen beſtehend. Eine ganze Menge Bäche rieſeln von dem Südabhange desſelben. Dort zeichnet er ſeinen Pfad auf. Nur noch 6 Meilen iſt man von dem nächſten Stamme, den Aſchongo, entfernt, — da verhängen die Götter greuliches Mißgeſchick über den Edeln: — ſeine Schuhe zerreißen, Sohlen und Oberleder, beide zugleich. Er ringt verzweifelnd die Hände. Seine Apingi, die treuen Seelen, ſind geſchickte Weber und Schneider, leider aber keine Schuſter. Sie haben Leopardenfelle als Schurz und Mäntel, denn dieſe machen nach ihrer Meinung unverwundbar, aber der Geiſt giebt ihnen nicht ein, den Wandel des Armen damit zu beſſern, der zur Zeit ihr König iſt. Die ſechs Meilen vorwärts werden zur unbeſiegbaren Unmöglichkeit, — Du Chaillu wählt ſtatt deſſen den nach ſeiner Angabe 100 Meilen langen Rückweg zur Küſte. Vorher aber läßt er auf dem höchſten Baume der Nachbarſchaft die Flagge der Vereinigten Staaten aufziehen und auf einem zweiten diejenige Frankreichs. Dann kehrt er zurück, ſo ſchnell als es ſeine Beine vermögen, verabſchiedet ſich von Remandſchi, nach einigen Tagen von ſeinem Aſchirifreunde Olenda und erreicht über Gumbi heimwehkrank und von allen möglichen Plagen gequält ſein geliebtes Biagano am Fernando Vaz, wo er Vögel ausſtopft und ſeine Reiſe beſchreibt, bis ein Schiff ihn mit ſeinen Schätzen aufnimmt und ihn über Gabun nach Amerika trägt.

Wie bereits angedeutet, werden die ethnographiſchen und hydrographiſchen Angaben Du Chaillu's durch den Bericht des Schiffsleutnants Braouezec neuerdings in den meiſten Punkten beſtätigt, ſo weit ſie dieſelben Gebiete berühren. Daß die Schreibweiſe und Benennung der Völkerſchaften und Flüſſe etwas abweicht, liegt in den Verhältniſſen ſelbſt. So nennt der Leutnant die Pongoé, Bulus, Akelais und Pahuics als die Hauptvölkerſchaften am Gabun. Die Pongoé nennen ſich ſelbſt Pongoi, von den übrigen Völkerſchaften werden ſie Baiokow, Baïoki und Baïokue genannt. Die Bulus bezeichnen ſich als Miſchioki und ſind identiſch mit Chaillu's Schekiani's, ein Name, der ihnen von den Pongue's gegeben wird; außerdem heißen ſie auch Baſchikiti und Baſſekabale. Die Akalai nennen ſich ſelbſt Mekelaï, von ihren Nachbarn werden ſie Bekelai und Bimmgomb genannt. Die Fan bezeichnet Braouezec als Pahuin oder Faon.



Aſchira-Waffen.



X.
J. L. Wilson im äquatorialen Westafrika.

Volksstämme. — Die Fan. — Banaka's. — Mpongwe's. — Religiöse Ansichten und Verbrüderungen. Fetische. Rechtsgebräuche. Gesetze. Häuptlingsrechte. — Der Leopard. — Die Treiber und weißen Termiten. — Engana und Telinga.

In denselben Küstengebieten, von denen aus Du Chaillu seine Jagdzüge unternahm, hatte sich der Missionar J. Leighton Wilson zwanzig Jahre lang aufgehalten. Wir fügen an die Reisen und Berichte unsers Jagdfreundes die wichtigsten Nachrichten, welche der ehrwürdige und verdienstvolle Prediger als zuverlässiger Mann über jene Negerstämme mittheilt, und heben dabei besonders dasjenige hervor, was als Erweiterung und Beleuchtung des Vorhergegangenen interessant erscheint. In den Hauptzügen stimmen die Nachrichten über die vorhandenen Volksstämme, deren Sitten und Gebräuche mit einander überein.

Wilson übersieht die Schwierigkeiten durchaus nicht, welche ebensowol in dem Charakter der Neger, wie in ihren Sitten und Gewohnheiten und in der Beschaffenheit des Landes liegen; auf der andern Seite verzagt er aber nicht und hält die Kultivirung und Veredelung der rohen Stämme für möglich.

Er hat sehr interessante Charaktere unter den Küstenvölkern kennen gelernt und weiß Beispiele genug von der Bereitwilligkeit der Neger, die Missionare und ihre Lehren aufzunehmen; wie ja auch andere Missionare vor ihm berichteten, daß mitunter die Schwarzen ihre gefeierten Lehrer geradezu auf den Händen tragen (siehe Anfangsbild: eine solche Scene aus Sierre Leone).

Als Küstenstämme nennt Wilson das Corisco-Volk, welches sich an die nördlicheren Stämme der Banaka- und Camarun-Neger anschließt und auch unter dem Namen Benga bekannt ist. Dann folgen nach Süden die Mpongwe's am Gabun, die Neger vom Kap Lopez, welche sich auch Orungu nennen, und schließlich die Kamma-Leute oder Mayumba. Als Stämme des Innern führt er auf die Schekani's (Schekiani's), die Bakeles (Bakalai's), Scheba's, Yebwi's und Pangwe's (Pahuon, Fan).

Unter den Stämmen des Innern waren ehedem die Schekiani's der zahlreichste und mächtigste, schwächte sich aber selbst durch die fortwährenden Fehden, deren Du Chaillu vielfach gedenkt. Vor etwa dreißig Jahren kamen die Bakalai's (Bakeles) aus Gegenden des entferntern Innern, die man nicht näher anzugeben vermag, und nahmen den Schekiani's die besten Plätze weg. Ihnen selbst steht aber in den gegenwärtigen Zeiten ein ähnliches Schicksal durch die Pangwe's bevor, die jedenfalls mit Du Chaillu's Fan's gleichbedeutend sind.

Wilson gesteht, daß er in hohem Grade überrascht gewesen sei, als er zum ersten Male einem Trupp der letztgenannten Leute begegnete. Es war dies eine Streifpatrouille, die von den Stämmen im Innern ausgesendet worden, um die Küstenländer auszukundschaften. Sie hatten ihr Elfenbein lange Zeit nur durch Vermittelung der Schekiani's, Bakalai's und Mpongwe's nach der Küste verkauft und waren dabei auf's Unbarmherzigste von diesen Zwischenhändlern geprellt worden. Zum Theil der Wunsch, sich in den fruchtbaren Küstenstrichen anzusiedeln, anderntheils der Gedanke, ihre Handelswaaren aus erster Hand loszuschlagen, scheinen die Hauptursachen gewesen zu sein, welche diese Stämme veranlaßten, vom Osten der Sierre del Cristall nach den Küstengebieten vorzudringen. Am obern Gabun sind bereits dreißig große Dörfer derselben vorhanden und jährlich dringen neue Schaaren aus dem Innern nach.

Die übrigen Stämme sehen zwar dieses Vorgehen der Fan mit sehr scheelen Augen an, haben aber nicht den Muth, mit gewaffneter Hand denselben entgegen zu treten. Sie wissen allgemein von der Tapferkeit der Fan zu erzählen und berichten, daß sie ihre Kriegsgefangenen schlachten und verzehren.

Vorzüglich soll die Elephantenjagd, der sie leidenschaftlich ergeben sind, die Fan zu kühnen, unerschrockenen und gewandten Leuten machen. Wilson hat zwar nicht selbst einer solchen Elephantenjagd bei den Fan beigewohnt, beruft sich aber hierin auf das Zeugniß des Missionars Preston am Gabun, der ihm darüber berichtet hat. Die Fan sollen mitunter eine ganze Herde jener Thiere auf einmal überwältigen. Hat man das Lieblingsplätzchen der Elephanten ausfindig gemacht, an welchem sie sich in das Fressen einer Leibspeise vertieft haben, dann umzieht man das Revier mit einer Schlingpflanze, welche dem Elephanten zuwider

ist, die er deshalb nicht gern durchbricht. Hat man auf diese Art das Ausbrechen der Herde für's Erste etwas verhindert, dann geht man daran, einen festeren Palissadenwall ringsum aufzuführen, streut für die Thiere vergiftete Pisangfrüchte aus, die von denselben gern gefressen werden, und wartet deren Wirkung ab. Die Elephanten werden durch das Gift hinfällig, betäubt und siech; dann greifen die beherztesten Jäger sie mit Wurfspeeren an und klettern zu diesem Zwecke am liebsten auf die Baumwipfel, um von dort aus die Spieße zu schleudern. Trotz alledem fallen nicht selten einzelne Jäger den wüthenden Thieren zum Opfer. Daß eine Elephantenjagd ohne Feuergewehr ein höchst gefährliches Ding ist, erklärt sich. Der Jäger, welcher keine sichere Hand und nicht flinke Glieder hat, ist verloren. Man sieht es den Fan an, daß sie sich zu solchen Thiergefechten wohl eignen. Ihre Statur ist zwar nur von mittlerer Größe, dabei aber sehr kräftig, alle Bewegungen ungezwungen und frei. Die Kleidung besteht nur aus einem Zeugstreifen um die Lenden, der aus einer Art Baumrinde gefertigt ist. Der übrige Körper wird mit rother Farbe angestrichen, die Hautfarbe ist auffallend lichter als bei den Küstennegern.

In Bezug auf die Haartour weicht Wilson etwas von Du Chaillu's Angaben ab. Er sagt, das Haar der Fan sei weicher und länger als bei den andern Stämmen. Sie flechten gewöhnlich vier Zöpfe daraus, von denen zwei an den Seiten des Vorderkopfes und die beiden andern auf dem Rücken herabhängen. Letztere erreichen nicht selten die Hälfte des Rückens.

Um die Hüften tragen sie einen Lederriemen mit dem breitklingigen Schlachtmesser, das in einer Scheide aus Schlangen- oder Eidechsenhaut steckt. Die Rechte ist oft mit einer Streitaxt von eigenthümlicher Form bewehrt, die Linke hält einen Bündel Speere und den Schild aus Elephantenhaut. Auch Wilson betont die Eisenindustrie dieser Leute, setzt aber hinzu, daß man gegenwärtig glaube, die Fan fänden das Eisen in gediegenem Zustande. Eisenklingen von der Größe und Breite eines mittleren Messers bilden bei ihnen die Münze. Sie werden gewöhnlich in Bündel von 8—10 Stück zusammengeschnürt. Kupfer wird ebenfalls von ihnen verarbeitet und gern zu Arm- und Fußringen benutzt. Letztere bestehen auch nicht selten aus Elfenbein.

Als Gegenstände ihres Landbau's nennt Wilson Yam, Pisang, Mais, Bohnen und auffallender Weise auch die Kokos (ob die Deleb, Borasus aethiopum?).

Er sagt, daß die Fan bereits Versuche im Bau und in der Führung der Boote machten, und daß bei ihrer Geschicklichkeit und Energie die Zeit nicht mehr fern sein dürfte, wo sie unmittelbar mit den Weißen in Handelsverkehr treten werden. Da sie die Missionare gut aufnehmen, möchte auch ihre Civilisirung nicht unwahrscheinlich sein.

Den Stamm der Bakalai (Bakeles) schätzt Wilson auf 100,000 Personen, an Zahl den Schekiani überlegen. Letztere waren deshalb unvermögend, ihrem Andrange zu widerstehen, und vermischten sich theils mit ihnen, theils zogen sie sich mehr nach den Küstenplätzen zurück.

Ihre Gestalt ist viel weniger angenehm als jene der Fan. Während ihre

Größe meist unter Mittel bleibt, erscheint der Körper unverhältnißmäßig lang im Vergleich zu den kurzen Beinen und der Missionar meint, daß sie darin dem zwerghaften Stamme der Dokos an der Ostküste zu ähneln schienen. Da einige Missionsanstalten bereits unter ihnen errichtet worden und einige Bücher religiösen Inhalts in ihre Sprache übersetzt worden sind, giebt er sich der frohen Hoffnung hin, daß auch sie sich einst aus der Sittenverwahrlosung herausarbeiten möchten, in welche sie gegenwärtig noch versunken sind. Als Jäger und Pfadfinder sollen sie unübertrefflich sein.

In Bezug auf die Bewohner von Corisco und die übrigen Glieder des Mpenga-Volkes (Benga) stimmt Wilson mit Du Chaillu's Angaben überein. Er sagt, daß der rauflustige Charakter der Inselleute durch die Arbeit der Missionare sehr vortheilhaft geändert worden sei. Unter den Aelteren träfe man selten einen Mann, welcher nicht irgend eine Schmarre aufzuweisen habe, die er ehedem in der Betrunkenheit bei einer Schlägerei erhalten. Gegenwärtig sei es streng verpönt, sich bei Handgreiflichkeiten eines schneidenden oder stechenden Instrumentes zu bedienen, und der Volksrath habe einige Personen, die sich nicht in die neue Ordnung der Dinge fügen wollen, geradezu von der Insel verbannt. Die Missionare haben sich die Sprache dieses Stammes angeeignet und unterrichten in derselben. Sie rechnen auf eine um so größere Tragweite ihres Wirkens auf Corisco, weil ihre Zöglinge mit den meisten Stämmen der Küste in lebhafter Verbindung und in Handelsverkehr stehen.

Nördlich an die Corisco-Bai stößt ein Küstenstrich, welcher bis zum Kamarun von den Banakas bewohnt wird, ein Stamm, den Du Chaillu nicht besuchte. Diese Neger sind noch nicht lange im Küstengebiete vorhanden, ehedem bewohnten sie das Innere. Sie ähneln an Körperkraft und angenehmen Formen auffallend den Kaffern und haben noch jetzt manche ihrer ursprünglichen rohen Sitten beibehalten. Den Lendenstreifen, welchen sie sich als einzige Kleidung ehedem aus Baumrinde fertigten, machen sie jetzt aus Kattun. Sie tauschen diesen von den Europäern gegen Elfenbein ein. Ihre Frauen durchbohren häufig die Ohrläppchen, sowie die Nasenscheidewand und erweitern durch den eingesteckten Schmuck die Löcher, so daß man schließlich bequem den Finger hindurch stecken kann. Als eine höchst originelle Zierrath tragen sie nicht selten Stücke fetten Fleisches darin, die möglicher Weise gleichzeitig als Parfüm-Mittel und Proviantmagazin dienen mögen. Wilson fragte eine Banaka-Frau: aus welchem Grunde sie dies thäte? und erhielt die Antwort: „Weil es meinem Mann so wohlgefällt!"

Die wohlhabenderen Banaka's bauen ihre Hütten auf Gerüsten 8 bis 10 Fuß über dem Boden erhaben und gelangen mittelst einer Leiter in dieselben, welche des Nachts mit emporgezogen wird. Sie weichen hierdurch auffallend von den Wohnungen aller bisher geschilderten Stämme ab, sowie ferner dadurch, daß sie außer den Thüren auch Fenster und Fensterläden besitzen, die beide oft durch geschmackvolle Schnitzerei verziert sind. Letztere stellen meistens Thiergestalten vor.

Die Banaka's zeigen sich überhaupt als ein sehr anstelliges, geschicktes Volk und haben sich bereits mit dem nassen Element gut vertraut gemacht, obschon

sie, wie gesagt, noch nicht lange an der Küste wohnen. Sie arbeiten Boote aus hartem Holze, die so groß sind, daß sie 30—40 Personen bequem aufnehmen können. Für den Bedarf der Einzelnen dienen dagegen kleine Kähne ganz eigenthümlicher Konstruktion. Diese Kähne, die man eher Schwimmhölzer nennen könnte, sind so schmal, daß der Mann nicht darin Raum hat. Als Sitz dient deshalb ein Balkenstück, das in der Mitte querüber liegt. Das ganze Geräth wiegt nicht über 8 bis 10 Pfund, da es aus leichtem Korkholz gefertigt ist. Der Neger arbeitet wie eine Amphibie mit allen vier Gliedmaßen. Mit den Beinen schöpft er das einspritzende Wasser aus und mit den Händen schlägt er die leichten Ruder. So schießt er pfeilschnell selbst über die starkbewegte See dahin und überwindet die heftige Küstenbrandung, welche jedem andern Fahrzeuge Gefahr bringt. Sind seine Arme ermüdet, so rudert er zur Abwechselung mit den Beinen, die er über Bord hängt.

In Bezug auf seine Angaben über die Mpongwe's am Gabun stimmt Wilson ganz mit unserm Franzosen überein, doch fügt er über ihre und ihrer Nachbarn religiöse Vorstellungen noch einige Eigenthümlichkeiten hinzu, über welche Letzterer nicht berichtet.

So theilt er mit, daß die Schekiani und Bakalai an einen großen Geist glauben, den sie Mwetyi nennen. Nach ihrer Meinung wohnt derselbe in der Tiefe der Erde und kommt nur bei besonderen Veranlassungen an's Tageslicht. Damit er bei seiner etwaigen Ankunft ein entsprechendes Unterkommen findet, baut man in jedem Dorfe ein Haus von eigenthümlicher Gestalt, das Dach deckt man mit Bananenblättern. Ringsum sind die Wände dicht verwahrt, so daß kein Lichtstrahl hineindringen kann. Hat sich der Gott eingestellt, so lassen sich aus dem Hause eigenthümliche Töne hören, die dem Brummen einer Tigerkatze ähneln. Dann treten die Eingeweihten des Ordens ein und lauschen auf die Orakelsprüche des Geistes. Fast alle Erwachsene männlichen Geschlechts gehören jenem Orden an und benutzen die ganze Mummerei vorzugsweise dazu, um die Frauen und Kinder in heilsamer Furcht und Unterwürfigkeit zu erhalten. Jeder, welcher als Neuling in den Orden aufgenommen wird, muß ein feierliches Gelübde ablegen, daß er eine gewisse Speise oder ein bestimmtes Getränk niemals genießen will. Dieser Eid hat Geltung für's ganze Leben.

Reist der Mwetyi weiter, so wird dies im Dorfe bekannt gemacht. Frauen und Kinder, so wie alle etwa vorhandenen Fremden, haben sich schleunigst zu entfernen, so daß die Abschiedsceremonien nur von den Ordensbrüdern ausgeführt werden. Bei allen feierlichen Handlungen, Gelübden, Verträgen, Bündnissen u. s. w., beruft man sich auf Mwetyi, und ohne diese Klausel hält man kein Versprechen für bindend.

Die Mpongwe's nennen den obersten guten Geist Aniambia und denken sich denselben ähnlich wie sie selbst sind, nur daß sie ihm alle ihre Eigenschaften in erhöhetem Grade zuschreiben, ihre Launenhaftigkeit mit eingerechnet.

Als erste Minister oder Leibtrabanten des Aniambia betrachten sie den Ombwiri und den Onyambe; der erstere ist ein gutmüthiger, freundlicher

Geist; der zweite entspricht mehr unserm Teufel und wird deshalb gefürchtet. Ombwiri wird als der Schutzgott der Familien angesehen und in den zahlreichsten Formen gedacht. Jede auffallende Naturerscheinung, jeder besonders hervorstechende Naturkörper wird als sein Werk, sein Wohnplatz respektirt. Ihm sind deshalb die meisten Bergspitzen, großen Felsen, Höhlen, Riesenbäume u. dgl. geweiht und die Neger nahen sich solchen Stätten nur mit Ehrfurcht. Er ist zugleich der einzige Geist, mit welchem Jeder auf eigne Hand verkehren kann und der deshalb keine vermittelnde Priesterschaft hat.

An diese genannten Obergötter schließen sich zwei große Gruppen von Geistern an: die Abambo, d. h. die Geister aller Verstorbenen aus dem eigenen Volke, und die Inlaga, die Geister der Fremden, die mitunter aus weiter Ferne zuwandern können.

Mit diesen religiösen Vorstellungen hängt genau die große Ehrerbietung zusammen, welche die Mpongwe's dem Andenken ihrer Ahnen und den lebenden Alten zollen. Letzteren nahen sich die Jüngeren stets mit der größten Bescheidenheit und Ehrfurcht und glauben, daß dieselben nach ihrem Tode sich in schützende Gottheiten verwandeln, welche in das Leben der Zurückgebliebenen eingreifen. In Zeiten der Bedrängniß versammeln sich Männer und Frauen nicht selten auf Berggipfeln und rufen die Geister der Ahnen um Beistand an.

Du Chaillu berichtete uns bereits, daß die Mpongwe's der Ansicht leben: aus dem Haupte eines berühmten und gefeierten Verstorbenen könne ein besonders heilsamer Zauber hergestellt werden. Wilson erzählt als Augenzeuge, daß man einem solchen Todten den Kopf abgeschnitten und denselben auf Kreidestücke gelegt habe. Das Gehirn ist nach der materialistischen Anschauungsweise der Neger der Sitz des Verstandes. Das austräufelnde Hirn des Verstorbenen wird durch die Kreide aufgesogen und wer sich mit letzterer dann die Stirn und den Körper bemalt, wird der Weisheit des Abgeschiedenen theilhaftig.

Manche Mpongwe-Familien verwahren die Gebeine des verstorbenen Vaters oder der Mutter in einer hölzernen Lade, welche in einem besonderen Häuschen aufgestellt wird. Letzteres besuchen die Hinterlassenen regelmäßig und theilen den Geistern der Verblichenen alle wichtigen Vorkommnisse des Familienlebens mit.

Dem Mwetvi-Dienst der Schekiani und Bakalai entsprechend ist bei den Mpongwe's der Nda-Bund, zu dessen Mitgliedern ebenfalls fast alle erwachsenen männlichen Bewohner des Stammes gehören. Der Nda-Geist wohnt im Walde und erscheint nur bei wichtigen Veranlassungen in den Dörfern. Dann tritt er auf als ein Wesen, welches um und um in Bananenblätter gehüllt ist. Eine Menge junger Leute begleiten ihn und machen Musik auf einem flötenähnlichen Instrument. Frauen und Kinder müssen sich schleunigst verstecken, sobald diese Musik erschallt, bei Strafe unbarmherzig geprügelt zu werden.

Nda erscheint beim Tode angesehener Männer, bei der Geburt von Zwillingen u. s. w., macht hier und dort Halt, requirirt nach Belieben Ziegen und Hühner, desgleichen Rum, wo er welchen vermuthet. Je vornehmer der

Verstorbene war, desto höher steigt auch die Contribution. Die eingesammelten Lebensmittel werden dann von den Ordensbrüdern gemeinschaftlich verschmaust. Der Nda dient wie der Mwetyi als Schreckgespenst für die Kinder und die Frauen.

Letztere suchen das Gleichgewicht durch eine ähnliche Mummerei herzustellen, durch welche sie ihre Eheherren in Schach halten.

Dieser Frauenbund heißt Njembe. Die Aufnahmefeierlichkeit ist mit vielen Ceremonien verknüpft. Alle Ordensschwestern bemalen sich bei den Versammlungen über und über mit rothen und weißen Flecken und Strichen und marschiren in geordnetem Zuge mit Trommelschall nach dem Walde. Dort treiben sie ihr Wesen, ohne daß eine männliche Seele sich nahen dürfte. Da sich die Mitglieder dieses Bundes mancherlei Zauberkünste rühmen, so werden sie wiederum von den Männern gefürchtet.

Wilson erzählt von einem bei den Negern üblichen Gebrauche, welchen Du Chaillu's „Ebenholz-Fetisch" zur Genüge erklärt. Kommt in einer Gegend ein bestimmtes Verbrechen: Diebstahl, Mord u. dgl., wiederholt vor und ist die Entdeckung des Thäters unmöglich, so wird von der Ortsobrigkeit bei Herzuziehung der Priester und in Gegenwart der ganzen Gemeinde ein besonderer Fetisch eingesetzt, dessen ausschließliches Amt es ist, über das gedachte Verbrechen zu wachen. Dieser Fetisch straft nicht nur die Thäter, sondern Jeden, der irgend eine Spur des Verbrechens bemerkt und sie nicht zur öffentlichen Anzeige bringt. Der Glaube an die Macht und furchtbare Strafgewalt eines solchen Fetisch ist so mächtig, daß Jeder sich mit größter Aengstlichkeit scheut, den Zorn desselben auf sich zu lenken.

Die Neger von den ihnen geläufigen Religionsanschauungen abzubringen, hält sehr schwer. Die Phantasie ist in ihren Geistesanlagen auffallend vorwiegend, ihr Traumleben deshalb höchst lebhaft und wie bei geweckten Kindern geht auch bei den Negern fortwährend Traumleben und Wirklichkeit so innig in einander über, daß sie oft nicht im Stande sind, das eine von dem andern scharf zu unterscheiden. Die Gestalten ihrer Abgeschiedenen leben im Traume wieder in ihrem Geiste auf und erlangen dadurch Wirklichkeit. Die Geisterwelt, welche sie fürchten oder verehren, existirt zwar nur in ihnen; da sie aber unfähig sind, dieselbe als bloßes Erzeugniß der Einbildungskraft von der Wirklichkeit zu trennen, so ist auch jedes Raisonnement dagegen nutzlos. Es führt weiter Nichts herbei, als daß der Schwarze künftig darüber schweigt und sich gegen alle Fragen des Zweiflers abschließt.

Der Glaube an Schutzmittel oder Fetische (Grigri's) ist durch alle Verhältnisse des Volkes gedrungen und tritt dem ankommenden Europäer an der Westküste Afrika's fast allenthalben entgegen, wo er seinen Fuß an's Land setzt. „Er tritt", sagt Wilson, „aus dem Boote unter eine Art Fetischbaldachin, nicht blos zur Bürgschaft für seine eigene Sicherheit, sondern auch zur Bürgschaft für das Volk, daß es nicht Unheil von ihm zu erwarten hat. Er findet Fetische längs jedes Weges aufgehängt, den er wandelt, bei jedem Kreuzwege,

an jeder Flußpassage, bei jedem auffallenden Felsen oder jedem ansehnlichen Waldbaume. Er trifft dieselben am Eingange in jeden Wohnort, an jeder Hausthür und am Halse jedes Menschen, mit dem er zusammen kommt. Fetische stehen auf Pflanzungen, sind an Fruchtbäume gebunden und hängen an den Hälsen der Schafe und Ziegen, um selbige gegen den Diebstahl zu schützen. Vergreift sich Jemand an dem auf diese Weise geheiligten Eigenthum, so ist man überzeugt, daß der Fetisch die That irgend einmal räche, und sei es auch nach langen Jahren."

Geschriebene Gesetze bestehen nirgends, das Herkommen hat aber in den verschiedenen Vorkommnissen eine Menge Gebräuche geheiligt, die mitunter von sehr eigenthümlicher Art sind und von der uns geläufigen Logik auffallend abweichen.

So entstehen viele gegenseitige Reibungen, wie bereits erwähnt, aus den ehelichen Verhältnissen und ins Besondere aus der herrschenden Vielweiberei. Die Bewohner der Küstenorte lassen sich in solchen Fällen, wo ihre Ehre durch Einmischung eines fremden Mannes gekränkt worden ist, gewöhnlich durch eine Bußzahlung abfinden, da ihre Anschauungen viel laxer sind. Anders dagegen verhalten sich die landeinwärts wohnenden, halbwilden Stämme. Sie sind meist viel reizbarer und die Mehrzahl ihrer Mitglieder begnügt sich auch nur mit einer einzigen Frau, da ihre Vermögensverhältnisse es ihnen häufig verbieten, sich mehrere anzuschaffen.

Wird einem solchen Wildlinge sein Weib untreu, vielleicht von einem Manne aus einem andern Orte oder Stamme veranlaßt, ihm zu entlaufen, so geräth er in Wuth. Der Räuber seines Weibes und Schänder seiner Ehre ist ihm vielleicht unerreichbar, seine Wuth und sein Racheburst verlangt aber ein Opfer und mit seiner Waffe macht er sich auf und erschießt die erste Person eines Nachbardorfes, die ihm zu Gesicht kommt. Nachdem er seinen Rückzug gesichert hat, ruft er den herbeieilenden Verwandten und Freunden des Gemordeten zu, daß ihm die und die Schmach von dem und dem widerfahren sei, und daß deshalb alles Uebel, welches aus seiner Handlungsweise entstände, auf Rechnung des Bezeichneten komme. Jedermann findet dies in der Ordnung: der Mann war beleidigt und mußte durch Blut seine Ehre reinigen. Der Schimpf ist von ihm jetzt abgewälzt und haftet an der Gemeinde, deren Glied getödtet ward. Sie übernimmt deshalb die Verpflichtung, in gleicher Weise sich zu reinigen. Eine Person eines zweiten Ortes fällt zur Sühne und die ganze Gegend kommt in Alarm, da Jeder für sein Leben zu fürchten hat. Hat sich die allgemeine Wachsamkeit bis zu dem Grade gesteigert, daß diejenige Gemeinde, auf welcher die Blutthat zuletzt haftet, keine Gelegenheit findet, das Vergeltungsrecht weiter zu üben, so veranlaßt der Häuptling den Frauenräuber, durch Zahlung einer Buße die Schuld gegen die letztgetroffene Gemeinde zu sühnen. Der fragliche Mann ist aber, wenn er auch die Strafe zahlt, doch zeitlebens im ganzen Lande geächtet, denn er trägt die Verantwortung für alles Blut, das seinetwegen geflossen ist.

Soll ein neues Gesetz eingeführt werden, so werden die Aeltesten und Angesehensten der Gemeinde vom Häuptlinge versammelt. Jeder spricht seine Meinung über die in Vorschlag gebrachte Sache aus und erst nach erfolgter Stimmenmehrheit kann das Gesetz als solches Geltung erlangen. Es wird von einem Beauftragten im ganzen Orte ausgerufen und solches am Abend, sobald Jedermann daheim ist, zum zweiten Male gethan, damit sich Niemand entschuldigen kann, daß er es nicht gewußt habe. Dem Häuptling steht zwar das Recht eines Veto zu, es kommt aber kaum vor, daß er davon Gebrauch macht.



Fetischfelsen an der Mündung des Kongo (Zaire).

Seine Macht ist verhältnißmäßig sehr beschränkt, regelmäßige Steuern werden ihm nicht entrichtet, in den Küstenorten erwächst ihm aber ein nicht unwichtiges Einkommen durch die Geschenke, welche ihm die Kaufleute machen. Sie werden zwar von ihm hierzu nicht gerade gezwungen, finden es aber in ihrem eignen Vortheile, solches nicht zu unterlassen. Der Häuptling kann ihnen den Verkehr mit seinen Untergebenen und den Fortgang ihrer Geschäfte außerordentlich erleichtern oder erschweren, je nachdem er gegen sie gestimmt ist; ja er vermag sogar einen Fetisch aufzurichten, durch den er allen Leuten seines Ortes den Handel mit dem Mißliebigen gänzlich verbieten läßt.

Die Angaben, welche Wilson über den Gorilla veröffentlicht, sind ganz

denjenigen Du Chaillu's ähnlich; obschon er hinzusetzt, daß er jenen gefürchteten Affen nicht selbst im Walde gesehen habe, sondern nur ein eben erlegtes Stück. An letzterem war ihm der Gesichtsausdruck als besonders abscheulich vorgekommen. Er hatte auch einen Eingeborenen gesehen, der bei dem Kampfe mit einem Gorilla fast die ganze Wade eingebüßt hatte. Im Uebrigen kann er nur dasjenige erzählen, was ihm die Eingeborenen berichteten.

Viel gefährlicher für das Leben und den Viehstand der Neger wird der Leopard, der eine eben so bedeutende Stärke wie große Unverschämtheit erlangt. Du Chaillu begegnete ihm auf seinen Jagdzügen öfter. Einmal gewahrt er ihn bei der Beschleichung einer Antilope oder wilden Kuh als Jagdkollegen, der nicht viel Spaß versteht, ein andermal schnappt ihm derselbe beim nächtlichen Anstande die Beute vor der Nase weg. Zweimal erzählt der Franzose, daß er beim Dämmerschein des Mondes den Leoparden auf einem wilden Ochsen seinen Ritt über die Grassteppen habe ausführen sehen, ganz ähnlich dem Löwenritt auf der Giraffe, den Freiligrath besingt. Beim Leoparden heftet der Aberglaube sich in ganz ähnlicher Weise an, wie beim Gorilla. Die Neger meinen, daß Zauberer sich in Leoparden verwandeln, um Andern zu schaden, und daß einem solchen Teufelsvieh dann weder mit Eisen noch mit Blei beizukommen sei. Sie machen es dem Leoparden gegenüber, wie die Ostindier beim Königstiger. Sie verzichten auf Gegenwehr und beschuldigen bei Schaden, den der Leopard ihnen zufügt, irgend einen mißliebigen Nachbar des boshaften Streiches. Die Thiere werden an solchen Orten, wo das einfältige Vorurtheil sie schont, allmälig so dreist, daß sie sich nicht nur bei den Brunnen in den Hinterhalt legen, um Frauen, Kinder und Vieh wegzuschnappen, sondern daß sie selbst in die umhegten Gehöfte einbrechen. Wilson sah selbst, daß ein Leopard in einem Hofraum ein Schaf erwürgte, mit demselben über eine 10 Fuß hohe Verzäunung kletterte und dann noch eine halbe Stunde weit seine Beute fortschleppte, ehe er Halt machte, um sie zu verzehren.

Das Wegfangen der Leoparden durch Schlingen und Fallgruben findet nur in sehr geringem Grade statt, wol aber kommt es im Gegentheil vor, daß ganze Dorfschaften dieser Raubthiere wegen auswandern und sich einen andern Wohnplatz aufsuchen.

Daß große Schlangen, den brasilianischen Riesenschlangen verwandt, in Westafrika vorkommen, bestätigt Wilson und setzt hinzu, daß er selbst ein Exemplar gesehen, das fünfundzwanzig Fuß Länge gehabt. Die Zeitungen haben neuerdings viel berichtet von einem Pärchen dieser Art, das im Londoner Zoologischen Garten gehalten wird und welches durch das Bebrüten seiner Eier interessant geworden ist.

Die Nachrichten, welche Du Chaillu über seine Baschikuay-Ameise erzählt, finden wir bei Wilson fast wörtlich bei der kriegerischen Termite (Termes bellicosus), auf die wir bereits mutheten, ehe uns des Missionars Schriften zu Handen kamen. Die Eingeborenen nennen sie die „Treiber.“ Wilson hat oft Gelegenheit gehabt, diese wandernden Heerschaaren zu beobachten, und meint,

daß sie für die Neger viel eher eine Wohlthat als eine Plage zu nennen seien. Sie säubern das Haus, in welches sie eindringen, binnen wenigen Stunden von allem Ungeziefer und lassen von den Mäusen nur die Haare und die größeren Knochen, von den Motten und Käfern nur die Flügel übrig. Freilich muß man, während sie ihr Amt als Auskehrer verrichten, sich selbst aus der Wohnung entfernen und auch diejenigen Hausthiere mit herausnehmen, die man nicht einbüßen will. Es sollen Fälle vorgekommen sein, daß Kranke oder Hülflose, denen die Flucht unmöglich war, von den Legionen der Thiere buchstäblich verzehrt wurden.



Des Leoparden Ritt.

Ihre Ankunft in einem Hause verräth sich sofort durch das ängstliche Piepen der Mäuse und durch das Auffliegen der Motten. Die ersteren Thiere versuchen das erste Insekt, welches sie packt, zu entfernen, anstatt durch schnelle Flucht sich zu helfen; währenddem kommen mehrere Termiten herzu und beißen ein. Die geängstete Maus wirft sich, von Schmerzen gefoltert, verzweifelnd auf den Rücken und ist in wenig Minuten getödtet und aufgefressen.

Wilson beobachtete die „Treiber" bei ihrem Uebergange über fließende Gewässer. Seine Angaben sind dabei klarer und deutlicher als diejenigen Du Chaillu's, bei welchem letzteren mehrerlei Richtiges zu einem unwahren Gemisch verschmolzen zu sein scheint. Wilson sagt, daß die Thiere, wenn sie an den Rand

eines Wassers kommen, zunächst ängstlich mit lebhaft bewegten Fühlern hin und her laufen, als ob sie sich über den Zustand der Umgebung genau unterrichten wollten. Bietet sich ihnen schließlich kein andres Mittel zum Uebergange, so klammern sie sich zu Vielen an einander und lassen sich so gleich einer lebendigen Flöße von der Strömung weiter treiben. Kommen sie dem andern Ufer nahe, so klammern sie sich fest und klettern an demselben empor. Würden sie sich einzeln ins Wasser stürzen, so risse die Strömung sie fort, in Masse aber ermöglichen sie die Passage.

Die Bildung jenes sonderbaren Bogenganges, welchen Du Chaillu beim Uebergange der Termiten über ein Wasser angiebt, beobachtete Wilson dann, wenn der Heereszug einen betretenen Weg zu passiren hatte, auf welchem etwa Gefahr drohte. Er sagt: „Die Soldaten bilden dann mit ihren eigenen Körpern einen vollständigen Bogengang, der sich über die ganze Breite des Weges erstreckt und unter welchem die Weibchen und die Arbeiter, welche die Larven tragen, ohne alle Gefahr hinwegziehen. Die Thiere bilden den Bogen, indem sich zwei aufrecht einander gegenüber stellen und eine dritte sich über sie legt, indem sie sich mit den Vorderfüßen an der einen, mit den Hinterfüßen an der andern festhält. So reiht sich ein Bogen dieser Art an den andern, so viel als deren nöthig sind, während sich andere Termiten als Querbalken der Länge nach über die Wölbungen legen, um die einzelnen zusammenzuhalten. Ein auf solche Weise gebildeter Bogengang hat sehr festen Zusammenhang und sieht aus wie ein zierliches Gitterwerk aus braunen Kügelchen. Ich habe häufig das Ende meines Stockes unter einen solchen Bogengang gesteckt und ihn vier- bis fünfmal über den Boden erhoben, ohne daß ein einziges Thier abfiel. Dagegen beginnen die Termiten, sobald sie auf diese Weise aufgehoben werden, sich an beiden Enden des Geflechts loszumachen und an dem Stocke empor zu laufen, um sich an der Hand zu rächen, die sie gestört hat. Außerdem verbreitet sich bei einer solchen Störung die ganze Masse der Soldaten über einen Raum von zwanzig bis dreißig Fuß im Durchmesser, über welchen dann weder Thier noch Mensch hinwegkommen kann, ohne von einigen derselben angehalten und geknippen zu werden.“

Pferde und Hunde scheuen sich, über einen Termitenzug hinwegzuschreiten. Versuchen es letztere, darüber zu springen, so hängen sich ihnen doch gewöhnlich einige an die Pfoten an und kneipen in die Schnauze ein, sobald der Hund sie von den Füßen entfernen will.

Wilson stimmt mit Du Chaillu darin ganz überein, daß die „Treiber“ Fleisch verzehren, und sagt, daß sie selbst das Aas eines todten Elephanten binnen wenig Tagen wegräumten und mit ungestümer Heftigkeit jedes lebendige Thier angriffen. Ein Zug, der auf der Wanderung begriffen ist, mißt mitunter eine Viertel-Wegstunde und ähnelt einer riesigen Schlange.

Viel fataler als die „Treiber“ sind für die Bewohner Westafrika's diejenigen Termitenarten, welche sich von Pflanzenstoffen ernähren und deshalb die Lebensmittel und Kleidungsstücke, Möbel und das Holzwerk der Wohnungen zerstören.



Termitenbaue; rechts ein solcher im Längsdurchschnitt.

Eine Sorte dieser kleinen Verwüster von etwa einem Viertel-Zoll Größe ist es, welche feste, kegelförmige Wohnungen von 10 bis 12 Fuß Höhe und 8 bis 10 Fuß Durchmesser baut, oben mehrfach mit Thürmchen und Spitzen versehen, innen von zahlreichen Gängen und Querstraßen durchzogen. Im untern Raume befindet sich die Zelle der Königin, und rings herum die Gemächer zur Unterbringung der Brut.

Es hält außerordentlich schwer, Gegenstände, welche Lieblingsspeisen der Termiten sind, gegen die Angriffe der Thierchen zu schützen. Arsenik zeigt sich zwar wirksam, ist aber wegen seiner Gefährlichkeit in den Wohnungen nicht gut anwendbar. Theerstreifen, welche man um die Fußgestelle der Kisten und andern Geräthe macht, helfen nur, so lange sie frisch sind, und selbst dann werden sie von den gefräßigen Insekten dadurch umgangen, daß sie sich einen Gang durch das Innere der Gegenstände fressen.

In ihren Naturanschauungen zeigen die Neger oft viel naive Poesie und suchen jede auffallende Erscheinung durch eine Fabel oder ein Mährchen zu erklären. Wir machten bereits darauf aufmerksam, daß jene Gegenden gleichzeitig die großen Gorilla's und die Zwergaffen enthalten. Letztere leben ausschließlich in den Kronen der Bäume. Warum sie dies thun, erklären die Neger durch nachstehende Sage. Sie erzählen: Der große Affe Engana, der mächtige

Herrscher des Waldes, wollte sein Töchterchen vermählen und bot sie Demjenigen an, welcher im Stande sein würde, ein Faß Rum unbeschadet auszutrinken. Elephant, Leopard und Wildschwein nahten zuerst als Bewerber. Der Elephant sprach, mit verächtlichem Lächeln das kleine Fäßchen betrachtend: „Ich kann es mit vielen solchen Fäßchen Wasser wohl aufnehmen; der Sieg ist hier leicht und die Königstochter mir gewiß!“ Kaum that er aber den ersten Zug von dem Rum, als er entsetzt den Rüssel in die Luft empor streckte und grimmig trompetend in den Wald rannte. Der Leopard schlich, vorsichtig auf dem Bauche kriechend, der verhängnißvollen Tonne näher, that dann einen kühnen Sprung danach und nahm einen Schluck. Sofort aber schrie er, als sei ihm die Zunge verbrannt, und schlich heulend mit eingekniffenem Schwanze davon. Auch der wilde Eber wagte keinen zweiten Trunk zu thun, nachdem er den ersten versucht hatte. Da kam der kleine Telinga-Affe und warb um die Maid, doch erbat er sich als Gunst, daß er, wegen seiner Kleinheit, nach jedem Schlucke ein wenig beiseits gehen dürfe, da das Faß ja viel größer sei als er selbst. Der Wunsch ward gewährt. Der Telinga hatte aber ringsum im Grase Tausende seines Gleichen versteckt, die gerade so aussahen als er selbst. Einer nach dem andern kam herzu und nahm einen Schluck und der Engana meinte, es sei immer derselbe. Wie der letzte Tropfen aus dem Fasse verschwunden war, hatte der erste ächte Telinga seinen Rausch bereits ausgeschlafen und ward nun glücklicher Bräutigam. Als er wonnetrunken an der Seite der Braut durch den Wald spaziert, fallen die eifersüchtigen frühern Bewerber: Elephant, Leopard und Eber, über ihn her, mißhandeln ihn und lassen ihm kaum das liebe Leben. Erschreckt flüchtet er in die höchsten Wipfel der Bäume und gelobt: von nun an nie den Erdboden wieder zu betreten, auf welchem so himmelschreiende Gewalt und keine Spur von Gerechtigkeit geübt werde.



Portrait des Engana (Gorilla).



Ladislaus Magyars Reisen in West-Afrika 1849 bis 1855.

Dritte Abtheilung.



Mundombe=Neger in der Maisplantage.



Ladislaus Magyar's Reisen in Benguela und Bihé.

I.

Ladislaus Magyar in Benguela.

Ladislaus Magyar's frühere Schicksale. — Die Kimbundaländer. — Der Koanza. — Kisama. — Mupinda. — Sumbe. — Benguela. — Dombe. — Die Bihe=Karawane. — Tipoia. — Kissongo. — Aufbruch nach Bihe. — Der Katumbela=Fluß. — Karawanenlager. — Die Seeküste und ihre Vegetation.

Während im Norden und Osten Afrika's sich die Schwierigkeiten in der Gegenwart häufen, die jede wissenschaftliche Erforschung des unbekannten Innern jenes Erdtheils erschweren, scheint die Westküste günstigere Erfolge zu versprechen.

In den erstgenannten Theilen tritt dem Europäer ebensowol der Fanatismus der muhamedanischen Völkerstämme, wie die Handelseifersucht der Araber entgegen, welche dort alle merkantilen Vortheile in ihren Händen haben. Erscheint der Europäer vollends als Gesandter einer politischen Macht, etwa der Engländer, so erschwert er dadurch nur sein Unternehmen, anstatt einen Schutz zu erlangen. Man wagt vielleicht nicht, ihm offen feindlich entgegen zu treten, legt ihm aber hinterlistig so viel Schwierigkeiten in den Weg, daß er entweder selbst auf die Ueberwindung derselben verzichtet oder untergeht. Jeder neue feindliche Zusammenstoß wird zu einem größeren Hemmniß für einen Nachfolger.

Dagegen zeigte schon Livingstone durch sein Beispiel, daß es möglich sei, im Süden Afrika's die ganze Breite des Erdtheils zu kreuzen, wenn man sich den Anschauungsweisen der dort wohnenden heidnischen Völker bis auf einen gewissen Grad anbequeme. Der Ungar Ladislaus Magyar bestätigt dies durch die Erfolge, mit denen seine Bemühungen im Erforschen der Westküste gekrönt worden sind. Er hat umfassende Forschungen über die Länder und Völker angestellt, die sich vom 3.⁰ S. Br. bis zum 20.⁰ S. Br. erstrecken, so daß seine Mittheilungen diejenigen Livingstone's mit Du Chaillu's verknüpfen und im Norden zwischen beiden nur die unbedeutende Lücke eines einzigen Breitengrades noch unausgefüllt bleibt. Zugleich bestätigt Magyar des hochverdienten Livingstone's Entdeckungen auf's Glänzendste und widerlegt die Zweifel mancher Geographen in Bezug auf die Zuverlässigkeit derselben. Es waren Magyar in Afrika nur die Berichte und Karten zu Gesicht gekommen, welche der Missionar vorläufig als Reisenotizen nach Europa hatte gelangen lassen. Da die Routen beider Reisenden sich mehrfach kreuzten, so hatte Magyar sich beeilt, die in jenen flüchtigen Mittheilungen vorhandenen Irrthümer durch seine Angaben zu berichtigen, und letztere stimmten interessanter Weise genau mit den Veränderungen überein, die Livingstone selbst bei Herausgabe seines eigentlichen Reisewerkes vorgenommen hatte. So hatte Jeder des Andern Zuverlässigkeit bestätigt, ohne solches zu beabsichtigen.

Die Sitten, Gebräuche und Anschauungsweisen der Negerstämme West- und Südafrika's haben so viel Abweichendes von denjenigen eines Europäers, daß eine sehr große Ueberwindung dazu gehört, sich denselben auch nur bis auf einen mäßigen Grad anzubequemen; ein schroffes Entgegentreten läßt den Europäer aber in den Augen der Schwarzen eben nur als einen Narren oder als einen Feind erscheinen und vereitelt von vorn herein alle seine anderweitigen Bemühungen.

Ladislaus Magyar gehört zu den seltenen Naturen, welche sich die Erforschung eines unbekannten Ländergebietes zur Lebensaufgabe stecken und dies, ohne die Unterstützung ihrer Souveraine oder gelehrter Gesellschaften, ja ohne den aufmunternden Zuspruch derselben, aus eignen Mitteln und durch eigne Willensstärke ermöglichen.

Aus Szabadka (Theresiopel) in Ungarn gebürtig, ward er durch Paul

Kiß, den damaligen Gouverneur des ungarischen Küstenbezirks, veranlaßt, 1840 nach Fiume zu gehen, um sich in der Marine-Anstalt daselbst zum Seeoffizier auszubilden. 1843 war er bereits Marine-Kadet und machte auf österreichischen Schiffen verschiedene Seereisen. So kam er nach Südamerika, trat dort in den Dienst der Argentinischen Republik und bekleidete die Stelle eines Marine-Leutnants. Die Flotte, welcher er angehörte, wurde im Kampfe mit der Republik Banda Oriental d'Urugay vernichtet und der zerrüttete Zustand der Argentinischen Union gewährte Magyar keine Aussicht, sich hier irgend eine Stellung zu erringen, die seinen Fähigkeiten und Wünschen angemessen gewesen wäre. Ein Jahr lang hielt er sich in Brasilien auf, ohne einen bestimmten Zweck dabei zu haben. Er scheint sich hier mit den Naturgegenständen dieses Landes, mit der Pflanzen- und Thierwelt so weit vertraut gemacht zu haben, als dies nach dem Gesammteindruck einem Laien möglich ist. Daher schreibt es sich jedenfalls, daß er bei seinen späteren Reisen in Afrika in den dort vorhandenen Gewächsen und animalischen Geschöpfen dieselben Arten zu finden glaubt, die er auf der gegenüberliegenden Seite des Oceans getroffen hat, und sie in bester Meinung, aber jedenfalls dem größern Theile nach irrthümlich, mit den wissenschaftlichen Namen benennt, die der brasilianischen Flora und Fauna eigenthümlich sind. Er erklärt jedoch selbst, daß er hierin durchaus nicht als wissenschaftliche Autorität auftreten wolle.

Nachdem er Brasilien verlassen, nahm er wieder Dienst auf verschiedenen Schiffen und lernte im Laufe zweier Jahre die Westküste des äquatorialen Afrika's ziemlich genau kennen. Er hatte sich hierbei sowol mit der natürlichen Beschaffenheit dieses Gebietes, als auch mit den daselbst wohnenden Völkerschaften vertraut gemacht, freilich auch durch das mörderische Klima seine Gesundheit so sehr zerrüttet, daß er ernstlich daran denken mußte, günstiger beschaffene Gegenden aufzusuchen, um sich zu erholen. Er hoffte dies dadurch zu erreichen, daß er sich nach dem südlicher gelegenen Benguela wandte, um von hier aus in das gesundere Innere einzudringen. Magyar schätzte die Zahl der Einwohner von Benguela bei seiner Ankunft auf 3000.

Nach den Mittheilungen des Dr. Heinrich Wawra, der in den Jahren 1857 und 1858 Benguela besuchte, enthält die Stadt nur etwa 1500 Einwohner, unter diesen sind mindestens drei Viertheile eingeborene freie Schwarze und ein großer Theil der Weißen kommt auf die 100 Mann der Besatzung. Seit der Sklavenhandel abgeschafft worden ist, hat sie außerordentlich abgenommen und zeigt gegenwärtig diesen Verfall schon im äußern Ansehn. Der größte Theil der Häuser ist unbewohnt. In vielen hübsch angelegten europäischen Gebäuden haben sich Neger eingenistet und das Aeußere derselben nach ihrem barocken Geschmacke verunziert. Trinkwasser, Maniok, Mais und das Schlachtvieh erhält man von dem zwei Meilen entfernten Katembela, alles Uebrige wird aber durch Handelsschiffe theils von Brasilien, theils von Portugal aus zugeführt. Regelmäßige Postverbindung mit Europa ist nicht vorhanden. Der Elfenbeinhandel, welcher den bedeutendsten Gewinn abwirft, ist gegenwärtig durch eine

amerikanische Gesellschaft gepachtet werden. Als Zahlmittel sind eine besonders für dieses Gebiet geprägte portugiesische Münze und Papiergeld an der Küste im Gebrauche, weiter landeinwärts dagegen Kauris. Die meisten Bewohner sind zwar dem Namen nach Katholiken, haben aber eine Menge heidnischer Gebräuche beibehalten. Der schlimmste Feind Benguela's ist unstreitig das Klima, das Fieber und Dysenterie erzeugt, welche selbst die Neger wegraffen.

Magyar entwirft ein grauenvolles Bild von der Wirkung des Klima's auf den Körper des Weißen. Er sagt: „Ein 25jähriger Mann, wenn er sich durch einen zweijährigen Aufenthalt, gewöhnlich nach vielen Leiden, endlich akklimatisirt hat, sieht wie ein 35jähriger Mann aus; bleibt er aber 8 oder 9 Jahre hindurch fortwährend hier, so nimmt er gewöhnlich die Gestalt eines körperlich und geistig gebrochenen Greises an, mit weißen Haaren, ausgefallenen Zähnen, eingesunkenem Gesichte.“ Binnen 10—12 Jahren stirbt die europäische Generation gewöhnlich gänzlich aus.

Der Theil Westafrika's, an dessen Küste Benguela liegt, wird von einer Anzahl Negerstämme bewohnt, die zwar unter sich oft in Feindschaft und blutiger Fehde leben, ihrer Sprache und ihren Sitten nach aber doch einem Gesammtvolke angehören, welches Magyar mit dem Namen Kimbunda bezeichnet. Hierzu gehören alle Distrikte, die vom Koanzastrome umschlossen werden. Dieser hat seine Quelle ungefähr 70 d. Meilen von der Küste entfernt im Innern ziemlich unter gleicher südlicher Breite mit Benguela (13°), fließt zunächst in einem gegen 6000 Fuß über Meer gelegenen Hochlande bis fast zum 9.° S. Br. und nimmt dann einen Lauf von Ost nach West an, um sich an der Grenze der portugiesischen Besitzungen, unweit Loanda, in den Atlantischen Ocean zu ergießen.

Das weite Gebiet, das von diesem Strome in einem ausgedehnten Bogen eingeschlossen ist, steigt von der Küste her terrassenförmig auf. Mehrere Bergketten, z. B. das Lingi-Lingi und das Djamba-Gebirge, bezeichnen die verschiedenen Stufen und verleihen sowol dem Klima und den landschaftlichen Scenerien als auch den Produkten angenehme Abwechselung.

Der Küstenstrich ist vorherrschend sandig, wasserarm und so drückend schwül, daß es selbst ein Neger hier heiß findet. Im Hochsommer (Januar) steigt die Glut bis auf 52° C. in der Sonne, im Schatten bis 42° C., und Bodenkultur ist nur an den Stellen möglich, wo Flüsse oder Bäche Gelegenheit zur Bewässerung der Felder bieten.

Im nördlichsten Gebiet, zwischen dem Koanza und dem Longaflusse, in dem der Stamm der Kisama wohnt, ist die Küstenlandschaft sehr spärlich bevölkert und die Dürre selbst im Hügellande so groß, daß die hier vorkommenden Affenbrodbäume in origineller Weise als Cisternen verwendet werden. Diese Baumriesen faulen von selbst gern innen aus, während sie oben unbeschadet fortgrünen; die Kisama's erweitern die Höhlungen und benutzen dann das Wasser, das sich in der Regenzeit darin sammelt, später zu ihrem eignen Bedarf. Als die Portugiesen von Loanda aus einen Kriegszug gegen dieses Volk

unternahmen, wurden sie dadurch zum Rückzug gezwungen, daß die Eingeborenen die Wasservorräthe auslaufen ließen und dann über die halbverschmachtete Armee herfielen.

In diesem Distrikt befindet sich ein Steinsalzlager, das einen großen Theil der Nachbarländer mit Salz versorgt und unerschöpflich ist. Man bricht das Salz in säulenförmigen Stücken von anderthalb Spannen Länge und packt deren beim Transport je 5 zu einer Last zusammen.

Die in den höher gelegenen Gegenden wohnenden Kisama bauen ihre Ortschaften in die Felsschluchten; auch die Hauptstadt jenes Bezirks, Kitel Kamasching, ist in derselben Weise angelegt.

Das Land der Mupinda zwischen dem Longa und Kuro-Flusse wird zur Regenzeit dadurch bewässert, daß diese Ströme ihre Ufer auf weite Strecken überschwemmen. Hiermit hängt auch der Reichthum an Elephanten zusammen, der diesen Distrikt vor den benachbarten auszeichnet. Die Flüsse und Sumpflachen sind von Flußpferden und Krokodilen bevölkert und letztere sollen hier besonders bösartig sein und selbst den in Kähnen befindlichen Personen gefährlich werden.

Vom Kuvo an bis in die Nähe von Benguela wohnen die Sumbe, ebenfalls ein Stamm des Kimbundavolkes, berühmt durch seine besondere Geschicklichkeit im Schwimmen. Hier haben die Portugiesen in Nowo Redonto und Aegypten festen Fuß gefaßt und einige mit Kanonen versehene Werke errichtet.

Die nächste Umgebung Benguela's wird von den Mundombe bewohnt, südlich von diesen hausen die Mukuando und andre nahe verwandte kleinere Stämme bis zum Kap Negro. Die Mundombe sind ein kräftiger Menschenschlag von hübschem Körperbau, nur nach unsern Begriffen entsetzlich unreinlich. Statt des Waschens mit Wasser reiben sie, wo möglich jeden dritten Tag, den Körper mit Fett oder Butter ein, das Haupthaar desgleichen. Die Weiber flechten das letztere in Zöpfe, die sie gleich Ammonshörnern an den Seiten des Kopfes aufwickeln. Zur Kleidung wählen sie am Liebsten europäische Kattune, tränken diese aber vor dem Gebrauche so stark mit Fett, daß sie an den Körper ankleben. Ihre Hütten sind eben so unbehaglich und würden bei uns kaum einem Feldhüter genügen. Sie sind kaum eine Klafter hoch und aus Holzstäben zusammengebaut, die mittelst eines Anwurfs von Lehm gedichtet werden. Ihr Grundriß ist kreisförmig, die Thür hat nicht mehr als vier Quadratspannen und trotz dieses beschränkten Raumes und der ohnehin herrschenden Hitze wird hier stets ein Feuer unterhalten, dessen Rauch durch das Eingangsloch hinauszieht.

Die Mundombe beschäftigen sich theils mit Ackerbau, theils mit Viehzucht. Am fruchtbarsten ist die Gegend um Dombe, südlich von Benguela, die durch mehrere Flüsse hinreichend Bewässerung erhält; jedoch beschränkt sich die Feldwirthschaft fast nur auf Maniok, etwas Mais und Bohnen und wird, wie bei allen Negern, den Frauen und Sklaven überlassen, die als einzige Werkzeuge eine breite Hacke und einen Spaten haben. Mit dem hier erzeugten Maniokmehl

werden auch die europäischen Faktoreien versorgt, die in ihrer nähern Umgebung selten ausreichende Anpflanzungen besitzen.

Die viehzüchtenden Mundombestämme haben ihren Reichthum vorzugsweise in Rinderherden, deren Milch sie jedoch nicht genießen. Sie sind gleichzeitig eben so kühne Jäger als Räuber, und haben die Portugiesen zu vielfachen ernsthaften Kämpfen gezwungen, bis sie der Uebermacht der europäischen Waffen erlegen sind.

Benguela und die übrigen europäischen Faktoreien hatten ihren Glanzpunkt zur Zeit des Sklavenhandels, gegenwärtig beschränkt sich der Handel auf Eintausch von Elfenbein, Wachs, Orseille und Kopalgummi gegen Kattune, Schießpulver, Flinten, Feuersteine, Branntwein, Glas, Porzellan, Perlen und andere Gegenstände europäischer Industrie. Die Mundombe sind zwar seit langen Zeiten mit Portugiesen und andern weißen Nationen in Berührung gekommen, haben denselben aber nur etwaige Untugenden, keineswegs etwas von ihren guten Gebräuchen abgelernt. Sie wohnen in derselben elenden Weise wie früher, sind ebenso der Arbeit und jedem industriellen Fortschritt abhold geblieben und haben nur das Branntweintrinken und die höheren Grade der Unzucht kennen gelernt. Ein Rausch in Folge von Branntweingenuß gilt als etwas Ehrenhaftes und dem ankommenden gesitteten Europäer kann kaum ein ekelhafteres Schauspiel begegnen, als wenn er in den Straßen einem Brautzug der Mundombe's begegnet, welcher die Keuschheit der Braut dem Meistbietenden anträgt, um durch den hierdurch erzielten Gewinn die Kosten des Hochzeitschmauses zu erübrigen.

In Benguela, das wegen seines für Europäer so mörderischen Klima's allgemein verrufen ist, konnte Magyar's Bleiben nicht lange sein. Er war deshalb sehr erfreut, als er durch eifrige Nachforschungen zu der Ueberzeugung kam, daß seine Mittel ausreichend seien, ihm den Unterhalt im Innern und die Reise dorthin zu ermöglichen. Seine Wahl fiel auf das Land Bihe, dessen Bewohner als duldsame und geweckte Handelsleute einen guten Ruf genießen und dessen Klima kräftigend und heilsam ist.

In Benguela treffen im Laufe des Jahres eine ziemliche Anzahl größerer und kleinerer Karawanen ein, von Bihe kommen gewöhnlich zwei derselben an, die mitunter aus 3000 Personen bestehen und bedeutende Quantitäten Elfenbein und Wachs nach der Küste bringen. Mit einer solchen Karawane mußte Magyar seine Reise unternehmen, denn allein oder mit einer geringen Anzahl von Begleitern nach einem irgend entfernten Orte zu gelangen, ist bei den räuberischen Sitten jener Völkerschaften eine Unmöglichkeit.

Dergleichen Karawanen kommen im Innern auf eigenthümliche Weise zu Stande. Sie werden gewöhnlich von einem oder mehreren Vornehmeren und Reicheren veranlaßt. Ein solcher versammelt seine angesehenen und unternehmenden Verwandten in seiner Wohnung und trägt ihnen seinen Reiseplan vor, das Ziel der Reise, sowie die Handelsspekulationen, welche dabei verfolgt werden sollen. Findet sein Vorschlag ihren Beifall, so übernehmen sie zugleich die

Verpflichtung, die nöthigen Lastträger und Reisegenossen zusammen zu bringen. Sie zerstreuen sich im Lande und machen in den verschiedenen Ortschaften bekannt, daß der und der angesehene Mann die Reise nach dem und dem Orte vorhabe und hierzu Träger und Genossen suche. Sie hüten sich hierbei sorgsam, irgend Jemand namentlich zur Betheiligung aufzufordern. Würden sie solches thun und der Betreffende erlitte unterwegs an seinen Gütern oder an seiner Person irgend einen Unfall, so würden er oder seine Verwandten schließlich von demjenigen Schadenersatz oder im Fall seines Todes ein bedeutendes Blutgeld verlangen. Sie sagen: „Hättest Du ihn nicht dazu aufgefordert, so würde ihm das Unglück nicht widerfahren sein, folglich trägst Du die Schuld davon!“

Diejenigen, welche nun Lust haben, in irgend einer Weise sich an der Reise zu betheiligen, gehen dann selbst zu dem Chef der Karawane und erkundigen sich nach dem Tage des Aufbruchs und sonstigen Einzelnheiten. Wollen sie als Lastträger dienen, so verständigen sie sich über den Lohn und die Art der Last. Gehören sie einem andern Stamme an, so befragen sie wol auch vorher ihren Kimbanda, den Wahrsager, über den günstigen Ausgang der Reise, indem sie eine Ziege zum Opfer bringen. Der Urtheilsspruch fällt meistentheils günstig aus. Der Priester bestreicht einzelne Stellen des Körpers des Opfernden mit dem Blute des Thieres und giebt ihm einen Zeuglappen, den er seinem Stammeshäuptlinge vorzeigt, um gleichzeitig durch einige Geschenke dessen Erlaubniß zu erkaufen. Der Häuptling malt sodann mit Kreide auf Stirn oder Arme des Bittstellers sein Zeichen und giebt ihm beim Abschiede ein Stück derselben Kreide mit, um jene Chiffre auffrischen zu können, im Fall der Regen sie verlöschen sollte. Niemand wagt auf eigne Faust eine solche Paßkarte zu fälschen, denn man ist überzeugt, daß die Kilulu, die rächenden Geister, ein solches Verbrechen mit schweren Strafen heimsuchen werden.

Am bestimmten Tage treffen alle Theilnehmer des Zugs in der Wohnung des Unternehmers ein. Dieser pflanzt mitten auf dem Versammlungsplatze seine Fahne auf, deren Farbe er nach seinem Geschmack wählt, da die einzelnen Völker keine Nationalfarbe besitzen. Rund um die Fahne werden die Waarenballen gelegt und geöffnet, damit sich Jedermann von dem guten Zustande der Güter überzeugen kann, und dann setzt der Chef der Versammlung in einer langen Rede nochmals den Zweck und speziellen Plan der ganzen beabsichtigten Reise auseinander. Schließlich fordert er die Anwesenden auf: frei und ohne Rückhalt etwaige Bedenken öffentlich auszusprechen, damit keinerlei Verantwortlichkeit auf dem Anführer laste, wenn irgend Einem ein Unfall widerführe. Schon während der Rede sind Beifallsrufe laut geworden und der Schluß wird gewöhnlich mit Jubelgeschrei und Versicherungen allgemeiner Zustimmung erwidert. Hierauf schlachtet der Kimbanda (Wahrsager) einen Ochsen als Opfer und weissagt aus den Eingeweiden desselben den Erfolg der Reise. Da ihn der Chef durch Geschenke vorher günstig gestimmt hat, so fällt der Orakelspruch in den meisten Fällen günstig aus. Die Träger nehmen ihre Ballen auf und zur bestimmten Zeit trifft man im Karawanenlager wieder zusammen.

Die Wege sind in dem ganzen Gebiet Westafrika's vom Aequator an bis zum 20.° S. Br. von solcher Beschaffenheit, daß sie nur von Fußgängern passirt werden können. Die oftmals nur 1 — 2 Spannen breiten Pfade winden sich steile Bergketten hinauf und hinab, ziehen sich gleich dünnen Linien über Sumpflöcher und durch dicht verwachsene Wälder und haben da, wo sie auf Flüsse treffen, nur in den selteneren Fällen leidliche Brücken. Meistens muß der Wanderer durch die Fluth waten oder bei größeren Strömen auf Kahn oder Floß übersetzen.

Bei den Karawanenzügen sind keinerlei Lastthiere gebräuchlich; Waaren, Lebensmittel und Reiseutensilien, Alles wird von Trägern auf den Schultern fortgeschafft. Auf einen Lastträger rechnet man gewöhnlich 64 Pfund Gepäck. Zeuge und sonstige Kleiderstoffe schnürt man in viereckige Bündel zusammen, umwickelt diese mit Wachsleinwand zum Schutz gegen den Regen und näht außen um dieselben noch eine stärkere wollene Decke. Zum bequemern Tragen bedienen sich die Neger zweier Stangen aus zähem, festem Holz, die etwa anderthalb Klafter lang sind. An dem einen Ende bindet er sie zusammen und am entgegengesetzten schnürt er sie links und rechts an den Waarenballen. Elephantenzähne, Branntweinfäßchen, Schießpulver werden auf dieselbe Weise verpackt, das letztere in Tönnchen von je 20 Pfund. Flinten bindet man zu je 8 Stück zu einem Packete zusammen.

Die Stangen ruhen auf beiden Schultern des Trägers und gewähren ihm unterwegs den Vortheil, daß er ausruhen kann, ohne die Last an die Erde legen zu müssen. Er stützt das untere Ende der Stangen dann auf den Boden. Sind die Lasten so schwer, daß zwei Träger zu einem Gegenstande erforderlich werden, so bekommen dieselben einen verhältnißmäßig höheren Lohn, da bei der schlechten Beschaffenheit der Wege eine größere Anstrengung und viel mehr Vorsicht hierbei erforderlich ist.

Sind wohlhabende Reisende oder Frauen bei dem Zuge, so trifft man auch Anstalten, um dieselben tragen zu können. Hierzu bedient man sich der Rede oder Tipoia, die gewiß eine der einfachsten Reisegelegenheiten der Welt ist. Diese Vorrichtung besteht nur aus einer leichten, aber festen Stange von hinreichender Länge, an der ein Stück Zeug mit den beiden Enden festgebunden ist. In diese Hängematte setzt oder legt sich der zu Transportirende und zwei Neger nehmen die Stange auf die Schulter. Sie geben das Marschtempo sich durch Gesang an und gehen dabei mit kleinen, aber schnellen Schritten. Auf weitere Strecken halten es die Träger freilich nicht aus und es ist nöthig, deren 6 bis 8 auf Reserve zu haben, um öfter wechseln zu können. Geht der Weg steil hinauf oder hinab, führt er durch dichtverwachsenen Wald oder über schwankenden Moorboden, so bleibt dem Reisenden meist weiter nichts übrig, als auszusteigen und zu Fuße zu gehen, so daß ihm jene ziemlich theure Bequemlichkeit vielleicht kaum auf dem vierten Theile der Reise zu Gute kommt.

Die Stricke, mit denen die Lasten umwunden und befestigt werden, sind aus dem Baste des Affenbrodbaumes (Adansonia digitata) gefertigt, den die Kimbunda Imbundero nennen.



Magyar's Reise über das Küstengebirge.

Gewöhnlich nimmt die Karawane auch eine Anzahl Bewaffnete in Sold; außerdem führen die Meisten ihre Flinten, Dolche, Wurfspieße und Keulen bei sich. Die letztern sind entweder aus festem, schwerem Holz, oder aus Rhinozeroshorn gearbeitet, ähneln einem tüchtigen Reisestock und haben an einem Ende einen verdickten Kolben, der nicht selten mit zierlicher Schnitzerei versehen ist. Da außerdem Jeder noch einen Vorrath an Lebensmitteln und die Matte zum Nachtlager zu tragen hat, so beläuft sich das Gesammtgepäck eines Lastträgers immer auf nahezu einen Centner.

Geht der Reisezug nach einem der innern Länder, das noch Reichthum an Elephanten besitzt, so schließen sich gewöhnlich zahlreiche Elephantenjäger an. Eine solche Karawane bleibt gewöhnlich ein volles Jahr aus und während die Kaufleute Halt machen, um den Austausch der Waaren zu betreiben, vertheilen sich die Jäger und erlegen Elephanten, deren Elfenbein sie entweder sofort umtauschen oder mit zurückbringen.

Beim Marsche selbst zieht ein bewaffneter Trupp eine ansehnliche Strecke der großen Karawane voraus und meldet dieselbe in den Ortschaften an, welche in der Nähe der Lagerplätze liegen. Die Häuptlinge der letztern beeilen sich, die nöthigen Lebensmittel herbei zu schaffen, und erhalten für ihre Mühe dann ein entsprechendes Geschenk, das sich in demselben Grade steigert, als der Betreffende mächtig und angesehen ist. Die Karawanen, welche nach der Küste hin ziehen, führen gewöhnlich Waaren bei sich, die den Häuptlingen weniger wünschenswerth erscheinen. Sie empfangen deshalb ihre Geschenke lieber von der zurückkehrenden Karawane in europäischen Artikeln. Aus diesem Grunde ist aber auch der Reisezug gezwungen, rückwärts genau denselben Weg einzuschlagen wie auf der Hinreise, und ein Abweichen von dieser Regel wird als ein Versuch betrachtet, die Häuptlinge um den Gewinn zu betrügen, der ihnen zukommt. Dieselben werden sofort ihre ganze Macht aufbieten, ein solches Verfahren zu rächen, und, von allen ihren Nachbarn unterstützt, die Karawane überfallen und plündern.

Kommt der Reisezug in Benguela an, so vertheilen sich die einzelnen Trupps, sowie sie eintreffen, sofort bei ihren Bekannten. Die ersten drei Tage bringt man mit Essen und Trinken zu und erholt sich weidlich von den Strapazen, dann folgt der Austausch der Waaren, wobei möglichst viel gefeilscht wird, besonders in Bezug auf die Qualität der Gewebstoffe, die man in Empfang nimmt.

Sobald die nächste Karawane aus Bihe eintraf, wandte sich Magyar sofort an den Chef derselben und theilte ihm mit, daß er beabsichtige, sich dem Zuge anzuschließen und sich in Bihe häuslich niederzulassen. Er ward mit Freuden angenommen, denn eine Karawane, bei welcher sich ein Europäer befindet, wird von den Räuberhorden, deren Länder man passirt, stets mehr gefürchtet und weniger belästigt. Magyar erhielt die besten Rathschläge über die Waaren, mit denen er sich zu versehen habe, sowie über anderweitige Erfordernisse.

Das Wichtigste unter den letztern war die Beschaffung eines Kissongo, einer Person, welche Haushofmeister und Leibwächter gleichzeitig ist und deshalb möglichst zuverlässig sein muß. Es ward Magyar ein junger Kimbunda aus

Bihe für diesen Posten empfohlen und nachdem man sich über die Entschädigung dafür geeinigt, die Annahme mit den gebräuchlichen Formalitäten vollzogen.

Die Verwandten versammelten sich bei dieser Gelegenheit um die beiden Kontrahirenden und Magyar hatte seinem Kissongo dreimal die Frage vorzulegen: ob er gewillt sei, ihm treu mit Gut und Blut zu dienen, seine Waaren in Obacht zu nehmen und im Nothfalle für seinen Herrn selbst das Leben zu lassen! Eben so oft erfolgte die feierliche Antwort. Hierauf übergaben die Verwandten dem Ungar den Kissongo, warfen dabei eine Patrone zur Erde und gelobten: wenn ihr Vetter nicht seinem Herrn treu dienen würde, ihn in Gefahr verließe, anstatt mit ihm zu sterben, so würden sie mit der Patrone einen solchen Frevel rächen. Der Kissongo selbst übergab Magyar ebenfalls eine Patrone, die mit seinem Blut oder statt desselben mit rother Farbe bestrichen war, und forderte ihn auf, ihm die Kugel durch die Brust zu jagen, wenn er unzufrieden mit ihm sei. Magyar beschenkte sodann die Versammlung mit Zeugen und Patronen, und mit einem kleinen Schnaps ward die allgemeine Verbrüderung schließlich besiegelt.

Magyar mußte sich seinerseits verpflichten, dem Kissongo von Zeit zu Zeit bestimmte Quantitäten Zeug als eine Art Löhnung auszuzahlen und im Falle seines Todes seinen Verwandten ein Manngeld zu zahlen, das aus zwei Rindern, einem Faß Branntwein, einem Faß Pulver und 6—8 Sklaven beiderlei Geschlechts oder einem Aequivalent dafür bestünde.

Neben dem Kissongo nahm Magyar einen Kalei d. h. Dolmetscher in Dienst, der durch einen Eid bei seinem anhängenden Fetisch (Gazellenhörnern) verpflichtet wurde. Dann kaufte er noch drei Sklaven zu seiner Bedienung. Ohne diese würde es nicht möglich sein, irgend angenehm zu existiren. Ein freier Diener würde sich z. B. nie dazu verstehen, für seinen Herrn Speise zu bereiten oder ihm in Krankheitsfällen nur einen Trunk Wasser zu reichen, — „denn, sagt er, wenn der Herr stürbe, so käme ich in Verdacht, ihn vergiftet zu haben, und würde deshalb hingerichtet werden." — Wollte ein Herr von seinem freien Diener z. B. verlangen, daß dieser ihm das Waschwasser forttragen solle, so würde derselbe nicht nur den Gehorsam verweigern, sondern sogar eine bedeutende Strafzahlung für die ihm angethane Schmach beanspruchen.

Jede große Karawane besteht aus mehreren kleinern Unterabtheilungen unter Beaufsichtigung besonderer Chefs. Magyar übergab seine Waarenballen wohlverpackt und versiegelt einem dieser Unteraufseher und sein Kissongo sorgte dafür, daß Alles in Ordnung blieb. Am Ende der Reise bekam er Stück für Stück richtig wieder in seine Hände.

Am 15. Januar 1849, also im Hochsommer jenes Gebietes, brach Magyar mit der Karawane von Benguela auf, begleitet von seinem Kissongo, dem Dolmetscher, sechs Tipoia-Trägern und einigen Bewaffneten, die er zum besondern Schutz gegen Räuber gemiethet hatte.

Der erste Theil des Weges führte durch das glutheiße, sandige Küstengebiet, in welchem Sandhügel und Dünen ein förmliches Wüstenbild boten, das nur durch das Tosen der starken Brandung einiges Leben erhielt.

Weithin war keine andere Spur von vegetabilischem Leben zu bemerken, als einige blätterlose Dornbüsche und vertrocknete Grashalme. Die Sonne sandte ihre Strahlen senkrecht auf die Häupter der Wanderer herab, so daß selbst die eingeborenen Begleiter Magyar's einmal über das andere ausriefen: „Wahrlich, es ist heiß!“ und sich mit einem Quaggaschweif, der als Fächer und Fliegenwedel diente, etwas Kühlung zuwehten. Eine Gebüschgruppe schien ein schattiges Ruheplätzchen zu verheißen, als man aber in die Nähe kam, fand man blattlose Zweige und den Boden voll Dornen. Trotzdem zwang die Abspannung den Reisenden zu einer kurzen Rast. Er versuchte sich durch einen Trunk zu erquicken, allein das mitgenommene Wasser war ganz warm geworden und schien den Durst nicht zu stillen. Das Thermometer zeigte 52° C.

Nach kurzer Rast brach man auf und verfolgte die Richtung nach Nordost. Man verlor das Gestade des Meeres allmälig aus den Augen; das Land ward hügeliger und die Pflanzenwelt trat reichlicher auf. Grüne Gebüsche säumten die Dünenzüge. Abermals ward ein Hügelzug überstiegen und man sah ein weites, grünes Thal voll schattiger Bäume vor sich, durchschlängelt von einem silberblinkenden Flusse. Es war der Katumbela-Fluß, den man zu passiren hatte. Der Uebergang der starken Karawane über denselben bei dem gleichnamigen Dorfe ward auf einigen Flößen bewerkstelligt und nahm sehr viel Zeit in Anspruch. Die Karawane hatte sich noch nicht in der Weise geordnet, die später eingehalten werden mußte. Ihre Mitglieder waren in Trupps von verschiedener Größe angelangt und eben noch beschäftigt, das zahlreiche Gepäck und die Waarenballen hinüberzuschaffen. Die Flößen (Bimba's), deren man sich als Fähren bediente, waren aus zusammengebundenem Bambusrohr gefertigt und so klein, daß nur drei bis vier Personen mit ihrem Gepäck jedesmal darauf Platz fanden. Die Neger selbst verstanden es meisterhaft, sich die Passage durch Drängen und Stoßen und die wildeste Unordnung zu erschweren, so daß Magyar im Voraus sah, es würden Stunden nöthig sein, ehe die Reihe zur Ueberfahrt an ihn kommen könnte. Er machte deshalb zum bösen Spiel gute Miene und nahm seine Flinte, um einen kleinen Jagdausflug an den Ufern des Flusses entlang zu machen.

Das südliche Ufer des Katumbela ist niedrig und beim Hochwasser den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Hier waren mehrere Gärten angelegt und durch dichte Dornenhecken gegen unberufene Eindringlinge geschützt. Magyar fand die Vegetation üppig und in Folge dessen auch das Thierleben reichlich vertreten. Fast alle tropischen Obstarten gedeihen hier: Orangen, Mango, Guaven und Akajubäume — fast alle ursprünglich westindische und südamerikanische Fruchtbäume — bildeten hier förmliche Haine. Einen lieblichen Gegensatz zu der Oede der Wüstenstrecke, welche man soeben durchwandert hatte, boten hier die zahlreichen Vögel, die im Gebüsch und in den dichtbelaubten Baumkronen lustig ihr Wesen trieben. Durch lieblichen Gesang machte sich eine Art Kanarienvögel (Fringilla angolensis) und die Biuva (Fringilla paradensis) angenehm bemerklich. Dazwischen kreischten Perlhühner und verriethen ihre Verstecke und

niedliche Papageien (Psittacus passerinus) flogen hell pfeifend in ganzen Schaaren vorüber.

Rings um das Kulturland breiteten sich mehrere Sumpflachen und Tümpel aus, die dicht mit hohem Röhricht bewachsen waren. Hier wimmelte es von Sumpf- und Wassergevögel. Ganze Schaaren von Löffelreihern wateten im Schlamme und suchten mit den rothen Schnäbeln nach Würmern. Prachtvolle Flamingo's waren wie Soldaten in Reih und Glied aufmarschirt und reizten den jagdlustigen Weißen. Die Nähe der Menschen schien aber die Thiere bereits mit der Tragweite der Feuerwaffen vertraut gemacht zu haben, denn kaum näherte sich Magyar ihnen einige Schritte, so zogen sie sich eiligst in weitere Entfernung zurück. Weiterhin schwammen zahlreiche Völker Wildenten. Der Jäger versuchte sie zu beschleichen, die aufmerksamen Kibitze (Vanellus caienensis) erhoben aber sofort ein gellendes Lärmgeschrei und warnten das Wild, so daß er hier nicht zum Schuß kommen konnte.

Viehherden weideten auf den Sumpfwiesen und zwischen ihnen spazierten violette Pirolen in großer Menge. Sie mußten als Ziel dienen, um doch einen Schuß thun zu können, ebenso fielen einige rothschnäbelige Schneidenvögel der Jagdlust zum Opfer und schließlich lieferte auch noch eine vorüberfliegende Bisamente etwas für die Feldküche. Nach fünfstündigem Marsche kam Magyar wieder bei der Fähre an, immer noch früh genug, um nicht unter die Letzten zu gehören, die übergesetzt wurden.

Am andern Ufer des Katumbela schlug man das erste Nachtlager auf. Das eigenthümliche Leben und Treiben einer solchen großen Negerkarawane erregte Magyar's Interesse in hohem Grade und erinnerte ihn lebhaft an die Scenen, welche eine wandernde Zigeunerhorde und das Lager derselben darbietet. Die erste Rast ward unweit Katumbela gehalten. Aus dem Orte waren Schweine, Ziegen und Hühner in Menge herbeigeschafft. Es ward geschlachtet und am offenen Lagerfeuer gebraten. Weniger Bemittelte begnügten sich mit getrocknetem Fleisch und sprachen dabei der Branntweinflasche so lange zu, bis der Geist sie zum Tanze trieb. Händeklatschend und singend führten sie in Bockssprüngen einen wilden Fandango auf, während andre ihrer Kameraden daneben bereits schnarchend in festem Schlafe lagen. Weiterhin waren ein Paar Geschäftsverbündete beim Theilen der eingehandelten Waaren uneins geworden und suchten sich gegenseitig ihre Rechte mittelst der Streitkolben deutlich zu machen. Andre legten sich beschwichtigend ins Mittel, so daß die Streitenden nur mit zertrümmerten Glasperlen ihres Haarputzes davon kamen, während phlegmatische Naturen dicht dabei in stoischer Ruhe ihre Waarenballen bequemer schnürten. Die Reicheren stolzirten mit den neuen Kleidern, welche sie in Benguela eingehandelt hatten und bei deren Auswahl sie auf möglichst schreiende, bunte Farben gesehen. Gefällige Negerinnen aus dem benachbarten Orte suchten durch auffallende Tracht und Benehmen die Aufmerksamkeit der Wohlhabendern auf sich zu ziehen, um womöglich etwas von den Herrlichkeiten zu erschnappen.

Am nächsten Tage folgte ein höchst beschwerlicher Marsch über die erste

Bergkette (Bimba-Berge, S. 193), deren vulkanische Gesteine groteske Formen boten und nur hie und da Dornengestrüpp und einige Aloestauden (Kassonere) zeigten. Der Weg führte nicht selten steil hinauf und hinab und ward durch die losen Kiesel, die ihn bedeckten und welche bei jedem Schritte nachgaben, äußerst ermüdend. Zu beiden Seiten gähnten stellenweise tiefe Abgründe und gebleichte Menschenknochen mahnten den Wanderer an das Schicksal, welches seiner wartete, wenn er ermattend hier zurückbliebe. Die ganze Karawane bildete einen unabsehbaren Zug, da es bei der Beschaffenheit des Weges nur möglich war, Mann hinter Mann zu marschiren. Jeden Augenblick gerieth aber der Marsch ins Stocken, da einmal hier ein Lastträger stolperte oder mit seinem Ballen niederfiel, dort ein Anderer anhielt, um Etwas an seinem Gepäck in Ordnung zu bringen. Hinter den höher gelegenen Felsenspitzen lugte allerlei bewaffnetes, verdächtiges Räubergesindel hervor und musterte die Stärke und Armirung des Reisezugs, berechnend, ob ein offner Angriff auf denselben Erfolg haben könne oder ob man sich mit dem Wegschnappen der Ermüdenden begnügen müsse, die etwa zurückblieben.

Kleinere Reisetrupps können sicher darauf rechnen, daß jene Wegelagerer über sie herfallen, die sich Vertheidigenden niedermetzeln und die Uebrigen als Sklaven fortschleppen werden.

Magyar hatte anfänglich, da ihm diese Marschweise nicht behagte, den Versuch gemacht, die Spitze der Karawane zu erreichen, aber nachdem er eine Stunde lang sich abgemüht, hatte er weiter nichts dadurch erlangt, als daß er von seinen Dienern abgekommen war, die Wasser und Lebensmittel trugen, und erst in der späten Nacht, als das mit Dorngestrüpp bestandene Bissongi-Thal erreicht ward, fand er sich halbverschmachtet wieder zu ihnen. Als er, der Kimbundasprache noch unkundig, im Lager nach seinen Leuten forschte, hatte er unwillkürlich mehreremal das portugiesische Fragewort: Como? gebraucht und sofort benutzten dies die Neger, denen sein eigner Name noch unbekannt war, um ihm den Spitznamen „Herr (Enganna) Como" anzuhängen, der ihm für alle Zeiten verblieb.

Dieser wüstenähnliche Küstenstrich ist nicht auf die Umgebung Benguela's beschränkt, sondern erstreckt sich weit nach Süden bis in die Nähe des Kaplandes. Stellenweise zeigt die ganze Gegend keine andere Spur von Pflanzenwuchs, als Orseille-Flechten (Roccellia tinctoria). Magyar sagt von diesen Küstenstrecken, daß man sich keine Vorstellung von dem traurigen Anblicke machen könne, den eine solche Gegend biete. Ringsum völlige Einöde und die wenigen Bäume, die vorkommen, dicht mit aschgrauen Orseille-Flechten behangen. Die Flechten brauchen 2 bis 3 Jahre zu ihrer völligen Entwickelung und überziehen vorzugsweise die dornigen Aeste einer Baumart, welche kaum 10 — 12 Fuß hoch wird. Sie schmiegen sich denselben theils an, theils hängen sie in zottigen Bärten herab, während der Baum fast stets blätterlos steht und jede andere Vegetation fehlt.

Nach Mittheilungen des Herrn Wawra, der sich 1857 mit der österreichischen Korvette „Karolina" bei Benguela aufhielt und die hier wachsenden Pflanzen sammelte, zeigt der Vegetationscharakter des Küstengebietes viel Aehnlichkeit von der Strandregion der Nigerflora. Nicht wenige Gewächse finden sich auch, die mit denen an der gegenüberliegenden amerikanischen Küste übereinstimmen.



Orseille-Flechte (Roccellia tinctoria).

Außer den niederen Strandsträuchern der Wurzeldornarten (Tribulus excrucians, Zygophyllum simplex) kommen dornige Akäzien (A. refiscens, Mimosa polyacantha) vor, Portulak (Portulacca redivia), rankende Gurken (Cucumis sagittatus, C. africanus, Momordica charantia), auch einzelne Passifloren (Basananthe littoralis) und Winden (Ipomoea pes caprae) zeigen sich zwischen ihnen, Nachtschatten (Solanum benguelense, S. catombelense), Melden (Chenopodium ambrosioides), einige Gräser (Eragrostis poaeoides, E. bengalensis, Chloris pubescens) und Riedgräser wechseln mit Heliotrop (Heliotropium coromandelianum), Sesam (Sesamum rigidum) und einer Anzahl weniger allgemein bekannter Gestalten.

Ueber die Küsten-Gegenden nach dem Kap Negro und der kleinen Fischbai im Süden hat Dr. Welwitsch unterm 16. August 1860 interessante Mittheilungen

veröffentlicht. Er sagt, daß dort die Vegetation bunter und manchfaltiger wird, als an der langen Küstenstrecke zwischen der Mündung des Kongo und Koanza. Besonders auffallend waren ihm eine große Menge von Loranthus-Arten (Riemenblumen, Verwandte unsrer Mistel), welche, in den brennendsten Farben prangend, fast alle Sträucher, ja selbst die niederen Halbsträucher überzogen. In den Gärten von Benguela fand er die meisten europäischen Gemüse gemeinschaftlich mit den tropischen und subtropischen Früchten, wie Citronen, Oelbaum, Akaju, Bananen, Ananas, Feigen, Granaten, Anonen, Guaven u. s. w. Der Wein giebt dort jedes Jahr zweimal sehr schmackhafte Trauben.

In Mossamedes tritt schon eine ganz neue Küstenflora auf. Kaum daß die vielen Tribulus-Arten mit ihren goldschimmernden, zahllosen Blumen an die nördlichern Küstengestade erinnern. Mehrere Arten von niedlichen Sesuvien und Mesembryanthemumgewächsen nebst Lineum und Giesekа zeigen sich schon im Sande des Meeres. An den nahen Sandhügeln bedeckt eine fleischige Wolfsmilch (Euphorbia subarborea) ganze meilenweite Strecken, hie und da durch große Haufen eines Zygophyllum unterbrochen. Ueberall zeigt sich ein buntes Gemisch verschiedener Floren.

Einige Meilen, bevor man das Kap Negro erreicht, erhebt sich die Seeküste auf ungefähr 300 bis 400 Fuß und bildet eine Hochebene, die sich gegen 6 Meilen weit nach dem Innern erstreckt, so eben wie die Platte eines Tisches. Dieses Plateau besteht aus Kalk-Tuff und Lehmlagern und ist zuoberst mit losem sandigen Geröll überdeckt. Hier gedeihen zwar nur wenige Gewächsarten, die aber einen ganz eigenthümlichen Charakter zeigen. So findet sich hier z. B. ein Zwergbaum, der fast nie höher als einen Fuß sich über den Boden erhebt, dessen Stamm aber dabei eine Dicke von vier Fuß erreicht. Er scheint ein Alter von mehr als einem Jahrhundert zu erreichen, während dieser ganzen Zeit aber die beiden ersten Blätter zu behalten, die er beim Keimen zuerst entwickelte. Sie verholzen und bleiben zugleich die einzigen Blätter, welche das Gewächs überhaupt während seines ganzen Lebens hervorbringt. So ragt die sonderbare Pflanze fast wie ein runder Tisch etwa 1 Fuß über den ziemlich harten Sandboden hervor und breitet an ihren Rändern die zwei gegenüberstehenden Blätter aus, die oft klafterlang und 2—2 1/2 Fuß breit sind. Jedes derselben zerschlitzt durch das Alter in viele bandförmige Streifen. Sollten diese höchst sonderbaren Angaben sich bestätigen, so würde selbst der scheinbar unfruchtbare Küstenstrich Südwestafrika's für den Pflanzenforscher zu einer Fundgrube interessanter Thatsachen werden.



Uebergang der Karawane über den Katumbela.

II.

Magyar's Reise nach Bihe.

Upa-Katarakt. — Katarakt von Kahi. — Vulkan Mulando-Zambi. — Die Gazellenhörner. — Land der Kissandschi. — Neue Karawanenordnung. — Magyar als Chef. — Räuberunwesen. — Gesandtschaft und Kriegserklärung. — Das Kriegslager der Bailunda.

Die Reise durch das zu immer ansehnlicheren Höhen sich erhebende Gebirgsland ward zwar stellenweise beschwerlich genug, bot aber dabei auch eine solche Abwechselung und so viel herrliche Scenerien, daß Magyar durch sie geistig und körperlich sehr erfrischt wurde und manchen Tag kaum eine Ermüdung trotz der Fußwanderung verspürte.

Schon als man den oberen Lauf des früher überschrittenen Katumbela berührte, hatte man an dem Upa-Katarakt einen prächtigen Anblick. Der

genannte Fluß hat bis zu seinem Sturze eine Breite von nahe 300 Fuß, plötzlich wird er aber durch zwei nahe aneinander tretende Felsen bis auf 24 Fuß zusammengedrängt und stürzt hier in wildem Schäumen wie in einen Trichter 50 Fuß tief hinab, in der dann folgenden Schlucht zahlreiche kleinere Fälle bildend. Schöne Schattenbäume am Ufer laden den Wanderer ein, das prächtige Schauspiel mit Muße zu betrachten.

Aehnliche Wasserfälle bietet der Westabhang des Gebirgslandes viele. Als den schönsten bezeichnet Magyar den Katarakt von Kahi, in dem nördlicher gelegenen Mupindalande (siehe S. 189). Dieser Fall wird vom Mujinji=Flusse gebildet am Abhange des Gebirgszugs von Hama. Der wasserreiche Fluß drängt sich dort ebenfalls zunächst in einen Felsspalt zusammen und tost so in wildem Jagen eine unter 80 Grad geneigte Felsplatte etwa 150 Fuß tief hinab, zerschellt dann auf einem quervorliegenden Felsriff und sprüht, größtentheils in Wasserdampf und Nebel zerstäubend, abermals 150 Fuß senkrecht hinunter, so daß die ganze Fallhöhe 300 Fuß beträgt. Das Brausen dieses Sturzes soll bis auf eine Entfernung von über 4 Meilen zu hören sein.

So prachtvoll diese Katarakten aber auch dem Auge des Wanderers sein mögen, so sind sie gerade ein deutlicher Fingerzeig für die Schwierigkeiten, welche sich in dem ganzen Gebiet der Schifffahrt entgegen stellen. Die meisten der Flüsse, die sich dort in den Ocean ergießen, sind selbst an ihrer Mündung durch Barren gesperrt, welche die starke Brandung aufwirft, und diejenigen Ströme, die einem Schiff den Eingang gestatten, werden bald durch Felsenriegel und Stromschnellen unterbrochen. Selbst der majestätische Koanza wird bei Pungo Adongo durch eine solche unübersteigbare Barriere versperrt und erst oberhalb derselben wieder schiffbar.

Die Bergzüge von Bimba, welche die Karawane bisher überschritten, tragen nach Magyar's Angabe ganz den Charakter eines vulkanischen Ursprungs; damit stimmen auch die Schwefellagen überein, die sich sowol in der (S. 189) Landschaft Sumbe wie im Gebiete der Mundombe südlich von Benguela finden, die aber eben so wenig wie die dort ebenfalls vorkommenden Kupferadern bis jetzt ausgebeutet werden. Unweit Dombe entspringt auch eine starke Schwefelquelle. Der einzige gegenwärtig noch thätige Vulkan, von welchem Magyar Kenntniß erhielt, befindet sich im Lande der Libollo, jener Landschaft, welche sich östlich an das Gebiet der Kisáma anschließt und im Norden vom Koanza umflossen wird. Er ist bei den Eingeborenen unter dem Namen Mulondo=Zambi d. h. der Geisterberg bekannt und besitzt, wie die meisten Vulkane, eine kegelförmige Gestalt. Aus seinem Gipfel, der weit die kahlen Höhlen seiner Umgebung überragt, brechen von Zeit zu Zeit Dampfwolken und Feuersäulen von etwa zwei Klafter Höhe hervor. Dies wiederholt sich stoßweise mehreremale nach einander, bis nach 10 Minuten eine längere Pause eintritt. Rings um den Krater ist dann ein starker Schwefelgeruch zu verspüren. Die Eingeborenen bezeichnen den Berg als den Wohnort ihrer Verstorbenen, wagen deshalb nicht ihm zu nahen.

Unter den Felspartien, die Magyar bei seiner Weiterreise traf, war besonders die Gruppe Binga Yam Bambi d. i. die Gazellenhörner sehr interessant. Es sind dies zwei völlig gleichgebildete, schlanke und hohe Granitsäulen, die sich auf einem Gebirgsknoten von ungefähr 3500 Fuß über Meer (der Höhe unsers Brockens) in einer Entfernung von etwa 30 Meilen von der Küste erheben und eine weithin sichtbare Wegmarke bilden.

Der Pfad führte theils durch Bergschluchten mit rieselndem Wasser und üppigem Pflanzenwuchs, theils über Felsenhalden mit Dornengestrüpp, theils endlich über Hochebenen, die von üppigen Gräsern bedeckt wurden. Je weiter man nach Osten vorrückte, desto mehr machten sich auch die tropischen Gewittergüsse bemerklich. Gewöhnlich am Nachmittag zogen sich die von der Sonne aufgesogenen Nebel zu finstern Wolkenballen zusammen. Grelle Blitze erhellten blendend das Dunkel und die Bergketten verstärkten den krachenden Donner in einer Weise, die selbst das Herz des kühnen Mannes mit Bangigkeit füllte. Ab und zu fehlte es auch nicht an Schloßen von der Größe der Haselnüsse, bis sich gewöhnlich die Wuth des Unwetters in einen sanftrieselnden Nachtregen auflöste. Der Morgen war dann kühl und erfrischend. Die ganze Vegetation athmete Ueppigkeit und troff von Wasserperlen, durch welche die Wanderer bei heiterem Himmel gewöhnlich noch ein Frühbad erhielten, bis die höher steigende Sonne sie trocknete und ihre vom Frost geschüttelten Glieder wärmte. Gleichzeitig stiegen aber auch aus den Thalgründen neue Nebel auf, mit ihren grauen Schleiern prächtige Gegensätze zu dem dunkelgrünen Wald und den buntblumigen Wiesen bildend, und am Abend wiederholte sich dasselbe Schauspiel.

So wie man mit dem Eintritt in das Land der Kissandschi diese fruchtbare und bewohnte Gegend erreicht hatte, änderte sich auch Manches in der Marschweise der Karawane. Am Abend wurden befestigte Lager bezogen (siehe S. 72) und Schlafhütten errichtet, die vor dem Regen schützten. Die bewaffnete Vorhut hielt streng darauf, daß Niemand dem Zuge voreilte, und bewachte zur Nachtzeit das Lager, denn man war keinen Augenblick sicher, daß man von einer Räuberbande angegriffen würde. Die Kissandschi und ihre Nachbarn, die Leute von Selles und Ganda, lieben dergleichen Zeitvertreib und versammeln sich mitunter in Schaaren zu mehreren Tausenden, um irgend einen Handstreich auszuführen. Ihre Wohnungen legen sie gern in schwerzugänglichen Felshöhen an oder kleben sie gleich Adlerhorsten an die Seiten der Granitketten; dabei sind sie kühn und kräftig, und mit Flinten, Messern, Wurfspießen und Keulen gut bewaffnet. Ja, sie dehnen ihre Raubzüge sogar bis in die Nähe der portugiesischen Küstenplätze aus und veranlaßten dadurch den Gouverneur von Benguela, im Jahre 1853 einen Kriegszug gegen sie zu unternehmen. Er hatte zu diesem Zwecke sich mit Kaluama, dem Fürsten von Bailundo (im Nordosten von Kissandschi), verbündet und letzterer rückte mit 12,000 bewaffneten Kriegern ein. Vier Monate lang wüthete ein erbitterter Guerillakampf, — dann mußte sich Kaluama mit dem Rest seines geschlagenen Heeres zurückziehen und alles Blutvergießen hatte zu keinem Resultate geführt.

Dem Gebrauche gemäß hatte von dem Augenblicke an, wo die Karawane das Land der Kissandschi betrat, Magyar den Oberbefehl zu übernehmen, denn, sagte man, die Räuber wagen es nicht so leicht, einen Zug anzugreifen, der von einem Europäer angeführt ist. Sie fürchten die Energie der Weißen, von der sie hinlänglich durch die Erfahrung belehrt sind. Magyar selbst überzeugte sich bei seinen spätern Reisen, daß sie wol Ursache dazu haben. Als er eines Tages (1852) am Hetala-Fluß, im Lande Kilengues, sein Lager aufgeschlagen hatte, kamen plötzlich sein Kissongo und einige seiner Begleiter mit entsetzter Miene zu ihm und forderten ihn auf, ihnen zu folgen. In geringer Entfernung traf er einen ungeheuren wilden Feigenbaum, dessen weit ausgebreitete Aeste statt der Früchte Menschenschädel trugen, während ringsum auf dem Boden gebleichte Skelette lagen. Etwas weiter hin fand er die Ueberreste eines befestigten Lagers, an dessen abweichenden Einrichtungen er sofort erkannte, daß es nicht von einer Karawane, sondern von einer starken Räuberbande bewohnt gewesen war. Hier fehlte es ebenfalls an Menschengebeinen nicht. Später erfuhr Magyar die Geschichte dieses Ortes. Ein portugiesischer Mulatte aus Loanda, Luiz Gama de Almeida, hatte mit zahlreichen Bewaffneten eine bedeutende Menge Elfenbein transportirt und unweit jener berüchtigten Stelle gelagert. Seine Leute hatten, durch die frischen Fußspuren geleitet, das starke Räuberlager im Walde entdeckt und die 2000 Mann starke Karawane umzingelte sofort das Lager der Strauchritter. Letztere wurden durch wohlgezielte Flintenschüsse aufgeschreckt, wehrten sich zwar wie Verzweifelte, streckten aber, nachdem ihr Anführer, ein wegen seiner Grausamkeit berüchtigter Räuber, Kalukango, gefallen war, die Waffen. Gama de Almeida ließ 70 der bekanntesten Raubgesellen enthaupten und allen Uebrigen außer den Waffen auch die Nasen und Ohren abnehmen, und schickte sie in dieser Verfassung nach Hause. Da ihr Weg aber 8 Tage lang durch unbewohnte Gegenden führte, werden Wenige heimgekommen sein. Magyar meint, wenn stets auf solche energische Weise gegen das Raubgesindel verfahren würde, so dürfte dem Unwesen vielleicht bald gesteuert werden. Er hatte später selbst oft genug blutige Kämpfe mit dergleichen Wegelagerern zu bestehen.

Als Karawanenchef hatte Magyar sich Kenntniß von allen Gütern zu verschaffen, welche die Reisenden mit sich führten, und dann von denselben die Stücke zu entnehmen, die nöthig waren, um alle Häuptlinge zu befriedigen, an deren Wohnorten man vorbeikam. Täglich mußte er außerdem die Wache zu sich beordern und derselben für den folgenden Tag Instruktionen ertheilen, wobei er übrigens von dem bisherigen Führer treulich unterstützt wurde. Diese Wachsoldaten hatten ihrerseits die Verpflichtung, für ihn im Lager die Schlafhütte zu bauen, und erhielten am Ende der Reise einen Ochsen dafür zur Belohnung.

Magyar hatte kaum sein Amt angetreten, als auch schon sich Boten des nächsten Häuptlings der Kissandschi einstellten, ihm einen Ochsen als Geschenk und eine freundliche Einladung zum Besuch brachten. Bei allen solchen Gelegenheiten ist es gebräuchlich, daß die Ankommenden sich an einer leicht in die Augen fallenden Stelle niedersetzen und warten, bis sie zuerst begrüßt werden.

Auch der Hauswirth grüßt seinen Gast zuerst und letzterer entfernt sich nachmals, ohne Abschied zu nehmen. Der allgemein übliche Gruß besteht darin, daß man in die Hände klatscht, dabei „Bokuetu! d. h. Friede sei mit dir!“ ruft und dies dreimal nach einander wiederholt. Wird von dem Angekommenen diese Ceremonie nicht wiederholt, so gilt dies als Zeichen von feindlichen Absichten. Frauen ist es verboten, mit Bokuetu zu grüßen.

Es war zwar ganz gegen den herrschenden Gebrauch, daß der Führer die Karawane verließ; man konnte auch den süßen Worten des Häuptlings nicht im mindesten trauen; Magyar wagte es aber, denselben in seiner Residenz zu besuchen, nahm jedoch aus Vorsicht 100 bewaffnete Männer zu seiner Bedeckung mit. Weiber und Kinder flohen bei seinem Anblick mit Zetergeschrei. Wenig aufgeworfene Lippen, eine schlankere Nase, blaue Augen und vollends ein schlichtes blondes Haar sind den Negern ein Greuel. Es kommen unter ihnen Einzelne vor, deren Nasen weniger aufgestülpt und deren Lippen schärfer geschnitten sind, diese Leute gelten aber bei ihren Kameraden gewöhnlich als verschmitzte, unzuverlässige Gesellen. Magyar mußte es oft hören, daß die Negerinnen ihn musterten: sie fanden seinen Wuchs ganz nett, ihn überhaupt ganz passabel, allein stets meinten sie, daß er durch seine Augen und sein Haar doch gar zu sehr wie ein Thier aussähe!

Der Herr der Kissandschi präsentirte sich in einem langen rothen Rocke mit breiten Silbertressen, einem abgetragenen Generalshut und mit einem langen Stock mit großem Silberknopf, täuschend einem Portier ähnlich, nahm übrigens die Abgabe der Karawane und Magyar's Privatgeschenk huldreichst an und gab der ganzen Versammlung bedeutend viel Kimbombo d. h. Maisbier zum Besten. Das ganze Publikum gerieth bald in ungeheure Heiterkeit und tanzte die halbe Nacht hindurch bei den Klängen der geliebten Marimba (siehe Livingstone's Reisen!), die eine vervollkommnete und vergrößerte Handscha (siehe S. 81) ist.

Ein zweiter Besuch, den man nach einigen Tagen erhielt, drohte unangenehmer zu werden. Einige vollständig bewaffnete, schöngebaute Neger im Kriegsschmuck ließen sich vor dem Lager nieder und erwiederten den Friedensgruß nicht, den man ihnen bot, sondern fragten nach dem Führer der Karawane. Sofort eilte Jedermann mit den Waffen zur Volksversammlung (Olongo). Die Fremden stellten sich vor als Boten des Fürsten (Soba) von Kubala und überreichten Magyar einen in portugiesischer Sprache geschriebenen Brief. In letzterm behauptete jener Fürst, es seien ehedem Leute aus seinem Lande mit der Bihe-Karawane nach Benguela gezogen, bis jetzt aber noch nicht wieder zurückgekommen, deshalb zweifelsohne von den Biheern ermordet und beraubt worden. In Folge dessen verlange er von der Karawane als Blutgeld 500 Stück Baumwollenzeuge, 200 Pfund Pulver, 10 Fässer Branntwein u. s. w., und drohte im Weigerungsfalle mit Krieg und Plünderung.

Da Magyar in diesem kitzligen Falle nicht wußte, wie er sich zu verhalten habe, so überließ er dem frühern Karawanenchef Murßa den Vorsitz und dieser brachte durch seine geschickten Fragen, die einem europäischen Rechtsanwalt alle Ehre gemacht hätten, die Boten bald aus der Fassung. Besonders drang

er darauf, daß vor allen Dingen die Impembas der angeblich Vermißten vorgezeigt würden, jene mit dem Opferblut getränkten Zeugstreifen (siehe S. 191), ohne deren Ueberbringung kein Fürst einem Unterthanen die Erlaubniß zur Reise ertheilt. Die Boten wußten sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß sie zum Zeichen der Kriegserklärung die zerrissene Patrone Murßa vor die Füße warfen und sich unter allgemeinem Gezische und Kriegsruf davon trollten. Die Karawane setzte sich in Kampfbereitschaft, die Wächter verabredeten bestimmte Signale, welche sie sich zupfiffen, um mitzutheilen, ob sich etwas Verdächtiges zeige oder nicht. Die Träger der Patronentaschen lockerten die Deckel und hielten sich zum Vertheilen der Munition bereit, während Jeder seine Waffen zur Hand nahm. Nach wenig Tagen kam die Karawane zu dem Herrn von Kubala und ward von demselben so freundlich aufgenommen, als ob nichts vorgefallen sei. Ueber den erwähnten Drohbrief befragt, erklärte er jene Boten für Betrüger, allein die Reisenden waren der Ueberzeugung, daß er das Ganze angestiftet habe, um einen Prellversuch zu wagen. Wäre die Karawane schwach oder nicht muthig genug gewesen, so würde er wahrscheinlich keinen Augenblick Anstand genommen haben, sie auszuplündern.

Größeres Bedenken als die erwähnte Gesandtschaft erregte eine Nachricht, welche einige Tage später durch einen befreundeten Häuptling der Karawane mitgetheilt wurde. Man erfuhr, daß ein Heer Bailunda-Krieger sich dicht am Karawanenwege gelagert habe. Dasselbe solle zwar auf einem Raubzuge gegen die Muhumba begriffen sein, als es jedoch von dem Herannahen der Karawane Kunde erhalten, habe es Halt gemacht. Boten, welche man der Karawane vorausschickte, fanden die Mittheilung bestätigt und versetzten dadurch Alle in die größte Aufregung. Die Einen riethen zum Kampfe gegen die Wegelagerer, die Andern zu einer Verschanzung, die Dritten zum Abweichen vom gewöhnlichen Wege. Der Kampf war aber eben so riskant wie das Beziehen eines befestigten Lagers, in welchem man in kurzer Zeit durch den Mangel an Lebensmitteln in eine verzweifelte Lage kommen würde. Das Umgehen der Karawanenstraße dagegen gab dem Fürsten von Bailundo nach der allgemeinen Anschauungsweise sogar das Recht zu einem allgemeinen Angriff auf die Reisenden, bei welchem er von seinen Nachbarn unterstützt worden wäre. Es wurde also ein Mittelweg eingeschlagen. Man sandte eine Botschaft an den Befehlshaber des Kriegsheeres und ließ um freien Durchzug gegen ein angemessenes Geschenk bitten. Würde er nun das Gesuch abschlagen oder seine Forderungen unverschämt hoch stellen, so wolle man eiligst gegen ihn marschiren und sein Lager mit gewaffneter Hand überfallen, ehe er einen Angriff vermuthe.

Die rückkehrenden Gesandten brachten zu allgemeiner Freude den dreimaligen Friedensgruß und die Versicherung des Feldherrn, daß dieser nichts Feindliches gegen die Karawane im Schilde führe, sondern sie nur um einige Dinge ersuche, an denen er zufällig Mangel leide. Hierauf folgte das Register von Branntwein, Zeugen, Schießpulver, Feuersteinen u. s. w., das zwar ansehnlich genug, aber für die starke und reiche Karawane leicht zusammenzubringen war.

Gleichzeitig hatte der Feldherr es sich ausgebeten, daß der weiße Führer der Karawane ihm die Geschenke persönlich überbringe, auch für dessen Sicherheit zwei Frauen zu Geiseln angeboten. Da es einmal nicht anders ging, willfahrtete Magyar diesem Verlangen, obschon er recht gut wußte, daß es einem Negerhauptmann auf ein Paar Meineide gerade nicht ankommt, wenn er dadurch seine Habgier befriedigen kann. Gleich am nächsten Morgen machte er sich mit einer Anzahl Begleitern und den Geschenken auf den Weg nach dem Kriegslager und fand dasselbe aus vier großen Abtheilungen bestehend und das Feldherrnzelt durch eine hohe rothe Fahne gekennzeichnet.



Empfang im Lager der Bailunda.

Nachdem er länger als eine halbe Stunde hatte warten müssen, empfing ihn der Feldherr Kanduko-Lombeaganda. Es war dies ein Schwiegersohn des Königs von Bailundo, ein starker, hoher und verhältnißmäßig schöner Mann. Ihn umstanden seine Leibwächter, der Dolmetscher, Haushofmeister und der Stuhlträger. Es genießen in jenen Gegenden nur die Vornehmen das Recht, sich auf einen Stuhl zu setzen, und lassen sich deshalb dieses Zeichen ihrer Würde stets durch einen Sklaven nachtragen. Der Europäer gilt ihnen von vornherein für ebenbürtig mit dem einheimischen hohen Adel.

Rings um den Führer standen ferner die Hauptleute der Kriegsherden in dichtem Gedränge und eine ganze Schaar Weiber, die den Fürsten begleiteten. Die Krieger glänzten von Fett und waren gut bewaffnet, eine große Anzahl führten Feuergewehre. Ihr Haupthaar war zu einem künstlichen Geflecht, dem Epunta, verarbeitet, das genau einem Dragonerhelm glich und oben mit zahlreich eingeflochtenen glänzenden Muscheln geschmückt war. An den Seiten der Schläfen hingen Haarflechten herab, mit weißen und rothen Glasperlen ausgeputzt. Der Feldherr hatte um seine Hüften einen Gürtel aus weißem Baumwollenzeug geschlungen und damit ein weites, wallendes Gewand zusammengefaßt, das weiß und rothstreifig war. Ueber die Schultern hing ihm ein Stück blauer Kattun statt Mantel und die Arme waren bis zu den Ellenbogen mit Kupferringen bedeckt. Der Krieger hielt zuerst eine Ansprache an seine Schaaren und die Vissandschispieler begleiteten seine Worte mit leisen Akkorden. Dann erst wandte er sich an die Fremden, klatschte zweimal in die Hände und begrüßte sie mit dem üblichen Bokuetu. Er erklärte ihnen offen, daß seine Offiziere ihm allerdings den Vorschlag gemacht hätten, die Karawane abzufassen und von ihren Lasten zu befreien, allein er sei der intime Freund, der Kissoko, eines weißen Mannes und schon deshalb wäre es für ihn eine moralische Unmöglichkeit, einen Reisezug zu belästigen, der von einem Stammverwandten seines Kissoko angeführt würde.

Kissoko-Freundschaft zu schließen ist ein origineller Gebrauch bei jenen Völkern, der selbst mit religiösen Feierlichkeiten verknüpft ist. Die beiden Freunde, welche ein solches Bündniß mit einander eingehen wollen, versammeln an einem bestimmten Tage ihre Verwandten nebst dem Zauberdoktor. Nachdem man sich durch Maisbier (Kimbombo) in die nöthige Begeisterung versetzt hat, verwundet der Priester (Kimbanda) jeden der Freunde am linken Arme und fängt das Blut in einer Schale mit Kimbombo auf. Diesen Kissoko-Trank genießen Beide, indem sie sich dabei umarmen. Von diesem Augenblicke an herrscht zwischen Beiden die vollständigste Gütergemeinschaft, selbst in Bezug auf die Weiber. In Gefahren steht Einer für den Andern selbst mit Aufopferung des Lebens ein.

Die erhaltenen Geschenke ließ der Feldherr sofort durch seinen Haushofmeister wegschaffen, da er seinen eignen Soldaten nicht trauen durfte. Ueberhaupt ist die Disziplin in einem Negerheere von der lockersten Weise und Magyar nahm hierauf bei seinen Anordnungen die nöthige Rücksicht. Während die Schwarzen dem Bier nach Kräften zusprachen und ihre wilden Tänze begannen, empfahl er sich mit seinen Genossen in aller Stille und eilte zur Karawane zurück. Man hielt es für sehr möglich, daß die raubgierigen Krieger die Reisenden auf eigne Faust überfallen und ausplündern möchten, ohne sich an das freie Geleit zu kehren, das ihr Feldherr denselben zugesagt. Sie pflegen in solchen Fällen dann ihre Fahne zu verlassen und kehren mit der erlangten Beute nach ihren Wohnungen zurück. Da sie zu dergleichen Ueberfällen gern die frühesten Morgenstunden wählen, so rüstete sich die Karawane sofort zum Aufbruch und marschirte mitten in der Nacht unbemerkt an dem gefahrdrohenden Kriegslager vorbei.

Da man forcirte Märsche machte, kam man glücklich ohne weitere Unfälle aus der unheimlichen Nähe der wilden Raubgesellen hinweg.

Magyar's Reise wurde aber zu seiner großen Befriedigung auch durch einige kleine Abenteuer angenehmerer Natur erheitert. Als er in der Nähe von Kandala in seiner Rasthütte sich ausruhte und eben in Nachsinnen über die ungewisse Zukunft versunken war, die ihm bevorstand, weckte ihn ein freundlicher Gruß in portugiesischer Sprache aus seinen Träumereien, den ein Paar niedlich gekleidete Negermädchen an ihn richteten. Es befremdete ihn sofort die Kleidung derselben, da diese halb europäisch war, noch mehr aber ein Geschenk von Ananas, Feigen und Bananen, welches sie ihm überreichten, und die Botschaft, welche sie daran anschlossen. Sie überbrachten einen Gruß von Donna Isabel, einer Dame, die im nahgelegenen Orte wohne und die um Erlaubniß nachsuchte, ihn besuchen zu dürfen. Da Magyar seine Freude darüber aussprach, die freundliche Spenderin empfangen zu dürfen, entfernten sich die Mädchen und nach kurzer Zeit kündigte der taktmäßige Gesang der Träger und das Geklingel der Schellen eine Tipoia an, die vor Magyar's Hütte still hielt. Letztere war so eng, daß er seinen Besuch vor der Thür empfangen mußte. Die Dienerinnen hatten dort bereits schöne Matten ausgebreitet, die Gebieterin stieg aus der verdeckten Tipoia aus und stellte sich dem Ungar vor.



Bissandschi.

Es war eine Dame von etwa 22 Jahren von hohem, schlanken Wuchs und gelbbraunem, zimmtfarbenen Teint, der sie als Mulattin kennzeichnete. Sie hatte zwar die dicken aufgeworfenen Lippen der Neger und auch die platte Nase derselben, sonst aber einen untadelhaften Körperbau und feurige schwarze Augen, die auf einen lebhaften, geweckten Geist schließen ließen. Ihre kleinen schneeweißen Zähne glänzten wie Perlen. Das weite, hellfarbige Kleid hatte sie mit einem weißseidenen langen Gürtel umschlungen und über die Schultern einen hellblauen Schal geworfen. Das Haupt war umwunden mit einem blumigen, seidenen Tuche, Hals und Ohren mit kostbarem Geschmeide geziert.

Sie erzählte Magyar, daß sie in Benguela geboren, in Brasilien aber erzogen worden sei. Nachdem sie nach Afrika zurückgekehrt, habe sie sich an einen einheimischen Kaufmann verheirathet und hier bei Kandala niedergelassen. Schon nach zwei Jahren sei dieser aber gestorben und sie setze jetzt als Wittwe die Geschäfte desselben fort, während ihre Sklaven das Feld für sie baueten. Hierauf folgte an Magyar die Einladung zu einem Gegenbesuch, den er ihr auch an demselben Tage abstattete. Er fand ihre Wohnung höchst reinlich und zierlich, und erquickte sich an einem Abendessen, das nach europäischer Art zubereitet war. Beide schieden als gute Freunde und Magyar fügt hinzu, daß dieselbe Frau ihm sieben Jahre später als Schutzengel das Leben gerettet habe.

Mitunter erhielten auf den Rasteplätzen auch die übrigen Karawanenmitglieder weiblichen Besuch aus den benachbarten Ortschaften, dem jedoch nicht immer zu trauen war. So hatten sich kurz nach der erzählten Bekanntschaft aus dem Orte Schakambera Negerinnen und Neger eingefunden und waren sogar zur Nacht im Lager geblieben. Am Morgen fand es sich, daß man abscheulich bestohlen worden war. Es fehlten gegen zwanzig größere und kleinere Ballen. Magyar selbst vermißte von seinem Eigenthum drei Faß Pulver, jedes zu zwanzig Pfund, so wie zwei Fässer Branntwein. Man nahm sich daraus die Regel, daß künftig kein Fremder zur Nacht im Lager bleiben durfte, und die Wächter wurden verpflichtet, ihre Schuldigkeit zu thun.

Als die Karawane das Land Kissandschi, das wir bereits erwähnten, verließ und auf die obengenannten Gazellenhörner zuging, führte der Weg durch das sehr interessante Thal des Kubale-Flusses. Die Schilderung, welche uns Magyar von dieser Gegend entwirft, erinnert vielmehr an westindische oder brasilianische Wildnisse, als an die Scenerien, die man im Allgemeinen in Afrika zu finden gewöhnt ist. Beide Seiten des Thales wurden durch ansehnliche Bergzüge gebildet und die Felsenbarren, die sich gleich Rippen querüber legten, nöthigten den Fluß häufig zu prächtigen Wasserfällen und Stromschnellen. Ebenso ertönte aus den Seitenthälern ununterbrochen das Plätschern von Gießbächen, die sich mit dem Kubale vereinigten. Da wo das Thal sich ansehnlicher weitete, waren die feuchten Wiesenflächen mit dem mannshohen Sabale-Grase dicht bedeckt, das den Reisenden wegen seiner scharfen Blätter sehr beschwerlich ward und sie häufig im Gesicht und an den Händen verwundete. Der größte Theil des Flußthales war dagegen von üppigem Urwald erfüllt. Die meisten Bäume waren von üppigen Schmarotzergewächsen bedeckt, welche Magyar an die Tillandsien, Bromelien, Bignonien und Kakteen Brasiliens erinnerten. Schlinggewächse mit prächtigen Blüten bildeten reizende Guirlanden, spannten sich von Baum zu Baum und versperrten oft den Weg so dicht, daß die Lastträger große Mühe hatten, mit ihren Stangen durchzukommen. Da Magyar kein Naturforscher ist und sich deshalb verleiten läßt, diese üppigen Pflanzengestalten für identisch mit den amerikanischen zu halten, so ist es für uns von großem Interesse, das Urtheil eines deutschen Botanikers, des bereits genannten Dr. Friedrich Welwitsch, hierüber zu hören, welcher wenige Meilen nördlich von Magyar's Route jahrelang seine Untersuchungen anstellte. Er sagt über die geschlossenen Waldungen, welche in einer Erhebung von 1000 bis 2500 Fuß über dem Meeresspiegel in den portugiesischen Besitzungen von Cazengo und Golungo Alto vorkommen, daß sie aus etwa 300 verschiedenen Baumarten zusammengesetzt und von gegen 400 Spezies von Schlinggewächsen durchwoben werden. Der Boden derselben ist mit etwa 60 Arten Farnkräutern bedeckt, deren mehrere baumartige Formen annehmen. Außerdem findet sich dort eine Napoleona (siehe eine Verwandte auf Abbildung S. 41 Fig. 2) mit wirtelständigen Aesten, dann ein 80—100 Fuß hoher Baum vom Geschlecht der Muskatnuß, 28 Sorten Feigen-

bäume, oft in riesenhaften Exemplaren, eine Mathusia und eine Menge großer Bäume aus den Familien der Bignonien, Rubiaceen, Verbenaceen, Mimoseen und Leguminosen. Einer der stärksten Bäume ist hier Monodora Myristica (eine Anonacee), der unter dem Namen amerikanische Muskatnuß in Westindien vielfach gepflegt wird. Seine 3 Zoll breiten, gelb und weißen Blüten sind roth punktirt, und die Früchte stehen in Bezug auf das gewürzhafte Aroma den ächten Muskatnüssen nicht viel nach. Nach Amerika ist er erst durch Negersklaven mit übergesiedelt worden.


Blütenzweig vom Afrikanischen Muskatnußbaum (Monodora Myristica).

Orchideen kommen in diesen Waldungen sowol als Bodenpflanzen, als auch auf den Bäumen als unächte Schmarotzer vor. Eine der ersten ist vielleicht die riesigste ihres Geschlechts und scheint der Gattung Lissochilus anzugehören. Sie hat Blätter von 5 Fuß Länge und einen Blütenschaft von 10—12 Fuß Höhe, den eine prächtige Aehre von $1^1/_2$ Fuß Länge krönt, die aus 20—25 großen, rosenrothen Blumen besteht.

Noch auffallender ist ein Doldengewächs, dessen Stamm $1—1^1/_2$ Fuß im Durchmesser erreicht und das deshalb ein Baum zu nennen wäre, sowie es von den Negern auch als Nutzholz verwendet wird. Zugleich liefert es den Eingeborenen eins ihrer berühmtesten Arzneimittel. Auch unter den zahlreichen Compositeen kommen zwei Arten als Bäume vor und erinnern dadurch wiederum an die Flora Südamerika's. Eine interessante Gruppe bilden die hier auftretenden Verwandten des Brodbaumes (Artocarpeae), indem sie aufs deutlichste ein Bindeglied zwischen dieser Pflanzengruppe einerseits und den Maulbeergewächsen und Brennnesseln (Urticaceae) andererseits darstellen. Eine hierzu gehörige, der Dorstenie nahe verwandte Gattung bildet einen starken, holzigen, 4 Fuß hohen Strauch, ganz vom Ansehen einer Feige. Unter den Sapindaceen und Combretaceen, vorzüglich aber unter den Leguminosen, zeigen sich höchst interessante neue Gattungen. Eine Polygalacee kommt als Kletterpflanze von 30 bis 50 Fuß Höhe vor und entwickelt einen Stamm von $^2/_3$ Fuß Durchmesser, sie scheint zur Gattung Zophostylis zu gehören. Von höchstem Interesse für den Pflanzengeographen sind die Mittheilungen Welwitsch's, daß hier eine Begonie, ein Hyperis, eine Ottelia, eine Gnetacee, eine Balsaminee und zwei Cedrelaceen aufgefunden worden sind, also durchgehends Familien, die bis jetzt im

tropischen Afrika noch nicht aufgefunden waren. Noch wichtiger ist die Angabe, daß in diesen Hochwäldern eine Rhipsalis, also eine Kaktee, an den mächtigen Stämmen der Adansonien und Sterculien häufig wuchernd vorkommt. Welwitsch nennt sie **Rhipsalis aethiopica** und sagt, daß er im Ganzen gegen 2000 Pflanzenarten allein aus diesen Waldungen gesammelt habe.

Nachdem man das Thal des Kubale verlassen, hatte man bis an den Fuß des Lingi-Lingi-Gebirges eine weite Hochebene zu passiren, die nur durch die Thalsenkung unterbrochen wurde, in welchen der Kalmanda, ein Nebenfluß des Balomba, strömte. Der Boden war theils thonig und dann, durch den anhaltenden Regen aufgeweicht, sehr schwierig zu überschreiten, theils ward er steinig und sandig. Wo letzteres der Fall war, trat stellenweise Waldung auf, die übrige Hochebene war mit kurzem Gras und blühenden Kräutern bedeckt und von Singvögeln belebt. Auf manchen Strecken machte sich ein Gewächs sehr unangenehm bemerklich, das Magyar mit dem einheimischen Namen Ongote nennt. „Dieses Gewächs, sagt er, ist eine Spanne hoch; die zarten, biegsamen Zweige desselben haben kleine, ovale, hellgrüne, fleischige Blätter, die Wurzeln verzweigen sich in allen Richtungen und die knorrigen Stämme ziehen sich ein bis zwei Zoll hoch über dem Erdboden dahin, so daß man jeden Augenblick darüber stolpert. Da, wo es vorkommt, verdrängt es beinahe vollständig die nützlichern Grasarten."

Die kräuterreiche Hochfläche war stellenweise von Wild belebt. Heerden von Büffeln (Pakassa), Zebras, Quaggas (Gelenge) und Antilopen (Palanka) weideten hier friedlich, bis sie durch die herannahende Karawane stutzig wurden und sich in den Wald zurückzogen. Magyar wohnte hier einer Jagd auf Pakassa's, d. h. Büffel bei, gesteht aber offenherzig, daß er eine sehr klägliche Rolle dabei gespielt habe. Es begleiteten ihn 40 mit Flinten bewaffnete Jäger. Man traf die gewaltigen Thiere in einer muldenförmigen, sumpfigen Vertiefung behaglich im Schlamme und schlich ihnen durch das hohe Gras näher. Magyar ward es unheimlich zu Muthe, als er die riesigen, wilden Geschöpfe mit den mächtigen Hörnern sah, und kletterte zur größern Sicherheit auf einen Termitenhügel. Durch seinen Anblick geriethen die Unholde in Wuth, warfen schnaubend die Köpfe empor und stürmten dann vorwärts. Die Jäger schossen und riefen dem Ungar zu, auf diejenigen Büffel zu feuern, welche in vollem Laufe dicht an ihm vorbei kamen. Er war aber von Furcht so gelähmt, daß er kaum die Flinte zu halten, vielweniger zu zielen vermochte, und wagte nicht abzudrücken. Die wilden Geschöpfe mit funkelnden Augen und schäumendem Maule sahen ihm gar zu dämonisch aus und er dachte nur daran: wie es Jemand zu Muthe sein müsse, welcher von ein Paar solcher Hörner zuerst in die Höhe geschleudert, gespießt und dann von den plumpen Beinen zu Brei zerstampft würde. Seine Kameraden erlegten glücklich sieben Stück. Magyar aber warf heimlich den Feuerstein von seiner Flinte weg und zeigte den Jägern mit betrübtem Gesicht das Unglück an, durch welches er verhindert worden sei, ein Pakassa zu erbeuten. So rettete er wenigstens in den Augen der Schwarzen die Ehre seiner Nation, denn die Neger betrachten jeden Europäer als einen geborenen Helden.

Die erlegten Thiere wurden abgebälgt und das Fleisch für die Karawane zerlegt. Das Büffelfleisch ist trotz alles Kochens stets zähe und von etwas bitterem Geschmack. Bei tüchtigem Appetit, nach anstrengender Fußwanderung, läßt es sich dagegen wol verzehren. Ein einziges Thier hat ziemlich das Doppelte vom Gewicht eines gewöhnlichen zahmen Ochsen.



Das Pakassa (Büffel).

Da wo der Boden sich hob und deshalb trockener ward, zeigten sich einzelne Waldungen, ganz abweichend von den vorhin geschilderten. Sie waren aus hochstämmigen, schlanken und schönen Bäumen zusammengesetzt, die ihre Aeste völlig wagerecht ausstreckten und in einander verschlangen. Der Waldboden war mit einem grünsammetenen Teppich von zartem Grase bedeckt und völlig frei von Unterholz, so daß man weit zwischen die Baumsäulen hineinschauen konnte. Es trat hier eine Menge niedlicher und schönblühender Kräuter auf, die den herrlichsten Duft verbreiteten und sehr an die Flora des Kaplands erinnerten. Magyar nennt Porteen, Eriken, Diosmen, Stapelien und andere Gewächse, die sämmtlich Gattungen des Kaplandes sind; von den Waldbäumen bezeichnet er den Mako mit eisenhartem Holze als eine Mimosenart und nennt dann noch den Mussamba, den Omia und den Omone als die auffallendsten.

Ein eigenthümliches Wildpret der afrikanischen niedern Jagd bilden die Heuschrecken. Ein großer Schwarm dieser Thiere, der sich gleich einer Wolke über

die Reisenden legte, ward mit Jubelgeschrei begrüßt. Die Lastträger legten ihre Bürden ab und füllten die leergewordenen Vorrathssäcke mit lebendiger Speise, die sie am Abend beim Lagerfeuer rösteten und damit die Umgebung in einer Weise durchräucherten, die für die Nase eines Europäers sehr unangenehm war.

In der Nähe der Wohnorte bewegte sich der Zug durch ausgedehnte Pflanzungen von Nährpflanzen. Der Mais erreichte hier noch die doppelte Höhe eines Mannes, daneben waren Maniok, Kartoffeln, Bohnen und Kürbisse und auch der Tabak war nicht vergessen. Man sieht, daß sich hierbei Gewächse befinden, die von der Küste aus als ursprünglich amerikanische zu den Stämmen des Innern gelangt sind.

Als die Reisenden am Fuße des Lingi-Lingi-Gebirges anlangten, sandte ihnen dieses ein furchtbares Unwetter als Gruß entgegen, dessen Blitze und Donnerkrachen nach Magyar's Ausspruch selbst das Herz des muthigsten Mannes erbeben machten. Man verließ mit diesem Finale das Land der Kiaka, in welchem Magyar das greuliche Schauspiel einer Negerhinrichtung mit angesehen hatte, welches wir bereits früher (S. 144) erzählten. Jenes abergläubische und grausame Verfahren kennzeichnet genugsam den Charakter der Kiaka, die ihren Nachbarn an Raublust nichts nachgeben und ihre Siegesmahle mit einem Schmause krönen, bei welchem Menschenfleisch mit Hunde- und Büffelfleisch gemischt die Krone bildet.

Die Reise über das Lingi-Lingi-Gebirge schildert Magyar in den lebhaftesten Farben. Die Genüsse, welche der ununterbrochene Wechsel der Scenerie darbot, überwogen bei Weitem die Beschwerlichkeiten und Anstrengungen der Bergfahrt. Anfänglich folgten die Reisenden dem Thale des Balomba und hatten einen dichten Urwald mit Schlinggewächsen zu passiren. Dann trat der Pfad ins Freie und wand sich im Zickzack die Höhe des Gebirges hinauf, oft am Rande tiefer Schluchten entlang laufend. Die Berggipfel ringsum zeigten die verschiedenartigsten, groteskesten Formen. Einige derselben waren mit Nadelholzbäumen bedeckt, die an den schroffen Seiten in zahlreichen Etagen hinaufkletterten. Andere waren fast ganz vom Pflanzenwuchs entblößt und trugen nur wenige dickfleischige Stauden: Aloearten und ähnliche, welche Magyar an Agaven, Bromelien und Kakteen erinnerten. Aus der Tiefe der Schluchten schallte das Brausen der Gießbäche und die zahlreichen Singvögel erfreuten die Bergsteiger mit ihrem angenehmen Gezwitscher.

Die Höhe des Gebirgs wird durch die gegen 5000 Fuß über Meer befindliche Bergebene von Kiabera gebildet, von welcher man nach allen Seiten hin die entzückendste Fernsicht hat. Im Westen ziehen sich die Gebirge von Kiakka und Kubala und ähneln mächtigen dunkeln Flecken auf der endlosen, tieferen Ebene. Im Norden ragen aus dem Flachlande von Bailundo gleich Riesensäulen die vereinzelten, pyramidenförmigen Gipfel der „Amba". Im Osten erhebt sich das Djamba-Gebirge, das an Höhe die Lingi-Lingi-Kette noch übertrifft, und im Süden schließen wie ein Zug bläulicher Wolken die Ketten von Hambo und Kingolo die Rundsicht. Die Ortschaft Kiabera, aus etwa 160 Rohrhütten bestehend, liegt auf dem Gipfel eines kegelförmigen einzelnen Piks, der sich noch über das Plateau erhebt.

Auf dieser Hochebene war es, als die ermüdeten Reisenden durch einen Ueberfall der rothen Ameisen aus dem Schlafe in höchst unangenehmer Weise aufgeschreckt wurden. Hier liegt auch Kandala, der reizende Wohnsitz der Donna Isabel, deren Zusammentreffen mit Magyar wir bereits erzählten.

Zwischen dem Lingi-Lingi-Gebirge und dem östlicher gelegenen Djamba-Gebirge befindet sich das Land Hambo, das zwar nicht gerade groß, aber wegen des kriegerischen und räuberischen Sinnes seiner Bewohner weithin in Ruf ist. Dieselben dehnen ihre Raubzüge gelegentlich sogar bis zum 20.⁰ S. Br. aus. Das Land ist im Süden gebirgig, im Norden dagegen eben und fruchtbar, durchströmt von einer Anzahl kleiner Gewässer, die sich im Keve-Flusse (Kuvo) vereinigen. Der Marsch durch den vom Regen durchweichten schwarzen Thonboden, der die größte Fläche der Landschaft überdeckt, war sehr beschwerlich, noch unangenehmer aber die Passage über den Keve, der bedeutend angeschwollen war und die vorhandene schwache Holzbrücke so überfluthete, daß nur das Geländer zu sehen war.

Auf einem Unterbaue von bewaldeten niederen Bergen erhob der riesige Kegel des Djamba sein ehrwürdiges, kahles Granithaupt vor den Reisenden. Dieses Gebirge bildete den letzten Wall, der zu übersteigen war, ehe die Karawane die Hochebene erreichte, auf welcher ihr Heimathsland Bihe liegt. Trotz des anstrengenden Weges herrschte deshalb allgemeine Fröhlichkeit unter den schwarzen Begleitern Magyar's und Jeder sang ein lustiges Lied, wo möglich ein solches, das er bei einem fremden Stamme neu erlernt hatte. Es gehört zu den besonderen Liebhabereien der Kimbunda, ein wenig damit zu prahlen, daß sie vielen anderen, möglichst fremden Völkern Lieder, Begrüßungsformeln, Tänze oder sonstige Sitten abgelernt haben, da sie einen Ehrenpunkt darin suchen, als weitgereiste, vielerfahrene Leute zu gelten. Bei Zusammenkünften sucht hierin häufig Einer den Andern auf ergötzliche Weise zu überbieten.

Der Gesang der Karawane ward vom Gebirg mit dumpfem Gewittergrollen beantwortet, welches zur Eile mahnte. Trotz des Geschwindschritts, den man annahm, kam aber doch das Unwetter schneller herauf, als man dachte, und die Wanderer erreichten ihr Lager auf der Höhe des Gebirges in völlig durchnäßtem Zustande. Magyar zog sich hierdurch ein Fieber zu und war seelenfroh, daß am folgenden Tage ein Rasttag gehalten ward, an welchem er sich durch einen tüchtigen Schweiß in seiner regendichten Hütte erholen konnte. Er bekam in dieser Verfassung Besuche von den Djamba-Negern, die den Berggipfel bewohnen und hier unter einem Häuptling eine kleine selbständige Republik bilden. Es waren kräftige, schöngebaute Leute, die freilich auch im Bewußtsein ihrer Unabhängigkeit etwas zudringlich waren. Einer derselben machte Magyar eine interessante Mittheilung. Er erzählte ihm, daß er früher der Sklave eines Weißen gewesen sei, der hier gewohnt habe. Magyar hatte schon in Benguela von dem Treiben eines gewissen Jao Cota, eines Verbannten aus Brasilien, gehört, der vor etwa 16 Jahren in jenen Gegenden sein sonderbares Wesen getrieben habe. Der Neger gab demselben den Titel Talama-houssi d. i. wüthender Löwe, und erzählte,

daß er solchen durch die Grausamkeiten und Mißhandlungen reichlich verdient habe, die er sich gegen seine zahlreichen Untergebenen zu Schulden kommen lassen. In Gemeinschaft mit zwei Sklaven habe er im Gebirge Goldsand gewonnen und dafür in Benguela Waaren eingetauscht. Dies sei von ihm eine geraume Zeit getrieben worden, bis er in der Trunkenheit den einen seiner Sklaven erschlagen. Der allgemeine Unwille, der gegen ihn geherrscht, habe dies benutzt und ihn theils wegen dieser Blutschuld, theils wegen seines heimlichen Treibens öffentlich als Zauberer angeklagt. — Er habe sich glücklich noch aus dem Staube machen können und sei später nach Brasilien zurückgekehrt. Der Erzähler war nach seiner Angabe der zweite Sklave, der dem wüthenden Löwen beim Goldwaschen behülflich gewesen. Er erbot sich, Magyar zu dem Orte zu führen, an welchem die Arbeiten betrieben wurden, allein der Ungar konnte unter den herrschenden Umständen keinen Gebrauch davon machen.

Der Häuptling der Djamba war es, welcher die Karawane von dem am Wege lagernden Bailunda-Heere benachrichtigte und sie dadurch vor einer großen Gefahr behütete. Man setzte den Weg zwischen den Landschaften von Bailundo und Sambos fort. Da die Berührungen der räuberischen Nachbarstämme fast nur feindlicher Natur sind, so bleibt gewöhnlich zwischen den beiderseitigen Staaten ein breiter Streifen neutralen Landes unbewohnt liegen. Hier wechselte Wald in ziemlich regelmäßigen Abständen mit Grasflächen ab. Der erstere enthielt außer vielerlei Nutzbäumen auch Palmen und mancherlei Waldobst. Magyar hebt von diesem die Luhengofrucht als eine der edelsten hervor. In Farbe und Größe ähnelt sie unsrer Pflaume, nur ist sie etwas mehr kugelig. Sie hat einen süßsäuerlichen Geschmack und ein vortreffliches Aroma. Der einzige Uebelstand ist der, daß sich das Fleisch schwierig vom Steinkern trennt. Die Balunkafrucht wird nur haselnußgroß, dabei aber zart und aromatisch süß. Außen sieht sie gelb aus, der innen liegende Kern hat aber eine weiße und darunter eine blaue Schale. Eine dritte wilde Obstsorte ist die Olombumbu, die auf einem drei Spannen hohen Strauche wächst, der einem stachellosen Brombeerstrauch ähnelt. Die Frucht gleicht einer kleinen Kirsche und ist dunkelblau. Das Fleisch ist zwar sehr gewürzhaft, aber nicht sonderlich saftig. Dies Obst ist eine Lieblingsspeise der Wildschweine und an einer Stelle, an welcher die Olombumbu häufig wuchs, wurde auch eine starke Heerde des genannten Wildes aufgestöbert. Man stellte ein Kesseltreiben auf selbige an und erlegte 18 Stück, die freilich in 2000 Theile zerlegt werden mußten, denn so viel Personen zählte die Karawane.

Ueber die Vegetation des afrikanischen Hochlandes dieser Gegenden besitzen wir von dem genannten Dr. Welwitsch ebenfalls eingehendere Nachrichten, die mit Magyar's Angaben in den Hauptzügen völlig übereinstimmen. Weiter landeinwärts, sagt jener Forscher, werden die Waldungen seltener und lichter, meist nur von niedrigen Bäumen gebildet, unter denen eine Gattung aus der Familie der Araliaceen von sonderbarem Ansehen die häufigste ist. Der Boden ist überall nur wenig beschattet und es treten deshalb eine Menge kleinere Pflanzenarten auf, die bisher fehlten, besonders Winden und prächtige Acanthaceen.

Auffallend sind hier (15—20 Meilen östlich von Golungo alto) ferner ein Amorphophallus, eine schlingende herrliche Bauhinie, kleine niedliche Compositen und niedliche, strauchartige Rubiaceen, die auf den ersten Blick einer Azalea täuschend ähnlich sehen, ebenso Ancylanthus rubiginosus. Wo der Boden sich zu Bergen oder Hügeln erhebt, treten Sterculien mit graugrünen Blättern auf, die nach der Küste zu fehlen. Wir erinnern uns hierbei an die Guru oder Kola-Nüsse, die in den Negerländern eine so bedeutende Rolle spielen und welche die Früchte einer Sterculie sind. Zu ihnen kommen Nathusien mit ungetheilten Blättern und eine namhafte Anzahl von Compositen, Verwandte unsrer Gänsedistel, so wie Immortellen (Helichrysum), die an die Kapflora mahnen. Bald mengen sich auch Büttneriaceen mit großen weißen Blütenbüscheln unter die Waldbäume, niedliche Rubiaceen und krautartige Lindengewächse (Grewia) werden immer häufiger und eine Thesium ähnliche Santalee mahnt wiederum an die Kapflora. Auf den lichten Waldplätzen ist ein Sesam die auffallendste Pflanze und übertrifft alle andern Kräuter sowol an Individuenzahl als auch in Bezug auf Fülle, Größe und Pracht der Blüten. Nähert man sich den Wäldern des Präsidiums von Pungo Andongo, so wechseln die Wälder der Araliaceen mit Pterocarpus-Arten und es beginnt ein neues pflanzengeographisches Reich. Der felsige Boden ist überzogen mit einer Decke aus kurzen Gräsern und Riedgräsern, in den engern, wasserreichen Schluchten dagegen bestehen die üppigen Wälder meist aus Leguminosen, Feigen, Nathusien, Mimosen, bald Bäume, bald Sträucher bildend, Apocyneen mit großen Blumen, stattliche Bäume bildend, Rubiaceen treten ebenfalls als Bäume auf und eine neue Art der afrikanischen Muskatnuß (Monodora angolensis) erscheint. Am Fuße der Felsen und längs der vielen Bächlein wachsen sieben Arten von Natterzungfarn (Ophioglossum), drei Arten Schicaea und noch viele andere Farne, deren Fruchthäufchen meistens in Goldglanz schimmern und die in einer Gattung (Cyathea) baumartig werden. Zwischen den Farnen kommen einige Dolden und mehrere sonderbare Rubiaceen vor. Auf den sonst nackten Felsen erscheinen fleischige Wolfsmilchgewächse, gegen 10 Arten Commelyneen, die den Habitus eines Mesembryanthemum angenommen haben, desgleichen die niedlichsten Portulakgewächse, Tillaeen, und einige weißfrüchtige Cyperngräser. In den Bächen selbst sind außer zwei Arten Podostemma allerlei zierliche Algen: Froschlaichfäden und Conferven und in den stehenden Gewässern erscheinen Ottelien, Teichrosen und zwei Arten Apanogetomea mit blauen Blüten. Sumpfwiesen besitzen Arten von Wasserschlauch (6 Spezies), Sonnenthau und mehrere Glockenblümler (Lightfootia), ein Brachsenkraut (Isoëtes) und eine große Anzahl von kleinen Scrophularineen und Leguminosen, so wie Compositen, welche unserm Berufskraut (Erigeron) nahe stehen.

An den höhern Felsabhängen sprießen blaublühende Vellosien mit beschuppten Stengeln und bilden einen herrlichen Gegensatz zu den Orchideen, die hier auffallender Weise an den dürrsten Felsen (bei Pungo Adongo) auftreten. Viele dieser genannten Pflanzen sind nahe Verwandte amerikanischer Arten. Hierzu

gehören unter andern noch Rhipsalis (Kakteen), mehrere Diploclinium (Begoniaceen) und Erythroxylum, die mit Vertretern der Kapflora sich mischen (Fleurnia und Sarcostemma). An nassen Stellen breitet eine Musa ihre breiten Blätter aus, daneben gedeihen Diploclinium (Begoniaceae) und Erythroxylum-Arten. Gegen 100 Cyperngräser-Arten (50 Spezies der Gattung Cyperus) und mehr als 100 verschiedene ächte Gräser bilden den Rasenteppich und zwischen dieselben mischen sich allerliebste Polygalaceen und Ampelideen. Den schönsten Schmuck erhalten diese blumigen Wiesenteppiche aber durch zahlreiche Liliengewächse. Während in den Küstengegenden diese schönen Kräuter verhältnißmäßig sparsam vorkommen, gedeihen hier 50 Arten Liliaceen, 4 Hyporis, 25 Orchideen und die Commelineen treten in solcher Menge auf, daß ganze weite Strecken bald rosenroth, bald himmelblau erscheinen. Eine große, 6—8 Fuß hohe Kniphofia bildet die Königin der Liliaceen. Eine Tacca und zwei Hämanthus nebst Hakenlilien (Crinum) und kleinblütigen Narzissen zieren die Waldränder im Verein mit einer Unzahl von kleinen Rubiaceen mit himmelblauen oder rosafarbenen Blumen. Pilze sind hier häufig. Magyar erzählt, daß die Karawane einen besondern Festschmaus aus solchen Gewächsen sich bereitet habe, da sie dieselben in großen Zahlen in der Nähe des Lagers gefunden. Welwitsch versichert, 300 verschiedene Arten dieses Geschlechts unterschieden zu haben, die eben so durch schöne Formen, wie durch helle Farben auffallen.

Nach Ueberschreitung des Djamba-Gebirges hatte die Karawane das afrikanische Hochland erreicht. Magyar schätzt die Ebene von Sambos, die dicht östlich sich an jenes Gebirge anschließt, auf 6000 Fuß über Meer. Hier war der Boden schwarz und sandig, dabei aber von zahlreichen Wasseradern durchzogen, die nach dem Kutatu abflossen. Weite Strecken waren dadurch in schwankenden Moorgrund verwandelt, hie und da schimmerten Teiche, belebt von zahlreichen Wasser- und Sumpfvögeln, und auf den Gipfeln der kleinen Hügel, die sich über die Ebene erhoben, waren die Ortschaften der Eingeborenen errichtet, beschattet von mächtigen Inceenderabäumen, die Magyar mit Platanen vergleicht (ob Platanocarpus?).

Zum Schluß der Reise wurden die Wanderer noch von einem greulichen Hagelwetter überfallen. Auf eine kurze Zeit war die weite Wiesenfläche mit einer Decke von Eisstücken belegt und gewährte einen für Afrika ganz ungewöhnlichen Anblick. Durch den darauf folgenden heftigen Regen thauten die Schloßen freilich bald wieder auf, der Weg ward dadurch aber auch so unergründlich, daß sich das Marschiren in ein förmliches Waten verwandelte und Magyar die Wahrheit des portugiesischen Sprüchworts bestätigt fand: Es ist am mühsamsten, vom Schwanz die Haut abzuziehen!



Ankunft in Bihe.

III.
Magyar's Aufenthalt in Bihe.

Ankunft in Bihe. — Magyar's neue Wohnung. — Gesinde. — Audienz beim „wüthenden Löwen“. — Königskrönung. — Geschichte der Kimbunda. — Pakassa-Bund. — Heeresverfassung. — Rechtszustände. — Magyar als Besessener. — Prinzessin Osoro. — Sitten und Gebräuche der Kimbunda's.

Die Karawane erreichte die Grenze von Bihe und löste sich in kleinere Trupps auf, um zu ihrem besonderen Wohnorte auf den nächsten Wegen zu gelangen. Da die Ankunft der Rückkehrenden bereits einige Tage vorher durch vorangehende Boten verkündigt worden ist, so haben die Frauen daheim zum Empfang Maisbier zurecht gemacht und auch auf den Ortschaften unterweges werden sie mit diesem Lieblingsgetränk bewirthet.

Magyar's Lastträger verließen ihn größtentheils beim Ueberschreiten der Grenze. Sie schämten sich, vor ihren Verwandten als Dienende zu erscheinen, und übergaben ihre Ballen andern Trägern, die ihre Stelle vertraten.

Sich selbst kleideten sie auf's Beste in die zum Lohn erhaltenen Zeuge und gaben dann daheim allerlei Geschichten zum Besten, wie sie durch kaufmännische Spekulationen zu diesen Reichthümern europäischer Manufakturen gekommen seien. Nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl blieb Magyar treu; es waren dies Verwandte seines Kissongo und als solche betrachteten sie den Ungar als ihren Gast und würden es für eine Schande angesehen haben, sich von ihm zurückzuziehen. Je näher sie dem heimathlichen Wohnorte kamen, desto mehr eilten sie und wollten sogar während der Nacht marschiren, um zeitiger bei ihren Familien anzukommen. Allein selbst dieses Heimweh ließ sich mit Maisbier kuriren. In einem Dorfe, das man unterweges berührte, fand sich das Lieblingsgetränk in großer Quantität vor. Die Träger machten Halt und vertilgten Kissombo, bis ihre Beine sie nicht mehr tragen konnten. Mit lallender Zunge baten sie Magyar um Entschuldigung und führten als Grund für ihre Rast an: die Gazellenhörner hätten ihnen für heute Regen prophezeiet, deshalb seien sie im Trocknen geblieben.

Für den folgenden Tag verbat sich Magyar die Regenprophezeiung und kam am Nachmittag desselben bei der Familie seines Kissongo an. Hier, bei dem Dorfe Maschischi-Kuitu, wollte er sich ebenfalls niederlassen und bezog mit seinen Gütern vorläufig vier Hütten, die für ihn eingerichtet worden waren.

Der Empfang, den er und seine Begleiter fanden, war außerordentlich herzlich. Man that alles Mögliche, um den Ermüdeten Erholung und Ruhe zu verschaffen, und sorgte für hinreichende Speise und Trank. Nachdem die Begrüßungsformeln vorüber waren, begann einer der Lastträger Bericht über die ganze Reise der Karawane abzustatten, und führte dabei alle Einzelnheiten auf, die während der Abwesenheit von 116 Tagen vorgefallen, alle Punkte, die man berührt, und alle Personen, mit denen man zusammengetroffen, so daß Magyar über die Stärke des Gedächtnisses erstaunte, das der Erzähler dabei verrieth.

Magyar beabsichtigte sobald als möglich sein eignes Gehöfte (Libata) einzurichten und schickte deshalb eine Gesandtschaft mit entsprechenden Geschenken an den Fürsten des Landes, um von diesem die Erlaubniß zur Niederlassung zu erhalten. Seine Boten kehrten nach fünf Tagen in Gesellschaft von einigen Abgeordneten des Königs zurück, brachten den Gruß des letztern und die erbetene Erlaubniß, zugleich aber auch die Aufforderung, den Herrscher persönlich aufzusuchen, sobald die Einrichtung der Haushaltung in Ordnung gebracht sei.

Es stand Magyar frei, irgend ein Stück Land zu besetzen, das von keinem Anderen in Besitz genommen war. Die Gegend, in welcher das Dorf seines Kissongo lag, war so schön, daß es ihm anfänglich förmlich schwierig wurde, sich für einen Punkt zu entscheiden. Schließlich wählte er ein reizendes Thal zu seiner Niederlassung. Es war dasselbe von einem klaren, schnellfließenden Bache durchströmt, der sich in den Kuitu-Fluß ergoß. Auf den letztern hatte man eine hübsche Aussicht. Wälder wechselten mit üppigen Wiesen und auf den Höhen der Hügelzüge deuteten dichte Incendera-Baumgruppen mehrere Ortschaften an. Magyar war von der idyllischen Schönheit der Landschaft ergriffen und sprach seinen Entschluß: hier sein Libata errichten zu wollen, gegen seine

Begleiter aus. Da erklärte ihm zu seinem Aerger sein Kissongo: dies sei unthunlich, denn vor Jahresfrist sei gerade hier ein schlimmer Hexenmeister hingerichtet worden und die bösen Geister (Kilulu) trieben seitdem hier ihr Wesen. Sie würden ihn und die Seinen keinen Augenblick in Ruhe lassen und selbst sein Leben gefährden. Magyar erkannte, wie irrig die Vorstellungen der Dichter seien, die sich das Leben der Naturmenschen als süße Idylle des Friedens ausmalen und alle Uebelstände einer fortschreitenden Kultur zuschreiben. Zugleich traten ihm die Schauerscenen vor Augen, die er unterweges selbst bei Hexenprozessen erlebt hatte, und sah, daß ihm nichts übrig blieb, als zum bösen Spiele gute Miene machen und die abergläubischen Vorstellungen der Neger durch die Mittel zu bekämpfen, welche die Verhältnisse selbst darboten. Er suchte also die Kimbunda d. h. die Zauberpriester zu seinen Gunsten zu stimmen und zu seinem Zwecke zu verwenden und stand sich vortrefflich dabei. Nur dann, wenn sie ihm etwa zu unangenehm wurden, erklärte er ihnen ruhig, daß er als Weißer aus Europa über ihren Hokuspokus erhaben sei.

So citirte er also sofort den Zaubermann herbei, legte ihm ein fettes Schwein und einige Ellen Kattun zu seinen Füßen und forderte ihn auf, die Spukedinger aus diesem Paradiese zu vertreiben, in welchem er seine Hütte aufschlagen wolle. Der Schwarze schlachtete demnächst eine Ziege als Sühnopfer, bestrich mit dem Blut Magyar's Stirn und malte mit Kreide heilige Hieroglyphen an dessen Arm und Brust, dann blies er mit seinem Gazellenhorn zweimal nach jeder Himmelsgegend — und alle Teufelei war vertrieben, der Platz von den Kilulu gesäubert.

Jetzt begann in dem stillen Thale ein reges Leben und Treiben. Aus den benachbarten Ortschaften strömte Alt und Jung herzu, um beim Bau des Libata gegen kleine Belohnung behülflich zu sein. Die Männer fällten im Walde Baumstämme, Weiber und Kinder schnitten auf den Wiesen das lange Gras zum Bedachungsmaterial. Magyar mußte, um bei den Eingeborenen als achtbarer, respektabler Mann zu erscheinen, ein großes Libata bauen und sich auf ein halbes Hundert Diener oder Leibeigene einrichten. Er richtete sich in der Anlage seines Gehöftes ganz nach dem Landesgebrauche, mit der einzigen Abweichung, daß er seine Meierei viereckig anlegte, während die Eingeborenen ihr gewöhnlich einen kreisrunden Grundriß geben.

Zunächst ward ein großer und möglichst fester Wall aus Eisenholzstämmen von Mannsdicke und ansehnlicher Höhe aufgerichtet und die Räume zwischen den Pallisaden mit tüchtigen Faschinen ausgefüllt, die es einem Feinde unmöglich machten, die Bewohner zu belästigen, während letztere in den Stand gesetzt wurden, etwaige Angreifer mit Gewehrfeuer aus sicherm Versteck zu empfangen. Rings um diesen äußeren Festungswall errichtete man die Hütten für das Gesinde und für die Vorräthe. Dann folgte ein zweites festes Pallisadenviereck und innerhalb desselben die Wohnungen für den Herrn und dessen nähere Familienglieder in spe. Die Hüttenwände stellte man wie die Pallisadenmauer aus Baumpfählen dar, welche man nebeneinander in die Erde rammte, dann mit

Lehm bewarf und mit einem Anstrich aus Kalk überzog. Seiner Privatwohnung ließ Magyar eine möglichst europäische Einrichtung geben.

Das arbeitende Volk beeilte sich nach Möglichkeit, damit dem weißen Manne sein Entschluß, sich unter ihnen niederzulassen, nicht gereuen möge. Besonders würde es den Frauen sehr unangenehm gewesen sein, wenn Magyar sie verlassen hätte — nicht wegen seiner persönlichen Erscheinung, denn seine spitze Nase, schmalen Lippen und weiße Haut fanden sie abscheulich und sein schlichtes blondes Haar thierähnlich — sondern wegen der vielen Herrlichkeiten, die er besaß und von denen sie allmälig durch Austausch Mancherlei zu ihrem Schmuck zu gewinnen hofften. Die nöthige Anzahl Gesinde zu erhalten, war eine sehr leichte Sache. Freie Diener sind hier weniger vortheilhaft, da sie sich nur zu ganz speziellen Dienstleistungen verpflichten. Außer den Sklaven versieht man sich aber hier der Sitte gemäß noch mit Leibeigenen, verpfändeten Leuten. Gegen einige 30 Ellen Kattun erhielt Magyar die kräftigsten Bursche und Mädchen verpfändet. Ein solcher Leibeigener muß ähnlich wie ein Sklave dem Herrn ausschließlich dienen, darf aber von demselben weder mit dem Brenneisen gezeichnet, noch körperlich ernstlicher gestraft, noch anderwärts verkauft werden. Sein Herr muß ihn frei geben, sobald er das Doppelte der Verpfändungssumme zurückerstattet. Der Zudrang von Leuten, welche sich oder Angehörige dem Weißen verpfänden wollten, ward schließlich so stark, das Lamento bei einer abschläglichen Antwort so groß, daß Magyar die Dienstbereiten mit Gewalt aus seiner Festung hinaustreiben mußte.

Der Unterhalt eines so zahlreichen Dienstpersonals ist eben so leicht, wie die Erwerbung desselben. Sobald ein Bursche irgend die Brautsteuer erschwingen kann, verheirathet er sich, damit seine Frau ihn durch ihren Feldbau ernähre. Die Bearbeitung des Landes ist ausschließlich Weibersache, dem Mann geziemt Jagd, Hausbau u. dgl. Die verheiratheten Sklaven haben einen Theil ihrer Erndte an die unverheiratheten abzugeben und ein anderer Theil dient zum Unterhalte des Herrn. Der Letztere sorgt dagegen für die sehr einfache Bekleidung seiner Sklaven und giebt ihnen jährlich zweimal einige Ellen Kattun. Frauen bekommen von ihren Eheherren allmonatlich eine ähnliche Gabe oder in Ermangelung derselben entsprechende Vertröstungen auf bessere Zeiten.

Sobald Magyar mit seinem Libata in Ordnung war, machte er sich auf, um dem König Kayaya-Kayangula den schuldigen Besuch abzustatten. Die Hauptstadt Kombala war etwa zwei Tagereisen entfernt. Je näher man derselben kam, desto unbewohnter und öder fand man das Land, da die afrikanischen Großherren ihre Macht nicht benutzen, um ihre Unterthanen zu beschützen und deren Wohl zu fördern, sondern um sie nach Möglichkeit zu plündern und auszuziehen. Die Stadt lag wie gewöhnlich auf einem Hügel unter dem Schatten von Incenderabäumen. Ein schmaler Fußpfad führte die felsige, steile Anhöhe hinauf nach dem Stadtthor, an welchem Magyar mit seinem Gefolge gegen eine Stunde warten mußte, ehe er die Erlaubniß zum Eintritt erhielt. Innerhalb des Thores fand er einen großen Rasenplatz, von schattigen Bäumen umgeben,

jenseits desselben formirten elende, strohgedeckte Häuser enge, schmutzige Gassen, die durch neugieriges Gesindel fast verstopft waren. Mitten in der Stadt bildete ein halbausgetrockneter Bach einen fatalen Gedankenstrich, über den sich Magyar, da eine Brücke fehlte, zum allgemeinen Gaudium auf den Schultern eines Sklaven hinweghalf.

Weiterhin fand sich noch ein Schattenplatz mit Holzbänken; es war der Versammlungsort der Städter. Letztere gaben bei näherer Bekanntschaft ihre großstädtische Bildung durch gewähltere, zierlichere Kleidung, durch feineres Benehmen und durch gewähltere und geläufigere Redeweise zu erkennen und machten dadurch ihrem Wohnort alle Ehre. Nachdem Magyar eine Zeitlang auf dem erwähnten Platze gewartet hatte, erhielt er den Bescheid: „Se. Majestät sei heute leider durch dringende Staatsgeschäfte abgehalten, ihn zu empfangen; lasse ihn deshalb auffordern, es sich in der Hütte, welche er ihm anweise, nach Möglichkeit bequem zu machen, und werde morgen seinen Besuch entgegennehmen."

Magyar ward zwar in der Hütte, die er bezog, durch die erklärliche Negerneugierde sattsam belästigt, andererseits aber auch im Ueberfluß mit Lebensmitteln und Erquickungen beschenkt. Die schwarzen Schönen nahmen freilich mit sichtlicher Genugthuung die Gegengeschenke an, welche er für diese Gaben spendete.

Am folgenden Morgen führte ihn ein königlicher Beamter nach dem Palaste. Letzterer umfaßte einen weitläufigen Häuserkomplex und war von einem hohen Pallisadenwall eingefaßt. Das äußere Thor war nach afrikanischem Heldenbaustyl mit einem Sortissement von Menschenköpfen von allen Daten verziert: die einen bereits gebleichte Schädel, die andern fast frisch, und als unser guter Ungar durch die verhängnißvolle Pforte eintrat, war ihm zu Muthe, als spaziere er geradewegs in eine Löwenhöhle. Innen wand sich der Weg durch ein wahres Labyrinth von winkligen, engen Gäßchen und Plätzchen, aus welchem er sich allein nicht wieder herausgefunden haben würde. Durch eine Pforte in einer zweiten Pallisadenwand kam er endlich mit seinem Kissongo in einen kleinen Hofraum, der den Stuhl des Herrschers enthielt, gekennzeichnet durch ein darübergebreitetes Löwenfell. An der einen Seite dieses Empfangraumes erhob sich die Hofkapelle als auffallend stattliches Bauwerk.

Daß es ohne Antichambren selbst bei einer Negermajestät nicht abging, hatte Magyar bereits erfahren. Nach einer guten halben Stunde endlich verkündete Schellengeklingel das Nahen des Fürsten. Ein Diener mit einem Quaggaschweif (Gelengeschweif) schritt dem Fürsten voran und eine Schaar stattlicher Kriegsobersten folgte demselben. Der Fürst nahm auf seinem Throne Platz, zu seinen Füßen kniete ein Lieblingspage, links und rechts stellten sich die Krieger auf, das Haupthaar in der früher beschriebenen Form der Dragonerhelme aufgeputzt. Als Waffen trugen sie lange Flinten, Wurfspeere und hölzerne Streitkolben. Der König Kayava-Kayangula war eine hohe und hagere Figur und mochte gegen 50 Jahre alt sein. Sein Gesicht war ziemlich regelmäßig und würde sogar einnehmend gewesen sein, wenn es nicht durch die blinzelnden

Augen einen unheimlichen Ausdruck erhalten hätte. Auf dem Haupte trug er ein Tuch gleich einem Turban, als Kleid ein dunkelblaues weites Gewand, das ein weißer gefrans'ter Gürtel zusammenhielt. Ueber die Schultern schlang sich ein weißer, gelb- und rothstreifiger Schal. Einen eigenthümlichen Schmuck bildete eine große in Gold gefaßte Löwenkralle, die an einer schwarzen Schnur als Talisman an der Brust hing, und als Scepter und Spielzeug hielt er einen kleinen Dolch in der Hand. Nachdem er sich gesetzt, begrüßte er Magyar, welcher ebenfalls auf seinem mitgebrachten Stuhle ihm gegenüber Platz genommen, mit dem üblichen dreimaligen Bokuntu (Friede sei mit dir!) und der Ungar erwiederte es vorschriftmäßig eben so oft: „Auch mit dir, fürstlicher Vater." Darauf deklamirte der Heldenchor zum Preise des Herrschers unter Händeklatschen: „Sei gegrüßt, Herr, mächtiger Löwe! Wüthender Löwe!" Magyar's Kissongo hatte zwischen seinem Herrn und dem König knieend Platz genommen und erhielt jetzt den Befehl zum Sprechen. In üblicher Weitläufigkeit berichtete er alle Einzelnheiten von Magyar's Reise, dann den Plan desselben, daß er sich unter dem Volke von Bihe häuslich niederlassen und von hier aus verschiedene Reisen zu den benachbarten Völkern machen wolle. Dieser Vortrag dauerte eine reichliche halbe Stunde. Wort für Wort ward die Rede vom Dolmetscher des Königs dem Sklaven mitgetheilt, der zu des Herrschers Füßen saß, und dieser theilte sie leise seinem Herrn mit, obschon dieser ganz gut die Worte des Kissongo verstand, da derselbe ja in seiner Landessprache redete. Es ist dies das gebräuchliche Verfahren bei feierlichen öffentlichen Audienzen.

Der Fürst bewies nicht nur genügende Geduld, Alles anzuhören, sondern gab seinen Beifall offen zu erkennen. Als der Kissongo geendet, erwiederte er wörtlich: „Du hast mich sehr geehrt, weißer Mann, mit deinem mir geschenkten Zutrauen, indem du der Gemächlichkeit, die du daheim unter deinen Landsleuten genossen hast, entsagtest und zu uns kamst und dich unter uns niederließest. Darum sei willkommen. Ich nehme dich in meinen Schutz und wehe dem, der dich an deiner Person oder deiner Habe zu verletzen wagt. Ich ertheile dir hiermit das von unsern Voreltern ererbte Gastrecht und meine Völker müssen es anerkennen und achten!" Die nebenstehenden 20 Hauptleute bekräftigten des Königs Worte wiederum mit dem oben angeführten Löwengruße.

Der König war ehedem im Interesse seines Volkes an der Küste gewesen und hatte durch Vermittelung des Gouverneurs daselbst einige Schiffe besucht. Er knüpfte jetzt eine Unterhaltung mit Magyar an, in welcher er seine Bewunderung über die Geschicklichkeit und die Unternehmungslust der Europäer aussprach und sie als ein von der Gottheit bevorzugtes Geschlecht pries. Magyar machte ihm hierauf bemerklich, daß die Schwarzen viele der gepriesenen Herrlichkeiten sich selbst verschaffen könnten, wenn sie nur wollten und etwas fleißiger wären. Der fruchtbare Boden würde Baumwolle in Fülle erzeugen. In Benguela und Loanda könnten sie den Weißen sattsam allerlei Künste und Handwerke ablernen, Kattune könnten von ihnen selbst gewebt und mit Hülfe der einheimischen Kräuter gefärbt werden.

Der König gab ihm völlig Recht, allein, setzte er mit einem Seufzer hinzu, bei den einmal vorhandenen Sitten und Anschauungen der Neger sei zur Zeit ein solches Beginnen unausführbar. Er zeigte auf seine Umgebung und sagte: „Diese Spitzbuben würden den Fürsten, der ein solches Unternehmen beabsichtigte, für einen Hexenmeister verschreien und seinem Leben bald mit Eisen oder Gift ein Ende machen. Glaube mir, mein Freund, Gott hat die Weißen zu Herren des Reichthums und der Zeuge, die Schwarzen aber zu armen Teufeln gemacht!"



Magyar's Audienz beim „Wüthenden Löwen".

Nach beendigter Audienz ward Magyar wieder zu seiner Hütte geleitet und ein lustiges Trink- und Tanzgelag beschloß beim Klange der Marimba hier die Feier. Der weiße Mann hatte alle Mühe, sich die schwarzen Schönen vom Leibe zu halten, die absolut ein Tänzchen mit ihm machen wollten und ihm vorstellten, was für eine große Schande es wäre, daß er schon so alt und noch ohne Frau und Kinder sei.

Magyar zog sich aus dem Festgetümmel auf ein ruhiges Plätzchen zurück. Hier kam zu seiner großen, aber nicht gerade angenehmen Ueberraschung der Fürst zu ihm und theilte ihm vertraulich mit: er beabsichtige in kurzer Zeit einen Kriegszug gegen die benachbarten Ganguella zu unternehmen und rechne mit Bestimmtheit darauf, daß sein guter Freund, Herr Komo, ihm dabei treulich mit seiner Kriegserfahrung und seinem Waffengeschick beistehen werde. Da der „wüthende Löwe" bei Magyar's Versuchen, die Einladung abzulehnen, anfing „runde Augen" zu machen, so blieb nichts Anderes übrig, als wenigstens vorläufig zuzusagen in der Hoffnung, daß künftig sich schon ein Hinterthürchen finden werde, um der fatalen Ehre zu entschlüpfen. Dafür ließ ihn Se. Majestät auch am nächsten Morgen auf seinem eigenen Maulesel (eine besondere Kostbarkeit) nach Hause reiten und versah ihn auch mit hinreichendem Mundvorrath auf der Reise.

Um zu verstehen, daß die oben angegebenen Ehrentitel des Königs: „Mächtiger Löwe! Wüthender Löwe!" hier etwas mehr als bloße Redensarten sind, genügt es, die Gebräuche sich vorzuführen, welche hier mit der Krönung eines neuen Herrschers verbunden sind. Sie gewähren ein schauerliches, düsteres Bild voll grassen Aberglaubens und Mordlust, das viel mehr an die bekannten Schauderscenen in Dahome und Aschanti erinnert als an die schnurrige Königsprügelei, von welcher Du Chaillu am Gabun berichtet.

Sobald ein Kimbundafürst so zu kränkeln beginnt, daß sein Ableben zu befürchten steht, sperren ihn die höchsten Würdenträger des Staates von seiner Umgebung völlig ab. Selbst seine Weiber dürfen nicht zu ihm. Da alle Verordnungen währenddem von den Ministern ausgehen, so wird der Tod des Herrschers meistens erst geraume Zeit nachher allgemein bekannt.

So wie er den Weibern angezeigt ist, brechen diese in Wehgeschrei aus und verkünden es auf diese Weise der Hauptstadt. Boten werden zum Thronerben gesandt, um denselben zur Uebernahme des Scepters aufzufordern. Die Thronfolge ist bei allen Kimbundavölkern streng durch den Gebrauch bestimmt und fällt stets auf den ältesten Sohn der ältesten Schwester des Königs, denn, sagen die Neger, die wirkliche Abstammung eines Mannes ist nur von Seiten seiner Mutter über allen Zweifel erhaben. Mit dieser Bevorzugung der weiblichen Linie hängt es vermuthlich auch zusammen, daß die Kinder von freien Frauen, die mit Sklaven verheirathet sind, ebenfalls als freie Leute betrachtet werden, und kein freies Mädchen nimmt deshalb den geringsten Anstoß daran, sich mit einem Sklaven zu verheirathen.

Der Thronfolger darf als Kronprinz sich nie in der Nähe des regierenden Königs aufhalten, ja er darf nicht einmal mit demselben zusammentreffen; deshalb bewohnt er stets eine abgelegene Gegend. Die Zeit zwischen dem Tode des alten Königs und dem Regierungsantritt des neuen ist in jenen Ländern die unglückseligste. Es herrscht allgemeine Anarchie. Haß, Rache und Habsucht treten ungescheut hervor und Niemand darf es wagen, währenddem ohne starke bewaffnete Begleitung Reisen zu unternehmen.

Der Thronfolger begiebt sich nach eingegangener Meldung sofort mit den Hauptleuten des Volks in die Nähe der Hauptstadt und schlägt dort ein Feldlager auf. Der Leichnam des Verstorbenen wird in eine frische Ochsenhaut eingenäht und von auserwählten Männern außerhalb der Stadt in einem tiefen Grabe unter fortwährenden Flintenschüssen beerdigt. Eine Anzahl Sklaven werden geschlachtet, damit der Abgeschiedene im Jenseits in würdiger Weise einziehe und entsprechende Bedienung habe.



Der Todestanz.

Im Feldlager sammeln sich alle streitbaren Männer des Volkes, denn es gilt einen Probefeldzug, bei welchem der junge Fürst seine Kriegstüchtigkeit darlegt, und durch den man gleichzeitig diejenigen Opfer erhält, die bei der Krönungsfeierlichkeit erforderlich sind. Die Hauptleute berathen im Geheim, welchem Nachbarvolke der Streich gelten soll, dann fällt das Heer plötzlich in das ausersehene Gebiet ein und zeigt seine Bravour durch Brennen und Morden. Es kommt darauf an, eine auserlesene Anzahl Gefangene mit heim zu bringen. Diese müssen den verschiedensten Ständen und Beschäftigungsweisen angehören. Der vornehmste Gefangene, der ein möglichst tapferer und berühmter Krieger sein muß; wird zum Speiseopfer bei der Krönung bestimmt. Es ist aber hierbei erforderlich, daß derselbe nichts von diesem bevorstehenden Schicksale ahne;

deshalb gewährt man ihm die möglichsten Freiheiten, bewacht ihn aber unbemerkt um so schärfer. Er darf ferner weder den Namen erfahren, den der junge Fürst bei der Thronbesteigung annimmt, noch darf er denjenigen sehen, welcher ihm den Todesstreich versetzt. Er wird zu allen Schmausereien und Festgelagen herangezogen, bis am bestimmten Tage mitten im tollsten Jubel, während er trunken einen Solotanz aufführt, ihm ein Neger das Haupt vom Rumpfe schlägt.

Sofort verstummt die Musik. Des Königs Waffenträger pflanzt das abgeschlagene Haupt auf die Spitze des Königsspeers. Die Priester nahen, öffnen den Leichnam und wahrsagen aus den Eingeweiden. Das Herz und das Fleisch wird an die Kriegsobersten vertheilt, die es, mit Büffel- und Hundefleisch vermischt, braten und verzehren und überzeugt sind, daß sie dadurch zu unwiderstehlichen Kriegshelden werden.

Die übrigen Kriegsgefangenen werden ohne weitere Rücksichten herbeigeschleppt und enthauptet. Ihre Köpfe dienen als Verzierung des Königspalastes und ihre Körper begräbt man. Die Köpfe zweier Jungfrauen verscharrt man unter dem Bett des Königs. Aus dem Fötus einer ermordeten schwangeren Frau wird eine scheußliche Salbe für den Herrscher hergestellt. Letzterer hält nun erst seinen feierlichen Einzug in die Residenz, nachdem er seinerseits dem Volke öffentlich das Gelübde abgelegt hat, dem üblichen Herkommen gemäß zu regieren, und von seinen Unterthanen jubelnd als König begrüßt worden ist.

Diese unmenschlichen Gebräuche scheinen traurige Ueberreste aus einer trüben Vergangenheit zu sein, von welcher die Sagen der Kimbundavölker erzählen. Die Voreltern der Kimbunda sollen vor etwa 300 Jahren aus dem Lande der Moropu im fernen Nordosten ausgewandert sein. Blutige Kriege hatten sie hierzu gezwungen, Kriege öffneten ihnen den Weg und durch solche gewannen sie neue Wohnsitze. Hierdurch verwildert war das Verzehren von Menschenfleisch allgemeiner Gebrauch bei ihnen geworden und ward vorzugsweise durch die Jaga, die Zauberpriester, befördert. Dieser eng zusammenhaltenden Zunft gegenüber bildete sich, nach Magyar's Mittheilungen, ein Geheimbund, der Pakassa-Bund, welcher das Ausrotten des Menschenfleischessens, das Einführen friedlicher Beschäftigungen und dadurch die Kräftigung und Civilisirung der Nation zum Zweck hatte, aus Furcht vor den Jaga's aber sich in tiefes Geheimniß hüllte und die Pakassa (Büffel)-Jagd als seinen Zweck bezeichnete. Aeußere Abzeichen dieser Freimaurer waren ein Kranz von Büffelhaaren um die Stirn und Ringe aus den Gedärmen dieses Thieres (Saiten) um Arme und Füße. Kämpfe zwischen diesen sogenannten Pakassero's und den Jaga's führten neue Auswanderungen und Stammzersplitterungen herbei, welche die jetzigen Völkerschaften als Endresultate ergaben.

Wenn der König von Bihe bei seinem Gespräch mit Magyar seine Hauptleute als Spitzbuben bezeichnete, denen er das Schlimmste zutrauen müsse, so hatte er nicht Unrecht. Es stirbt selten in Bihe, wie überhaupt bei den Kimbundastämmen, ein König eines natürlichen Todes und sein ganzes Leben ist oft genug ein ununterbrochener Kampf mit seinen Vasallen. Es besteht in jenen

Ländern ein zweifacher Adel, den wir vergleichungsweise als Erbadel und Verdienstadel bezeichnen könnten. Der erstere umfaßt die Abkömmlinge der königlichen Familie und wenn wir erfahren, daß der damals regierende Fürst 61 Kinder hatte (47 Töchter und 14 Söhne), so begreift es sich leicht, daß diese Adelskaste ziemlich zahlreich sein mag. Aus ihnen werden die Heerführer und untern Befehlshaber gewählt, denn es existirt hier auch eine Art stehendes Heer, das sich aus dem liederlichsten Raubgesindel des eignen Landes und der Nachbarstaaten rekrutirt. Diese Truppen, die man Elephantensöhne nennt, sind mit Schießgewehren, Spießen, Keulen und Dolchen bewaffnet, erhalten aber weder Bekleidung noch Löhnung. Sie ernähren sich lediglich von Raub und Plünderung, gleichviel ob sie in Feindes oder Freundes Land sind, und die Hauptsorge ihrer Führer muß deshalb dahin gehen, sie vielfach auswärts zu beschäftigen und bei den Zügen die Ortschaften des eigenen Landes möglichst zu vermeiden. Sie sind in Heerhaufen (Hoka) von je 200 bis 400 Mann getheilt und dienen dem Fürsten und dem hohen Erbadel als Geißel für widerspenstige Untergebene. Der Verdienstadel wird aus den Ortsvorstehern gebildet, die wegen ihres Reichthums, ihres Handelsgeschicks und sonstiger Vorzüge von den Gemeinden zu jenen Aemtern gewählt werden und deshalb die Interessen des Volkes gegen die Willkür der Gewaltherren vertreten. Es ist nichts Seltenes, daß ganze Gemeinden gelegentlich offenen Kampf gegen die Elephantensöhne und deren Befehlshaber führen und sich, wenn sie ungünstigen Ausgang der Fehde fürchten, außerhalb der Grenzen des Landes in Sicherheit bringen. Die einzelnen Gemeindeglieder gehorchen dem Ortsvorsteher nur dann, wenn es die Angelegenheit der ganzen Gemeinde erfordert; in Privathändeln und Eigenthumsvergehen hilft Jeder sich selbst nach dem Herkommen. In ähnlicher Weise benehmen sich die Gemeinden und der Adel dem Fürsten gegenüber, während dieser seinerseits seine Macht so weit als möglich auszudehnen sucht. Es herrschen deshalb fast fortwährend Reibungen unter den verschiedenen Gliedern des lose zusammengehaltenen Staates und Magyar erlebte es, daß der König einst einige 40 der angesehenern Ortsvorsteher durch Gift hinrichten ließ, unter denen sich auch sein Freund Murßa, der Karawanenführer, befand.

Er hatte deshalb alle Ursache Gott zu danken, daß er aus der Höhle des wüthenden Löwen mit heiler Haut davon kam, und machte sich daheim sofort daran, mit seinen Leuten ein hinreichendes Stück Land urbar zu machen. Es erregte bei seinen Sklaven allgemeines Erstaunen, daß man ihn, den Europäer, dem man den Rang eines Fürsten zuerkannte, mit der Hacke und dem Beile in der Hand arbeiten sah, und da er versicherte, daß in Europa Jedermann die Arbeit für ehrenvoll und geboten ansehe, stimmten alle Schwarzen darin überein: die Weißen seien sämmtlich geborene Narren.

Nach den geographischen Traditionen der Kimbunda=Neger gehören alle Europäer einer einzigen Nation an, die sie Potu (von Portugal) nennen. Die Aufgeklärteren unter ihnen unterscheiden aber von den eigentlichen Potu, den Herren der Kattune, noch die Ingles, d. i. die Engländer. Dieses sind verdammte

Wesen, welche mit ihren zahllosen Schiffen das Meer beherrschen und die Ausfuhr der Sklaven nicht gestatten, wodurch sie den Negern so großen Schaden zufügen. Dieses Beginnen habe, meinen sie, darin seinen Grund, weil der König von Brasilien, in dessen Land die Sklaven ehedem ausgeführt worden, die Prinzessin von England nicht heirathen und sie sich für diese Verschmähung rächen wolle.

Magyar sah ein, daß er unter diesem Volke bis auf einen gewissen Grad sich den herrschenden Anschauungen anbequemen und den Forderungen des Gewalthabers etwas List entgegen setzen müsse. Er versicherte sich also vor allen Dingen der Gewogenheit der Kimbanda's (Zauberdoktoren) in seiner Umgebung und ließ sie jedesmal holen, sobald einer seiner Leute krank war, — was, nach allgemeiner Ansicht, lediglich von den Kilulu's, den bösen Geistern, herrührte. Als nun der Zeitpunkt näher rückte, an welchem der projektirte Feldzug ausgeführt werden sollte, klagte Magyar seinem Kissongo, er fühle häufig heftige Leibschmerzen und werde durch greuliche Träume übel geplagt. Der Schwarze wußte sofort, daß hieran ein schlimmer Kilulu schuld sei, und schlug vor, den Doktor zu dessen Vertreibung zu rufen. Magyar gab ihm Recht und fügte hinzu: er habe sich von seinem kriegerischen Geiste hinreißen lassen und dem Fürsten zugesagt, an dem bevorstehenden Feldzuge Theil nehmen zu wollen. Dies sei aber gegen die Gesetze seines Vaterlandes und wahrscheinlich erleide er jetzt die gerechte Strafe dafür.

Der Kissongo schaffte alsobald einen Zaubermann herbei, der mit einer Ernsthaftigkeit und Sorgsamkeit Magyar nach allen nähern Umständen seines Befindens ausforschte, die einem europäischen Arzte Ehre gemacht haben würde. Hierauf begab er sich mit einigen Sklaven in den Wald, um die Diagnose weiter zu verfolgen, und kehrte dann mit dem Resultat seiner Forschungen zurück: „Es sei wirklich ein schlimmer Kilulu in Magyar's Leib gefahren und würde ihn sicher tödten, wenn er den verhängnißvollen Kriegszug mitmachen würde. Es sei deshalb nöthig, den Fürsten durch ein Geschenk zu bewegen, daß er ihn von dem gegebenen Versprechen entbände, und zur Sühne des Kilulu einen Ochsen zu schlachten.“ Das Opferthier fiel als treffliches Mittel gegen das Kriegsfieber, der Doktor bestrich Magyar mit dem Blute Stirn, Schläfe und Brust und malte ihm das heilige Impembazeichen auf die Arme. Darauf ward der Kissongo mit einem in das Opferblut getauchten Zeugläppchen, einem Fäßchen Pulver und etlichen Flaschen Branntwein zum König geschickt und beauftragt, diesem die ganze schlimme Geschichte mitzutheilen. Der König machte zum bösen Spiel gute Miene und wich als frommer Mann dem höhern Willen der Götter. Er entband Magyar nicht nur von der Theilnahme am Kriege, sondern ließ ihm als Zeichen seines besondern Wohlwollens durch den Kissongo — eine seiner Töchter zur Frau anbieten. Magyar ward jetzt wirklich ernstlich unwohl zu Muthe und wußte, daß er sich aus dieser Klemme weder durch Hülfe der Kilulu noch durch alle Kimbanda's von Bihe helfen konnte. Die Verheirathung mit einer Prinzessin ist hier eine kostspielige Geschichte, da es sich nicht um Empfang-

nahme der Mitgift, sondern um Auszahlung des Brautpreises handelt, der um so höher steigt, je vornehmer die Braut ist. Zudem ist es häufig der Fall, daß eine Frau vornehmer Abkunft, indem sie auf ihre mächtigen Verwandten pocht, sowol ihren Eheherrn wie die übrigen Glieder des Hausstandes tyrannisirt und die Xantippe spielt. Trotz alledem blieb dem guten Ungar nichts übrig, als für die hohe Ehre bestens seinen Dank abstatten zu lassen, um Zusendung der Braut und Mittheilung anderweitiger Bestimmungen zu bitten. So kam nach kurzer Zeit (29. Mai 1849) die Braut in Begleitung zweier Brüder, gefolgt von zahlreichen Sklaven und Sklavinnen, an und ward Magyar sofort durch den unvermeidlichen Kimbando mit allerlei sogar unanständigem Hokuspokus angetraut.

Prinzessin Osoro, so hieß die Braut, war 14 Jahre alt und von schönem schlanken und hohen Wuchse. Ihre Augen waren glänzend und rund, ihre Zähne schimmerten zwischen den aufgeworfenen Lippen gleich ächten Perlen. Das Hauptbaar war in zahlreiche unauflösliche Flechten und Locken abgetheilt und die feinen hellfarbenen Gewande, welche ihren Leib umwallten, wurden durch einen weißen gefrans'ten Gürtel zusammengehalten. Einen eigenthümlichen Eindruck machte es auf Magyar, als er am Halse seiner Braut an einer goldenen Kette ein goldenes Kreuz hängen sah.

Es ward Magyar als ein besonderer Vorzug seiner jungen Frau mitgetheilt, daß dieselbe in der Lebensweise der Weißen Bescheid wisse. Ihre Mutter hieß Maria Duarte Monteiro und war die Tochter einer Sklavin, die auf dem Gute eines in der Provinz Oaconda angesiedelten Brasilianers gelebt hatte. Sie wurde von Räubern entführt und nach Galangue geschleppt, woselbst sie an den Hof des Fürsten kam. Nach dem Tode jenes Herrschers kam sie in den Besitz Kayaya's, des Königs von Bihe, und gebar ihm die Prinzessin Osoro.

Aus mancherlei Andeutungen Magyar's scheint hervorzugehen, daß seine Ehe eine eben so glückliche wie kinderreiche war und er nicht Ursache hatte, die verhängnißvolle Gabe des Fürsten zu beklagen.

Das eheliche Leben der Kimbunda ist ähnlich wie bei den Negerstämmen des äquatorialen Gebietes. Sobald ein junger Mensch alt genug ist, um sich einen eigenen Hausstand zu gründen, wirbt er um ein Mädchen, das er sich erwählt hat, bei deren Eltern. Er schickt denselben ein Geschenk; wird solches angenommen, so ist dies das Zeichen, daß seine Werbung angenehm ist, und er unterhandelt nun um den Preis, den er zu zahlen hat. Nach Erlegung desselben wird ihm das Mädchen von ihren Eltern übergeben. Häufig ist die Braut erst 12 Jahre alt. Nach Verlauf einer Woche erhält die junge Frau eine Hacke und ein Stück Feld zur Bearbeitung. Selbst der Sklave sucht wenigstens zwei Frauen zu erwerben und da es die Sitte erfordert, daß die Frau die Ernährung des Mannes zu besorgen hat, so wünschen es die Frauen selbst, daß ihrer möglichst viele in demselben Haushalte vorhanden seien. Jede derselben hat ihre

Hütte für sich und der Mann wohnt Reihe um bei jeder einen Tag oder eine Woche, je nachdem er es wünscht. Diejenige Frau, bei welcher er wohnt, sucht ihn nach Kräften zu pflegen.

Die Hauptfrucht des Feldbaues bildet der Mais. Das Feld wird weder gepflügt noch eigentlich umgegraben. Man legt die Felder nicht auf den offenen Grasflächen an, sondern im Innern der Wälder. Von den größern Bäumen haut man beim Urbarmachen die untersten Aeste ab und häufelt sie am Fuße der Stämme auf. Sind dieselben während der dürren Jahreszeit ausgetrocknet, so zündet man sie an und tödtet dadurch die Bäume selbst, welche nachmals stehen bleiben, bis sie morsch werden, zerfallen oder dem Winde erliegen. Obschon man Rindvieh hält, fällt es doch Niemandem ein, dasselbe beim Ackerbau zu verwenden. Mit der Hacke werden in bestimmten Entfernungen Erdhäufchen gebildet und in dieselben die Maiskörner eingelegt. Diese Getreideart erreicht hier doppelte Mannshöhe und trägt außerordentlich ergiebig, allein man baut gewöhnlich nur gerade so viel, als zum Unterhalt der Familie nöthig ist, und geht dann noch so verschwenderisch mit der Ernte um, daß die letzten Wochen vor der neuen Ernte Schmalhans Küchenmeister wird. Treten die jährlichen Regen nicht in der gehörigen Stärke ein, so verkümmert die Maisernte und Hungersnoth ist dann unvermeidlich. Von den Küstenvölkern hat man allmälig die Kultur des Maniok angenommen, der die Trockenheit besser vertragen kann. Der Boden besteht vorherrschend aus einer sehr fruchtbaren Mischung von Thon und Sand und ist dem Gedeihen der Saaten bei hinlänglichem Regen so günstig, daß der Mais bis 200fältige Frucht giebt.

Mehlmühlen fehlen und müssen durch Handarbeit ersetzt werden. Die Maiskörner werden zerstoßen, dann gekocht und durch ein aus Grasfasern geflochtenes Sieb durchgeseihet. Der so erhaltene Brei, der Polenta entsprechend, vertritt die Stelle des Brodes. Die Maniokwurzeln weicht man einige Tage in Wasser ein, um ihnen ihre Schärfe zu benehmen. Hierauf stampft man sie und bewahrt das getrocknete Mehlpulver zum Gebrauch auf.

Die Kartoffel gedeiht zwar auch, wird aber als eine bedenkliche, gottlose Neuerung betrachtet. Häufiger noch werden Erdnüsse (Arachis) gebaut und zur Oelgewinnung verwendet. Palmenöl hat man ebenfalls. Bei einigen Stämmen fand Magyar den Hanfbau im Schwunge, nicht um die Fasern zu verwenden, sondern um die Blätter zum Rauchen zu benutzen. Er machte die Leute mit dem Tabak bekannt und die Kultur desselben fand rasch Aufnahme, während von den Gemüsen, welche er ihnen anbot, Niemand etwas wissen wollte. Die hier erzeugten Tabakssorten sind von sehr guter Beschaffenheit und würden den bessern amerikanischen nicht nachstehen, wenn sich die Neger entschließen könnten, die eingeernteten Blätter mit der nöthigen Sorgfalt zu behandeln. Man pflegt die Tabakspflanzen beim Beginn der Regenzeit zu setzen und häufelt sie mehreremals während des Wachsthums. Im Februar werden bereits die untersten Blätter gelb. Diese hängt man jedoch nicht an Schnüren auf, wie es anderwärts gebräuchlich ist, sondern wickelt sie in frische Baumblätter

ein und läßt sie so an einem schattigen Orte allmälig reifen. Nachdem sie vier Tage lang gelegen haben, werden sie herausgenommen, täglich gewendet und von der Mittelrippe befreit. Die abgetrennten Stücke dreht man zu einem Strick von 2 Zoll Dicke und 10 Klafter Länge zusammen. Letztere windet man in Knäule, löst diese täglich einmal auf und drückt den ausschwitzenden Saft mit der Hand heraus. Zuletzt läßt man sie im Schatten völlig trocknen. Die kleineren und zerkrümelten Blätter stößt man noch feucht in großen Holzmörsern zu einem Brei und formt Kugeln von der Größe eines Apfels daraus, die meistens nach dem Auslande verkauft werden.

Außer dem Rindvieh hält man Ziegen, Schafe, Schweine und Hühner; letztere sind von sehr kleiner Statur. Die Schafe haben keine Wolle, sondern nur ein kurzes, schlichtes Haar und werden lediglich des Fleisches wegen gezogen; dasselbe gilt auch vom Rind. Milch zu genießen betrachtet man als ein Verbrechen, das die Rache der Kilulu herausfordert. Salz gewinnt man zwar im nördlichen Theile des Landes selbst, es ist aber sehr unrein, da man es nicht sorgsam behandelt. Die Stelle des Zuckers wird durch den im Ueberfluß vorhandenen wilden Honig ersetzt, aus dem einige Stämme ein sehr berauschendes Getränk herstellen. Die Kimbunda ziehen meistens das Maisbier diesem Meth vor.

Vornehmere verspeisen vorzüglich Rindfleisch und Wildpret und lassen dasselbe auf Kohlen rösten. Gekochtes Fleisch ist nur bei besondern festlichen Gelegenheiten gebräuchlich. Zur Erlangung des Wildes werden mancherlei Jagdkünste entwickelt, ähnlich denjenigen, die auch bei den Negerstämmen Südafrika's üblich sind. Zweimal im Jahre stellt der Fürst mit großem Gefolge im Süden des Gebietes ausgedehnte Treibjagden an. Die Jäger sperren ein weites Gebiet ab und lassen am entgegengesetzten Ende vor dem Winde das dürre Gras anzünden. Das aufgescheuchte Wild eilt auf die Jäger zu und wird massenhaft niedergeschossen; da aber außer den Büffeln, Wildschweinen, vielerlei Antilopenarten, Quaggas u. s. w. auch Löwen, Leoparden und Tigerkatzen meistens mit im Treiben sind, so geht es selten ohne Unglücksfälle dabei ab. - Die oben erwähnten Pakassero's machen dabei die Jägermeister und beschäftigen sich zu andern Zeiten auch mit Anlegung von Wildzäunen und Fallen. Von einem Fluß oder Bach anfangend, errichten sie ein Gehege aus festem Gezweige, mitunter eine Meile lang, und bringen in gewissen Abständen Durchgänge in demselben an, die entweder mit einem Fallklotz in Verbindung stehen, ähnlich der bekannten Flußpferdfalle, oder in eine leicht verdeckte Grube führen. Auf dem Boden der letzteren sind Spieße aufgerichtet. Die Jäger begehen täglich ein solches Gehege, damit etwa gefangenes oder getödtetes Wild nicht in Fäulniß übergeht oder von den Raubthieren verzehrt wird.

Im Fischfang sind die Kimbunda's weniger geschickt. Sie begnügen sich damit, die Fische während der trocknen Jahreszeit in den austrocknenden Lagunen zu spießen, und kommen hierbei oft genug mit den zahlreichen Krokodilen in Collision, die sich dort aufhalten. Außerdem fertigen sie noch Reusen aus

Flechtwerk an und legen sie in die Flüsse. Netze zu fertigen ist nicht Gebrauch. Ueberhaupt sind nur wenige Handwerke in Uebung, denn die Lust am Faulenzen ist stärker als der Drang, die natürlichen Anlagen auszubilden. Die wichtigste Beschäftigung, die theilweise unsern Sattlern und Lederarbeitern entspricht, besteht im Anfertigen von Reise-Utensilien. Derjenige, welcher diese einträgliche Kunst erlernen will, muß zunächst selbst einige größere Reisen mitmachen, dann sich die nöthige Geschicklichkeit im Herstellen der Reisetaschen, im Verpacken und Verwahren der Ballen erwerben und wird schließlich von den Wohlhabenderen auch zum kaufmännischen Vertrieb der Güter verwendet.

Nächst diesen sind die Schmiede am meisten gerühmt und verdienen auch ihren guten Ruf, denn sie sind z. B. im Stande, alle Theile eines Schießgewehrs eben so sauber herzustellen, wie europäische Fabriken, mit einziger Ausnahme des Laufes. Bei der Annahme eines Lehrlings sind bestimmte Formalitäten üblich, ähnlich dem Aufdingen bei unsern Zünften. Meistens verpflichtet sich der Lehrling kontraktlich, auch eine Tochter des Meisters zu heirathen, damit die Kunst in der Familie bleibt.

Die Kunst der Tischler und Zimmerleute beschränkt sich darauf, die nothdürftigsten Geräthschaften auf ziemlich rohe Weise zu erzeugen, welche bei der Einrichtung eines Hauses erforderlich sind.

Die Familienverhältnisse sind bei den Kimbunda-Stämmen in einer Weise entwickelt, welche alle unsre Novellen, Dorfgeschichten und Liebesromane unmöglich macht. Das Mädchen, welches Jemand sich zur Frau auserkoren hat, wird fast nie um ihre Meinung gefragt, sie ist bloße Sache bei der Verhandlung, welche der Bräutigam mit ihren Eltern deshalb in Ordnung bringt. Würde sich ja der außerordentliche Fall ereignen, daß ein Negerfräulein sich weigern wollte, dem Manne zu folgen, der sie begehrt, so würde sie von den Kimbanda's, diesen strengen Wächtern über die einmal vorhandenen Gebräuche, in den Bann gethan, und sie kann sicher darauf rechnen, daß sie keinen Mann bekommt, wenn ihr nicht gelegentlich etwas Schlimmeres widerfährt. Von einem Unterricht der Kinder ist keine Rede; die Mutter beschränkt sich darauf, sie zu füttern und zu kleiden, und der Vater hat nicht einmal das Recht dazu, über sie zu verfügen; dies steht einzig dem Bruder der Mutter zu, der dieselben möglichenfalls als Sklaven verkaufen kann. Ehescheidungen sind ziemlich leicht; die Frau kann sich von dem Manne entfernen, wenn ihre Ehe während der ersten zwei Jahre kinderlos bleibt. Das Hauptstreben der Männer geht deshalb auch nicht darauf hinaus, das künftige Glück der Kinder anzubahnen und für das heranwachsende Geschlecht zu sorgen, sondern läuft darauf hin, den gegenwärtigen Augenblick möglichst zu genießen. Die Süßigkeit des edlen Nichtsthuns geht über Alles. Stundenlang sitzen die Männer rauchend beim lodernden Feuer beisammen und unterhalten sich, während sie Maisbier trinken und Tabak rauchen. Aeltere spielen auch miteinander und haben dabei ein Spiel, das etwas Aehnlichkeit mit unserm Domino hat. Auf einem Bret sind 40 Löcher eingebohrt, in denen Samenkörner liegen. In der Mitte des Bretes ist eine erhabene Leiste;

auf diese wirft der Spielende drei kugelrunde Samen, die, je nachdem sie in die Löcher der einen oder andern Partei rollen, Gewinn oder Verlust herbeiführen.

Zu Abend liebt man Tanz. Trommeln, Marimba's und Kisandschi's, mitunter auch eine Art gellende Flöte bilden die Musik dabei; in Ermangelung dieser Instrumente genügt auch schon Händeklatschen. Hat der Neger keine Gesellschaft, so tanzt er allein, fast stets aber streifen seine Künste dabei sehr in's Unanständige, um so mehr, als gewöhnlich ein ziemlicher Grad von Betrunkenheit damit verbunden ist.

Eine Hauptpassion bei den Kimbunda's ist das Prozessiren. Ursachen sind stets zu finden, sobald man sie sucht, und dies um so leichter, wenn man den heimlichen Umgang mit den Geistern und Zauberei als Kapitalverbrechen bezeichnet. Anklagen hierauf bilden ziemlich die Hälfte der Gerichtsverhandlungen, die übrigen haben Ehebruch, körperliche Verletzungen, Schädigungen an der Ehre oder dem Eigenthum zum Gegenstande und werden meistens mit Geldstrafen belegt. Die Zahlung wird in Sklaven, Vieh und Zeugen geliefert. Geschriebene Gesetze bestehen nicht, die Ortsvorsteher verurtheilen den Verklagten dem Herkommen gemäß, oft genug auch danach, wie sie selbst durch Geschenke von den Parteien gestimmt sind. Als letzte Appellation gilt der Zaubertrank, bei welchem die Entscheidung gänzlich in den Händen des Doktors liegt. Der Verurtheilte hat einen Theil der Strafe sofort als eine Art Draufgeld zu entrichten und wird verpflichtet, den Rest zu einer bestimmten Zeit abzutragen. Versäumt er das letztere, so steigert sein Gläubiger seine Forderung und wendet gewöhnlich List an, um ihn zur Zahlung zu zwingen. Gern läßt er ihn oder seine Leute dann anhalten, wenn sie sich einer Karawäne angeschlossen haben, indem er seine Angelegenheit einem Fürsten mittheilt, durch dessen Gebiet der Reisezug geht. Kann der Betreffende die Forderung dann nicht sofort befriedigen, so schießen die übrigen Glieder der Karawane das Fehlende zusammen, um nicht aufgehalten zu werden, betrachten ihn aber so lange als Sklaven der Karawane, bis er sich auslöst. In manchen Fällen wendet sich der Gläubiger auch wol an einen einheimischen Fürsten und dieser erscheint plötzlich mit einer Anzahl Krieger in der Wohnung des Schuldners und logiert sich daselbst ein, schmaust mit seinen Leuten eine geraume Zeit, ehe er nur sagt, weshalb er eigentlich gekommen, und endigt seine Exekution gewöhnlich damit, daß er dem Unglücklichen, der zahlungsunfähig geworden ist, das Haus niederbrennt und ihn nebst den Seinen als Sklaven verkauft.

Gemünztes Geld hat man in den Kimbundaländern nicht. Als Zahlmittel bedient man sich theils einiger einheimischen Erzeugnisse, z. B. der Mabala (grober Gewebe), Hacken, feiner Matten und des Salzes, theils auch der eingeführten europäischen Produkte: Porzellan- und Glasperlen, Flinten, Schießpulver, Branntwein, Zeuge u. dgl.

Den meisten Handel treiben die Kimbunda's mit den Küstenorten; der Verkehr im Lande selbst ist im Vergleich damit nur gering und beschränkt sich auf Umtausch von Sklaven, Rindvieh, Schafen, inländischen Hacken.

Die religiösen Vorstellungen dieser Negerstämme haben nach Magyar's Mittheilungen viel Aehnliches von jenen, die Wilson in Südguinea fand. Sie nehmen auch ein höchstes Wesen an, den „Suku-Banange“, der die Hauptgewalt über Alles hat. Für gewöhnlich pflegt derselbe der süßen Ruhe und macht sich nicht viel Sorgen um das, was auf Erden vorgeht, noch weniger um den einzelnen Menschen. Die Schicksale der Sterblichen, die Naturereignisse, Regen u. dgl. sind Sache der Geister, die in zwei großen Heerlagern einander feindlich gegenüber stehen. Die guten Geister (Kilulu Sande) werden als Schutzgötter verehrt. Von ihnen stammt das Gute, was den Menschen zu Theil wird. Die bösen Geister (Kilulu-yangolo-apessere) stiften das Unheil an. Beide rekrutiren sich fortwährend durch die Seelen der verstorbenen Menschen, die, je nachdem sie selbst bei Lebzeiten waren, zu guten oder bösen Dämonen werden. Da es nun von letztern gewöhnlich viel mehr giebt, als von den erstern, so ist auch die Macht der bösen Geister eine stärkere und es würde hierdurch noch schlimmer auf Erden werden, als es ohnehin schon ist, wenn nicht der Obergott von Zeit zu Zeit mit einem Donnerwetter dazwischen führe und die Unheilstifter etwas einschüchterte.

Der Sitz der Geisterwelt ist unter der Erde. Sobald die Sonne Abends auf Erden untergeht, beginnt der Morgen in der Unterwelt (Kalunga). Das Leben, welches die Verstorbenen dort unten führen, ist ähnlich demjenigen, welches sie droben hatten. Es wird Wild gejagt, geschmaust und Bier getrunken. Frauen zur Bedienung sind ebenfalls in hinreichender Menge vorhanden.

Für die Hausgötter richtet man ein kleines Zimmerchen ein, das am abgelegensten Orte des Gehöftes sich befindet und möglichst verborgen gehalten wird. Man stellt dort verschiedene Figuren als Symbole der Götter und Geister auf und bringt denselben Opfer von Thieren. Auf dem Boden stellt man Antilopenhörner auf und füllt selbige mit einer Mischung aus Fett und Kohle. Während des Opfers legt man glühende Kohlen darauf und bestreut dieselben mit Räucherwerk, mit welchem sowol die Opfernden als auch die Götteridole beräuchert werden. Kommt ein Fremder aus Versehen in eine solche Kapelle, so entfernt er sich stets schnell und stillschweigend wieder, getrieben durch die Furcht, er möge durch seine Gegenwart die Hausgötter erzürnen und sich dadurch Unheil zuziehen.

Die Fruchtbarkeit des Landes, reichliche Ernte und ausreichender Lebensunterhalt sind von dem regelmäßigen Wechsel der trockenen und nassen Jahreszeit abhängig; beim Eintritt sowol der nassen als auch der trocknen Zeit pflegen deshalb die Priester feierliche Umzüge zu veranstalten, durch welche sie die Gunst der Geister für das Land erbitten. Es wird bei dieser Gelegenheit eine angeputzte Puppe, welche den Schutzgott repräsentirt, unter einem Thronhimmel herumgetragen und von den Priestern und zahlreichen Männern mit Gesang und Musik begleitet. Man zieht von einem Gehöfte zum andern und sammelt bei den Besitzern Lebensmittel und andere Geschenke ein, die nachher gemeinschaftlich verschmaust werden, verfährt also in einer Weise, welche ganz an die

aus altgermanischer Zeit noch überkommenen Fastnachts- und Martinsumzüge unserer Heimath erinnert. Der Gutsbesitzer, welcher den Priester- und Götterzug reichlich beschenkt, glaubt des besondern Schutzes der Dämonen und eines reichlichen Erntesegens gewiß zu sein.

Außerdem, daß man das ganze Jahr in trockne oder kalte (Mai bis Oktober) und in die warme oder nasse (November bis April) Jahreszeit eintheilt, unterscheidet man auch die Monde und rechnet derselben 12 auf ein Jahr. Man zählt dabei von einem Neumond zum andern. Die Eintheilung der Monate in Wochen ist unbekannt; die Tage, welche über vorgestern und übermorgen hinausgehen, werden gezählt. So unterscheidet man während des Tages auch nur die Haupttageszeiten: Morgen, Vormittag, Mittag, Nachmittag, Abend und Nacht, kennt aber weder eine Stundeneintheilung noch Tagesnamen.

Hat ein Kind sein siebentes Jahr erreicht, so hört man gewöhnlich auf, die Zahl der Jahre zu zählen, und begnügt sich damit, das Alter des Betreffenden nach den Hauptphasen des Lebens zu bezeichnen. Es ist nicht selten, daß Einzelne ein hohes Alter erreichen und selbst über 100 Jahre leben. Magyar erzählt, daß er öfter Männer von 60 und mehr Jahren als Lastträger auf seinen Reisen gehabt und dieselben als eben so kräftige und ausdauernde, wie behagliche und gutmüthige Genossen gefunden habe.

Das Klima des Hochlandes ist verhältnißmäßig gesund und kräftigend. Bei den vorkommenden Krankheiten, so wie bei Verwundungen spielen die Priester zugleich die Aerzte. Sie besitzen eine ausgedehnte Kenntniß der Gewächse jener Gegenden, so wie der in denselben ruhenden Heilkräfte, treiben aber bei jeder ihrer Hülfsleistungen so viel Hokuspokus und Taschenspielerkünste, daß ein Fremder nicht leicht zu erkennen vermag, wo eigentlich die Wirkung des Arzneimittels anfängt.

Magyar suchte, wie wir bereits mittheilten, mit diesen Priesterdoktoren so gut als möglich wegzukommen, da sie ihm als Freunde Mancherlei nützen, als Feinde dagegen sein Leben vielfach bedrohen konnten. Solche Personen, die den Priestern mißliebig sind, fallen über kurz oder lang als Opfer der Intriguen, am ehesten als solche, die man wegen Hexerei anklagt. Jeder Todesfall kann hierzu Veranlassung bieten. Sobald die Verwandten den Leichnam durch eine besondere Oeffnung, die man in die Umhegung gebrochen hat, hinaustragen, richten sie Fragen an denselben. Sie erkundigen sich nach der Ursache seines Todes, so wie nach demjenigen, der ihn verzaubert und dadurch ermordet habe. Während der Eine die Namen der bekannten Personen vorzählt, läßt ein Anderer den Leichnam mit dem Kopfe nicken, sobald ein Mißliebiger genannt wird. In aller Stille bereitet man in Gemeinschaft mit dem Priester die Anklage vor und einen Monat nach dem Begräbniß beginnt der Hexenprozeß, bei welchem Alles von dem guten Willen des Herrn Doktors abhängt.



Schlangenjagd an den Dilolo-Sümpfen.

IV.

Magyar's Reisen nach den innern Ländern Süd-Afrika's.

Handel im Innern. — Djimbandi. — Olo-wibenda-Wildnisse. — Djiekoe. — Das Reich Moluwa. — Kazembe. — Kabebo. — Galanje. — Dilolo-See. — Reich Lobal. — Kilengues. — Kunene-Fluß. — Kakonda. — Präsidio de Caconda. — Reise nach Loba und Lutschaft. — Benguela:

Ladislaus Magyar hatte sich, wie bereits gesagt, die Erforschung der inner-afrikanischen Länder des Südens als Lebensaufgabe gestellt. Sein Aufenthalt in Bihe sollte nur eine Vorbereitung zu weiteren Reisen sein und er hatte gerade die Länder der Kimbunda zu seinem Wohnsitz ausersehen, weil dieses Volk in Südafrika die ausgedehntesten Handelszüge zu unternehmen pflegt.

Die Kimbunda's sind eben so abenteuer- und unternehmungslustig, wie anstellig. Sie eignen sich mit Leichtigkeit die Sprache und Sitten anderer Völker an und Magyar's Gesinde lernte im Laufe eines halben Jahres geläufig portugiesisch sprechen, da er sich oft in dieser Sprache mit ihm unterhielt.

Die Hauptzwecke solcher Reisezüge sind der Handel und zwar vorzugsweise derjenige mit Elfenbein, das hier die Hauptrolle spielt, seitdem der Sklavenhandel an der Küste ins Stocken gekommen ist.

Die Kimbunda haben in ihrem eigenen Lande weder Elephanten noch Nashörner, sondern beziehen das Elfenbein und die Rhinozeroshörner, ebenso das Wachs, von andern Völkern des Innern.

Sie tauschen jene Gegenstände mitunter gegen Erzeugnisse ihres eigenen Gewerbfleißes ein, gegen Hacken, Töpfe, Matten u. dgl., am meisten und liebsten aber gegen europäische Artikel, welche sie von der Küste beziehen.

Während Magyar also sein Hauswesen in Bihe einrichtete, sorgte er gleichzeitig dafür, gegen die Erzeugnisse des Landes eine neue Quantität europäischer Gegenstände durch eine Karawane von der Küste her zu beziehen, und bereitete dann einen Handelszug nach dem Innern vor. Er beabsichtigte hierbei systematisch zu verfahren und, von Nordosten anfangend, nach Süden weiter zu gehen.

Die nordöstlichsten Striche, zu denen die Kimbunda-Karawanen sich wagen, sind das Reich Moluwa oder Morupu, ein kühles Hochland voll sumpfiger Wälder und dichter Wildnisse, das von zahlreichen Elephantenherden bewohnt wird.

Bei dem Zustandebringen einer Karawane nach den Binnenländern ist es durchaus nöthig, daß dasjenige Land, welches erreicht werden soll, genau bezeichnet wird. Hiernach richten sich die Tauschartikel und Waaren, mit welchen sich die Kaufleute versehen. Manche Völkerschaften nehmen Erzeugnisse europäischer Industrie sehr gern an und geben Sklaven, Elfenbein und Wachs dafür, — andere dagegen sehen jene Gegenstände als Teufelswerke und verherte Dinge an, lassen die mit solchen Waaren bepackten Karawanen nicht gern ins Land und nehmen nichts von ihren Sachen als Zahlung an. Mit ihnen kann der Handel nur durch Sklaven oder Rinder getrieben werden.

Die Karawanen suchen es gern so einzurichten, daß sie mehrere Länder nacheinander besuchen und mit jedem Volke in seiner Weise handeln. So ziehen sie wol zuerst nach den nördlichen Reichen, in denen es Sklaven in Menge giebt und wo man europäische Waaren zu hohen Preisen annimmt. Die eingehandelten Sklaven werden je 10 und 10 zusammen gebunden. Jedem wird um den rechten Arm ein Eisenring festgeschmiedet, an welchem eine kurze Kette angebracht ist. Diese befestigt man an den Ringen einer gemeinschaftlichen, stärkern Kette, einen Sklaven vom andern um einen Schritt entfernt. Der linke Arm bleibt frei. Zur Nacht legt man dagegen oft auch die Füße in Fesseln. Manche der inneren Völker nehmen nur Sklaven als Zahlung für ihr Elfenbein an, bei südlichen Stämmen werden die männlichen Sklaven verschmäht und nur Sklavinnen oder Rinder begehrt. Die Rinder wiederum sind nur bei südlichern Völkern zu erlangen und auch nach Norden hin schlecht zu transportiren, da dort ausgedehnte Sümpfe zu passiren sind, in denen das an trockene Steppen gewöhnte Vieh nicht fortkommt.

So demoralisirend der Sklavenhandel lange Zeiten hindurch auf alle Verhältnisse der afrikanischen Völker gewirkt hat, so vortheilhaft scheint der Handel mit Elfenbein neuerdings zu wirken. Die Elephantenjagd belebt die Thatkraft und den Muth der Männer, welche ihr obliegen, und veranlaßt sie, sich mit der

Handhabung europäischer Schießwaffen möglichst vertraut zu machen. Die Elfenbeinhändler haben zahlreiche Völker an eine Menge europäischer Artikel gewöhnt und die Civilisirung angebahnt. Der rohe Neger des Innern giebt lieber einen Elephantenzahn für ein Stück Kattun oder bunte Perlen, als das eigne Kind oder einen Haussklaven, wie es ehedem Regel war.

Die Kimbunda hatten eine Zeit lang die Moluwa-Länder nicht mehr besucht, so reichen Gewinn ihnen Reisen dorthin auch stets abgeworfen. Jene elfenbeinreichen Gebiete waren gleichzeitig auch von Karawanen aus Pungo Adongo und Kassandschi besucht worden. Zwischen den Händlern der verschiedenen Völkerschaften war es dabei zu Reibungen und schließlich zu blutigen Gefechten gekommen und die Kimbunda's hatten, weil sie am wenigsten zahlreich, hierbei stets den Kürzern gezogen. So hatten sie mehrere Jahre hindurch es unterlassen, nach Moluwa zu reisen, als Magyar für das Jahr 1850 einen Zug dorthin vorbereitete.

Er rechnete, trotz der erwähnten Schwierigkeiten, darauf, daß sich ihm Viele anschließen würden, da eine Karawane, an deren Spitze ein Europäer steht, nicht so leicht von den Eingeborenen angegriffen wird und von größerem Muthe beseelt ist. Er versammelte deshalb dem Gebrauche gemäß die Vornehmsten seiner Befreundeten und des eignen Gehöftes und trug ihnen seinen Plan vor. Da dieselben ihm beistimmten, übernahmen sie ihrerseits die Verpflichtung, die Karawane zu organisiren. Es handelte sich hierbei darum, Lastträger für die Waaren des Unternehmers zu finden und gleichzeitig eine größtmögliche Menge anderer Kaufleute zum Anschluß zu bewegen. Je zahlreicher die Karawane ist, desto mehr steigt ihre Sicherheit. Aus diesem Grunde hat man es auch gern, wenn sich viele Elephantenjäger anschließen, die entschlossene Männer und mit Schießvorräthen gut versehen sind. Sie tragen außer ihrer Munition nur ihre Lebensmittel und beginnen ihre Jagden, sobald die Karawane während der Regenzeit in dem erreichten Gebiete still liegt. Einen Theil ihres Elfenbeins verhandeln sie gewöhnlich sofort an die befreundeten Kaufleute.

Welche äußeren Formalitäten bei dem Zusammenbringen des Reisepersonals zu beobachten sind, haben wir bereits früher (S. 191) eingehender aufgeführt. Außer daß Magyar dem König die pflichtmäßige Anzeige machen ließ, sandte er demselben auch noch besondere Geschenke und ließ ihm mittheilen, daß die Prinzessin Osoro, Magyar's Gemahlin, Willens sei, ihren Mann auf seiner Reise zu begleiten. Der König ließ durch die Boten die Erlaubniß zur Reise verkünden und seinen Dank abstatten. In Bezug auf seine Tochter Osoro bemerkte er, daß er über dieselbe von dem Augenblicke an, wo sie Magyar's Frau geworden sei, nichts mehr zu verfügen habe. Er fände es aber ganz in der Ordnung, daß die Frau auch da sei, wo sich ihr Mann befände, und daß sie ihn deshalb begleite. Zudem sei sie ja in Besitz einer ausreichenden Menge von Sklaven, so daß sie sich in der Tipoia tragen lassen könne und Magyar's Marsch nicht aufhalte.

Im Mai 1850 brach Magyar also mit seiner Karawane auf und hielt sich

anfänglich östlich, um nachher nordöstlich weiter nach den Moropuländern zu dringen.

Die östlichen Gebiete Bihe's, welche vom Koanza und mehreren seiner Nebenflüsse durchzogen werden, erhalten zur Regenzeit so ansehnliche Wassermengen, daß sich dort eine Anzahl seeähnlicher Teiche bildet. In der trocknen Jahreszeit verdunsten die letzteren zu unansehnlichen Tümpeln. Dagegen liegt zwischen den dichtbewaldeten Bergen Demba und Kenye der See Oviva, der das ganze Jahr mit tiefem Wasser versehen und von zahlreichen Krokodilen bewohnt ist.

Das erste Land, welches eine aus Bihe kommende Karawane nach Osten zu betritt, ist das Land Djimbandi oder Kimbandi, ein hügeliges Gebiet, dessen Erhebungen um so höher werden, je weiter man nach Osten vordringt. Der Boden ist sehr fruchtbar und wird aus einer Mischung von Sand und rothem und schwarzem Thon zusammengesetzt. Eine Anzahl Flüsse bewässern das Land und ergießen sich in den Koanza.

Bei dem Orte Kujo setzen die Bihe=Karawanen gewöhnlich über den Koanza und versorgen sich dann in Kariongo, der Residenz eines Häuptlings, mit hinreichenden Lebensmitteln für den achttägigen Marsch durch die großen Olo=wihenda=Wälder.

Die Djimbandi=Neger sind als fleißige Ackerbauer in Ruf und erzeugen sehr viel Maniok, außerdem Sorghum und einige Sorten Mais. Sie ziehen Rindvieh, Schafe, Ziegen und Schweine in Menge, ebenso viele Haushühner. Gegen Fremde sollen sie, nach Magyar's Versicherung, zwar höflich, dabei aber arglistig, diebisch und falsch sein.

Oestlich vom Djimbandi=Lande erhält das Gebiet eine Beschaffenheit, die mit den in Europa geläufigen Vorstellungen über afrikanische Natur in geradem Widerspruch steht. Es zieht sich hier ein Hochland mehrere Breitengrade von Nord nach Süden, das von dichtem Urwald bedeckt ist. Im Norden hat dieser Wald 7 bis 8 Tagereisen in der Breite, nach Süden hin nimmt seine Ausdehnung noch zu, so daß die Karawanen 14 bis 16 Tage nöthig haben, um ihn passiren zu können. Die Einförmigkeit des dichten Waldes wird nur durch dichtberaste Wiesenflecken unterbrochen, die von zahlreichen Wasseradern durchzogen werden. Ueberhaupt ist der Ueberfluß von Wasser, welcher hier herrscht, das Beschwerlichste. Nach allen Seiten hin rinnen Bäche und Flüsse und säumen ihre schwach ausgearbeiteten Ufer durch breite Sumpfflächen. Lastthiere können deshalb auch nicht angewendet werden und von den zwei Reitochsen, welche Magyar mitgenommen hatte, blieb der eine geradezu stecken und der zweite mußte geschlachtet werden, da er mehr aufhielt als nützte.

Alle Lasten müssen auf den Schultern der Menschen durch diese Wildnisse geschafft werden, auf Wegen, die mitunter kaum mehr als eine Spanne breit und vielfach verwachsen sind, da sie selten ein menschlicher Fuß betritt. Die Sumpflachen zwingen zu häufigen Umwegen. Dieser Riesenwald birgt zahlreiche Elephanten und Nashörner, und die Löwen bilden die entsprechende Polizei über jene hohen Herrschaften.

Mehr noch als die großen Raubthiere fürchtet man aber die Büffel. Magyar sagt, daß er auf seinen vielen Reisen nur zwei seiner Sklaven durch die Löwen eingebüßt habe, dagegen seien zahlreiche seiner Gefährten durch die Büffel getödtet oder verstümmelt worden. Hierzu kommt freilich, daß man die Löwen vermeidet, die Büffel dagegen ihres Fleisches wegen aufsucht. Ist der erste Schuß auf das gewaltige Thier nicht tödtlich und gelingt es dem Jäger nicht, sich in Sicherheit zu bringen, so schleudert ihn das schwarze Ungethüm mit seinem riesigen Gehörn empor und zerstampft ihn dann zu einer unförmlichen Masse, in den Pausen das Blut des Unglücklichen leckend. Ein Büffeljäger ist in den Augen der Eingeborenen eben so geachtet wie ein Elephantenjäger.

Der erste Eintritt in diese Waldregion stimmt den Reisenden feierlich ernst; er erfreut sich des üppigen Pflanzenwuchses, der noch darauf wartet, daß die Wissenschaft ihn enträthsele. Noch kein Pflanzenforscher hat hierher seinen Fuß gesetzt. Bei längerem Wandern aber wird die herrschende Stille drückend, die Wanderung einförmig und ermüdend.

Ein sonderbarer Menschenstamm durchzieht flüchtig wie das Wild diese Waldöden. Er wird Mu-kankala oder Ka-ssekel genannt. Magyar nennt diese Leute den elendesten Menschenschlag, der ihm je zu Gesicht gekommen. Sie haben, sagt er, einen niederen Wuchs und sind kaum über 4 Fuß hoch, dabei rußgelb von Hautfarbe und erscheinen als ein wahres Zerrbild der menschlichen Gestalt. Ihre Beine sind dünn; an ihrem magern, obschon muskulösen Leibe nimmt der halbkugelig hervortretende Wanst fast den dritten Theil ein. Auf dünnem Halse sitzt ein großer Kopf mit ganz flachem Gesicht, von dem eine platte Nase oder vielmehr nur zwei heraussstehende Löcher, ein langgespaltener Mund mit dicken Lippen und kleine Augen sichtbar sind. Ihre Ohren sind groß. Das Haar ist wollig, aber kurz, und ringelt sich selten zu einem Knäuel.

Trotz dieses abschreckenden Aeußeren sind die Mu-kankala friedliche Leute, die dem Fremden sogar höflich entgegenkommen. Gegen Tabak und allerlei Kleinigkeiten: Glas- und Porzellanperlen und dergl., erhandelt der Reisende von ihnen Elfenbein, Honig, Wachs und getrocknetes Wildfleisch. Sie sind weder Diebe noch Räuber. Im Norden des Waldes, wo derselbe wegen seiner geringeren Breite vielfach von den benachbarten Stämmen durchzogen wird, sind die Mu-kankala-Horden weniger zahlreich, denn ihre Nachbarn betrachten sie als zweibeiniges Wild, machen förmliche Jagden auf sie und verhandeln die Gefangenen als Sklaven. Magyar selbst kaufte einen erwachsenen Burschen und zwei kleine Mädchen von den Buunda's und sagt, daß dieselben sich stets als treue, anhängliche und gehorsame Diener bewiesen hätten, ihm auch nie entlaufen wären, obschon er mit ihnen mehrfach das Gebiet ihrer Landsleute gekreuzt. Von besonderen geistigen Fähigkeiten habe er freilich an ihnen noch nicht viel bemerken können.

Die Flüsse, welche jener waldigen Hochebene von Olo-wihenda entspringen, fließen theils westlich, wie der Kuango (ein Nebenfluß des Kongo), der Kuiwa und Windika, theils ergießen sie ihr Wasser nach Osten.

Die benachbarten Volksstämme besuchen den großen Wald, theils um Honig und Wachs zu sammeln, theils um Elephanten und Nashörner zu jagen. Die Bienen werden durch Feuer getödtet, das Wachs ausgeschmolzen und in Klumpen von 60 Pfund geformt. Aus dem gegohrenen Honig bereiten sie bei solchen Gelegenheiten einen sehr berauschenden Meth und durch den unmäßigen Genuß desselben werden jene wilden, rohen Gesellen in solche thierische Wuth versetzt, daß sie bei ihren Gelagen sich im Streit sofort mit den Messern nach dem Gesicht fahren. Sie schlagen an versteckten Orten ihre befestigten Lager auf und spielen, wenn es die Gelegenheit bietet, gar zu gern auch die Rolle der Buschklepper, überfallen die Reisenden oder benachbarte Ansiedelungen, morden Die, welche sich widersetzen, und schleppen Andere als Sklaven hinweg. Trotz ihrer Vorliebe für einen tüchtigen Rausch betrachteten jene wilden Gesellen doch lange Zeit den Branntwein als Gift und weigerten sich entschieden, ihn auch nur zu kosten; ja es kamen Fälle vor, daß sie Händler todtschlugen, welche es versucht hatten, denselben bei ihnen einzuführen.

Hat die aus Bihe kommende Karawane nach einem siebentägigen, höchst beschwerlichen Marsche die geschilderten Olo-wihenda-Oeden durchzogen, so nahet sie der östlichen Abdachung dieses Hochlandes und zugleich betritt sie wieder bewohntes Land: das Gebiet der Djiokoe oder Kibokoe. Dieses Gebiet reicht nach Magyar's Angaben vom 10. bis 13. Grad südl. Breite und vom 20. bis 22. Grad östl. Länge von Greenwich. Es ist ein Gebirgsland, dem nur die Gletscher und kahlen Felsenzüge fehlen, um den Namen der südafrikanischen Schweiz zu verdienen, mit welchem es unser Ungar belegt. Die Berge sind vorwiegend halbkugelige Kuppen, durchschnitten von zahllosen engen und nassen, tiefen Thälern. Der Urwald der Olo-wihenda-Wildnisse setzt sich auch hier noch fort, nur wird seine Oede durch die Dörfer unterbrochen, die in so großer Menge über das ganze Gebiet zerstreut sind, daß Magyar meint: kein Land in ganz Südafrika sei in gleicher Weise dicht bevölkert wie dieses.

Die Gehöfte liegen einzeln oder in kleinen Trupps beisammen und sind von den kultivirten Landstrecken rings umgeben. Die Eingeborenen bauen besonders viel Maniok, dazu auch einige Sorten Mais, Mohrenhirse (Sorgum) und Bohnen; auch etwas Tabak. Sie sind als Landwirthe eben so geschickt wie als Schmiede. Magyar erzählt ein Beispiel der Kunstfertigkeit, welche sie in letztgenannter Beziehung besitzen, das uns billig in Erstaunen setzt. Als er durch jenes Land zog, übergab er einem Djiokoe-Schmied eine beschädigte Flinte zum Ausbessern und fügte, da an derselben kein Schloß war, ein französisches Flintenschloß als Muster bei. Auf der Platte des letztern war das Wort „Laport“ eingegraben. Nach einigen Tagen brachte ihm der Djiokoe die Flinte mit einem neuen Schlosse, das ganz sauber und gut gearbeitet war und selbst jenes Wort eingegraben enthielt, nur, daß die Buchstaben etwas weniger zierlich waren.

Wie bei einem so rührigen und waffenkundigen Volke fast vorauszusetzen, sind die Djiokoe's gewandte Jäger. Viele von ihnen ziehen in die großen Wälder

auf die Elephantenjagd aus und tauschen dann für das gewonnene Elfenbein Waaren europäischer Manufaktur oder Sklaven ein. Noch viel bedeutender als das Elfenbein sind die Mengen von Wachs, welche von hier aus in den Handel gelangen. Die Wälder des Landes sind überreich an wilden Bienen und Djickoe ist deshalb ein Land, in welchem Honig fließt. Milch dagegen ist nicht viel vorhanden, denn man hält nur sehr wenig Hornvieh, obschon die nassen, weidereichen Thalgründe das trefflichste Futter bieten würden. In großen Zahlen hat man dagegen Schweine und Ziegen und außerdem Legionen von Hühnern eines auffallend kleinen Schlags, so daß dem Reisenden sein Eintritt ins Land Djickoe sofort durch das Krähen der Hähne angekündigt wird.

Das Klima dieses Gebietes hat Nichts von dem, was wir gewöhnlich als „afrikanisch" zu bezeichnen pflegen: es ist regenreich und kühl, mitunter sogar kalt. Als Magyar auf seinen Reisen mitten im Juli an der Quelle des Lu-medjschi-Flusses, welche am Fuße einer mit dichten Waldungen bedeckten Anhöhe in einer dem Ostwind ausgesetzten sumpfigen Niederung sich befindet, mit seinen Begleitern sein Nachtlager aufgeschlagen hatte, erlebte er einen so starken Frost, daß am Morgen das Wasser in den Thongefäßen mit einer dünnen Eisschicht überzogen war. Ringsum war das Gefilde mit dichtem Reif bedeckt.

Der Ueberfluß von Wasser, welchen das Land hat, sammelt sich in einer Menge kleinerer und größerer Flüsse, die nach allen Seiten hin abströmen. Die meisten von ihnen vereinigen sich in den 4 Hauptströmen: Kassebi, Lungebungo, Lu-éna und Lu-medjschi.

Neben den guten Seiten, die wir oben bei den Eingeborenen hervorhoben, haben dieselben aber leider noch eine größere Menge sehr unangenehmer Eigenschaften. So sind sie abergläubisch und habsüchtig im höchsten Grade. Gastfreundschaft ist ihnen ein unbekanntes Ding. Jeden Fremden sehen sie mit mißtrauischen, argwöhnischen Blicken an und beobachten jeden seiner Schritte. Bemerken sie das Mindeste an ihm, was ihnen auffällt, so geben sie demselben sofort eine möglichst ungünstige abergläubische Deutung, beschuldigen ihn, daß er ihnen und ihrem Lande dadurch Schaden zugefügt habe, und beanspruchen eine möglichst hohe Entschädigung dafür. Versteht er sich nicht sofort dazu, die Buße zu zahlen, so sind sie mit den Waffen schnell bei der Hand und plündern ihn aus. Sie überfallen ihn entweder in heimlichem Hinterhalt oder greifen ihn auch offen an, wie es die Gelegenheit bietet. Magyar selbst ward bei einer Gelegenheit mit den 400 Mann, welche ihn begleiteten, von den Djickoe's mit Uebermacht angegriffen und umzingelt. Er mußte ihnen ein förmliches Treffen liefern, in welchem es auf beiden Seiten Verwundete und Todte gab. Magyar selbst erhielt einen gefährlichen Pfeilschuß in den Schenkel.

Die Habsucht der Neger verleitet sie zu einem oft schurtischen Benehmen. Magyar versichert, daß sie sich mitunter nicht schämen, dieselben Personen räuberisch anzufallen und auszuplündern, mit denen sie wenige Stunden zuvor Freundschaft geschlossen und gemeinschaftlich geschmaust haben.

Die größten Ortschaften des Landes enthalten nicht über 1000 Einwohner

und bestehen aus einem Haufen Strohhütten, die im Walde versteckt sind. Sie werden nach den Häuptlingen benannt und wechseln deshalb mit diesen auch ihre Namen. Diese Häuptlinge führen den Titel Muanangana und sind von einander unabhängig.

Im Osten des Kibokoe=Landes senkt sich der Boden mehr und mehr, die Berge verflachen sich und endlich betritt der Reisende eine Ebene, welche im Norden von einem Hügelzuge eingesäumt wird. Am Fuße des letztern fließt der schöne Kassabi=Strom nach Nordosten. Indem die Karawane diesem Stromthale folgt, gelangt sie in das Moluwa= oder Moropu=Reich, das mächtigste von ganz Südafrika. Vor einigen dreißig Jahren dehnte es seine Herrschaft bis über das Reich Kazembe aus, welches früher oft genannt und wegen der tyrannischen Regierung seines Herrschers sehr verrufen war. In letzterer Beziehung ist es im Moluwa=Reiche nicht besser. Der Fürst des Landes wird zwar durch die Häuptlinge gewählt, sowie er aber einmal mit den Zeichen seiner Würde bekleidet ist, genießt er von seinen Unterthanen eine fast göttliche Verehrung. Der gemeine Neger wagt es nicht anders als auf allen Vieren kriechend ihm zu nahen, hält dabei die Hände voll Erde und reibt sich Arme und Brust mit der letztern, indem er ausruft: „Sei gegrüßt! Gegrüßt seist du, unser Gott! Sei gegrüßt! Muati=janwo (so nennt man den Fürsten), sei gegrüßt!“ — Der Fürst herrscht über seine Landeskinder in der willkürlichsten und tyrannischsten Art. Wer das Unglück hat, ihm zu mißfallen, wird von ihm auf die scheußlichste Weise verstümmelt oder qualvoll getödtet. Enthaupten ist noch die nobelste Art der Gerechtigkeitspflege; dagegen kommt das Hautabziehen bei lebendigem Leibe, Abschneiden der Nase, Ohren und Geschlechtstheile und dergl. häufig genug vor.



Häuptling von Kazembe.

Die Moluwa's sind an diese Art der Regierung so gewöhnt, daß sie dieselbe ganz in der Ordnung finden und Niemand sich zu widersetzen wagt. Nur in den entlegeneren Provinzen ist das Ansehen des Muati=janwo etwas geringer und es kommt dort vor, daß man sogar die Steuereinnehmer und Gesandten seiner grimmigen Majestät mit Schimpf und Hohn von dannen jagt.

Wie weit sich das Moluwa=Reich nach Norden erstreckt, konnte Magyar nicht genau erfahren. Er vermuthet seine Grenze dort unter dem 4. Grade

nördl. Br. und es ward ihm erzählt, daß daselbst menschenfressende Stämme wohnen. Wir würden hier ziemlich in dieselben Breiten kommen, in denen Du Chaillu's südlichste Streifzüge endeten. Nach Süden hin geht das Moluwa-Reich bis zum 13. Grade und seine Ausdehnung von Ost nach West liegt nach Magyar's Angaben zwischen dem 21. bis 26. Grade östl. Länge von Greenwich.

Von dem genannten Reiche Kazembe im Osten wird Moluwa durch eine Wildniß von mehreren Tagereisen Ausdehnung getrennt. Die Südgrenze bildet das Land Lobal bis zum Riambedjschi-Strome, dann die Kayenda- und Mukongoto-Länder (Lui-banda). Westlich befindet sich außer dem bereits genannten Djiokoe-Lande noch das Gebiet der Mahungo und Ssindjsche.

Der Norden und Osten des Moluwa-Reiches sind hügelig und waldreich. Hier ist ebenfalls ein Ueberfluß von wilden Bienen vorhanden und ein Reichthum von Wachs. Das letztere würde ein bedeutender Handelsartikel sein können, wenn nicht der Transport desselben, der bei den schlechten Wegen ausschließlich auf den Schultern von Menschen ausgeführt werden muß, zu beschwerlich wäre. Es wird deshalb nur wenig berücksichtigt.

Wichtiger sind für den Handel dagegen die Sklaven und das Elfenbein. Ehedem wurden von hier aus zahlreiche Sklaven sowol nach Pungo Adongo als auch nach Benguela gebracht und unterwegs als Lastthiere zum Transport von Elfenbein verwendet. Gegenwärtig, wo der Sklavenhandel an der Westküste in's Stocken gerathen ist, kaufen die Karawanen in Moluwa nur Sklaven auf, um sie zum Lasttragen zu benutzen, und vertauschen sie dann anderwärts wieder gegen Elfenbein. Dieses bildet den Haupthandelsartikel.

Im Norden Moluwa's leben die Elephanten noch in Heerden beisammen und werden vorzugsweise von den wandernden Kimbunda, Djiokoe, Buunda und von den jenseits des Riambedjschi-Flusses wohnenden Kabenda-Völkern gejagt. Ein Stoßzahn eines erlegten Elephanten muß dem Häuptling des Distriktes als Tribut abgegeben werden, in welchem das Wild gefällt wird. Die Stoßzähne der hier vorkommenden Elephanten wiegen nicht selten 110, ja sogar 125 portugiesische Pfund. Ihre Farbe ist schmutzigbraun bis schwarz, ganz so wie sie Du Chaillu auch von den besten Sorten des äquatorialen Elfenbeins angiebt. Sie weichen deshalb im Aeußern auffallend ab von dem Elfenbein der Länder jenseits des Kubango-Stromes, denn die Elephanten der Länder Libebe, Kongari u. s. w. haben ganz weiße Stoßzähne. Magyar vermuthet die Ursache darin, daß es in den nördlichen Hochebenen Inner-Afrika's sehr viel Sümpfe giebt, auf deren Grunde vielerlei Wurzeln, besonders gurken- und kürbisähnliche Pflanzen, wachsen. Von diesen ernähren sich die dortigen Elephanten vorzugsweise, indem sie den Schlamm mit den Stoßzähnen aufwühlen. In den trockneren Ländern dagegen speisen die hohen Herren statt dessen Früchte und Laubwerk der niederen Bäume und haben deshalb nicht nöthig ihre Hauer zu beschmutzen.

Eine Eigenthümlichkeit des afrikanischen Handels besteht darin, daß für die Hauptgegenstände desselben, ehedem Sklaven, jetzt Elephantenzähne, eine

ganze Anzahl verschiedener europäischer Waaren gegeben werden muß. Diese Sitte ist am Gabun ebenso üblich wie in Benguela. An ersterem Orte beansprucht der Neger für einen einigermaßen ansehnlichen Elephantenzahn eine gewisse Anzahl Flinten, mehrere Fäßchen Pulver, Kupferpfannen, Waschbecken, Flintensteine u. dergl., im Ganzen nicht unter dreißig Gegenstände. Ist der Zahn ansehnlich größer, so muß jene Anzahl verdoppelt werden.

In Benguela legt man gleich die verschiedenen europäischen Artikel, welche dem Werthe eines Sklaven oder Zahnes entsprechen, zu einem Packete zusammen, das „Banzo" heißt. Der Werth und die Menge der in einem solchen Pack enthaltenen Waaren sind sehr verschieden, je nach den Völkern, mit denen man Tausch beabsichtigt. So enthält in Bihe das Banzo für einen erwachsenen jungen Sklaven oder eine Sklavin: 4 Ellen rothes oder blaues grobes Tuch, 8 Ellen blaues Baumwollenzeug, 8 Ellen blauen und weißgeblümten Kattun, 16 Ellen dünnen, gewürfelten Kattun, 40 Patronen, einige Feuersteine, 1 bis 2 Flaschen Branntwein. Statt der aufgezählten Sachen kann es, je nach der Liebhaberei des Käufers, zusammengesetzt werden aus: 1 Flinte, 24 Ellen Zeug, 50 Patronen, 2 Flaschen Branntwein und einigen Kleinigkeiten, z. B. Messern, Armringen, Perlen; in andern Fällen auch wol aus: 1 Fäßchen Pulver von 20 Pfund, 30 Feuersteinen, 100 Bogen Papier (zu Patronen), 8 Ellen Kattun, 2 Flaschen Branntwein und einigen Kleinigkeiten.

Im Moropu-Reiche enthält das Banzo von allen jenen Gegenständen nur etwa die Hälfte. Dem Preise eines Sklaven entspricht ebendaselbst der Werth eines Elephantenzahnes von etwa 60 Pfund; doch legt man gewöhnlich noch 50 Patronen hinzu. Schätzt man den Zahn auf 80 Pfund, so werden noch eine Wolldecke, einige Spiegel, Messer u. dgl. zugefügt; hat der Zahn aber über einen Centner, so wird er so hoch geschätzt, daß der Käufer noch eine junge Sklavin oder eine ihrem Werthe entsprechende Quantität Schießpulver hinzugeben muß. Im Moropu-Reiche ist der Einkauf des Elfenbeins verhältnißmäßig am vortheilhaftesten. Weiter östlich steigt es bereits wieder im Preise, da dort von Osten her die arabischen Kaufleute vordringen und demselben nachfragen.

Für den Handel im Moluwa-Lande selbst sind an Geldesstatt Schnüre von großen, weißen Porzellanperlen und von Kauri-Muscheln gebräuchlich, die etwa eine halbe Spanne lang sind. Außerdem hat man noch eine interessante Metallwaare eigner Fabrikation: M i n u n g o genannt, zu diesem Zwecke. Diese Minungo bestehen aus Draht, welcher dem Messingdraht ähnlich sieht. Die Moluwa stellen aus einer Legirung des einheimischen Kupfers jenen Draht her und wickeln denselben auf die Haare aus dem Schweif des Elephanten. Das Kupfer kommt im Südosten des Reiches als grünes Malachiterz vor und wird in gehöriger Weise von den Moluwa's ausgeschmolzen und gereinigt. Es kommt auch als reines Metall in 4 bis 5 Pfund schweren Stücken von Kreuzform in den Handel, welche Muambo heißen.

Eisen ist, wie in den benachbarten Djiokoe-Ländern, so auch hier von

vorzüglicher Güte vorhanden und steht dem schwedischen nicht nach. Von Eisenwaaren europäischer Fabrikation ist deshalb nur bei Flinten auf Absatz zu rechnen, die im südlichen Theile des Moluwa-Reiches theilweise gebräuchlich geworden sind, da hier die Karawanen solche zuführen.

Die einheimischen Schmiede fertigen breite Schlachtschwerter mit gewundener Schneide, die in Lederscheiden dem Krieger an der Schulter hängen. Hierzu kommen noch Pfeile und Spieße mit eisernen Spitzen. Vergiften der letzteren ist nicht gebräuchlich. Als Schutzwaffe dient ein eiförmiger Schild aus fester Thierhaut, innen mit weichen Schilfblättern gefüttert, außen durch einen Besatz verschiedenfarbiger Perlen hübsch verziert.

Die Moluwa's zeigen überhaupt beim Anfertigen von Verzierungen und Putz auffallend guten Geschmack und wissen Metall, Perlen und bunte Federn zu allerliebsten Arm- und Halsbändern zusammen zu fügen. Die erwähnten goldgelben Drahtgewinde (Minungo) dienen ebenfalls zu Arm- und Beinspangen. Sie verstehen ferner Baumwollengewebe von verschiedenen Farben und zierlich geflochtene Matten herzustellen. Mit letzteren belegt man in den Wohnungen der Reicheren den Fußboden und behängt mit ihnen wie mit Tapeten die Wände der Strohhütten.

Magyar stellt den Moluwa im Allgemeinen das Zeugniß aus, daß sie durch ihre geistigen Fähigkeiten über die meisten andern Stämme Südafrika's hervorragen. Sie kennen ein geselliges, nach verhältnißmäßig richtigen Vorschriften geordnetes Leben und zeigen sich gegen Fremde gastfreundschaftlich und zuvorkommend. Dies schließt freilich nicht aus, daß sie auf der andern Seite im grassesten Aberglauben bis über die Ohren stecken und bei besonderen Veranlassungen ihrem Hauptgott Kalumbo Menschen als Opfer schlachten, um seinen Zorn zu besänftigen. Vielweiberei ist bei ihnen eben so gebräuchlich wie bei ihren Nachbarn, auch ist die Beschneidung üblich. In Bezug auf ihr geschlechtliches Leben sind einzelne Unsitten zur Regel geworden, welche nach europäischen Begriffen Anstandes halber nicht genannt, viel weniger gedruckt werden dürfen.

Der Maniok ist die Hauptnährpflanze und wird in großen Mengen bei den Wohnungen kultivirt, dazu kommen noch Maissorten und Bohnen.

Im Moropu-Reiche hielt sich Magyar in der Nähe des Kassabi-Flusses länger als ein Jahr auf und bauete daselbst zu seinem eigenen Bedarf Tabak. Die Eingeborenen hatten bis dahin vorzugsweise Hanfblätter (Pango oder Liamba) geraucht, vertauschten aber dieselben gern mit dem Tabak. Sie säeten, Magyar's Beispiele folgend, letztere Pflanze und in gegenwärtiger Zeit hat sich der Anbau derselben daselbst weit verbreitet. Bei derselben Gelegenheit hatte Magyar auch Kartoffeln mitgebracht, sie wurden aber mit wenig Theilnahme aufgenommen und nach kurzer Zeit war sogar die Erinnerung daran verschwunden.

Stellenweise werden auch Zuckerrohr, Ananas, Bananen und im Nordosten am Flusse Luisa die Oelpalme (Tendee) gebaut. Magyar sagt von der letztern, daß sie die Größe eines Pflaumenbaumes besitze und Früchte trüge,

die im reifen Zustande schön braun aussehen. Aus den Kernen der letztern gewinnt man das Oel durch Auskochen. Er berichtet, daß er bei der Hauptstadt des Reiches, **Kabebo**, zum ersten Male Gelegenheit gehabt habe, im Osten des Atlantischen Oceans Ananas und Bananen, besonders die St. Thomas-Banane, zu genießen.

Die genannte Hauptstadt enthält nach der Schätzung unsers Reisenden etwa 50,000 Einwohner, bedeckt aber, da die Gebäude nur einstöckig sind und auch nicht dicht aneinander schließen, einen Flächenraum von drei deutschen Geviertmeilen. Sie liegt in einer Ebene, die sanft wellig und nach Osten geneigt ist. Zahlreiche Adern frischen Wassers durchziehen sie und tragen viel dazu bei, die Annehmlichkeiten des Platzes zu erhöhen. Die Wohnhäuser sind mit Stroh gedeckt und je von einer doppelten Einfriedigung aus eingerammten Pfählen umgeben, welche ein längliches Viereck bildet. Die fürstlichen Wohnungen sind höher und scheinen zweistöckig zu sein, verdanken aber dieses Aussehn lediglich dem Umstande, daß die Ströhdächer auf hohen Pfählen errichtet sind.

Die ganze Stadt gewinnt besonders dadurch ein freundliches Ansehn, daß ihre Straßen ziemlich regelmäßig verlaufen, sich unter rechten Winkeln schneiden und mit mächtigen Schattenbäumen (Panda) bepflanzt sind. Es sind auch mehrere Marktplätze vorhanden, auf denen ein lebhafter Handelsverkehr unterhalten wird, besonders dann, wenn Karawanen mit europäischen Erzeugnissen eintreffen.

Die verstorbenen Herrscher werden in der Stadt **Galanje** begraben. Diese liegt gegen zwei Meilen nördlich von Kabebo und zählt etwa 6000 Einwohner. Für jeden fürstlichen Leichnam ist eine besondere Gruft eingerichtet, mehrere Quadrat-Klaftern im Grundriß und in den Boden eingegraben. Wie den lebenden Regenten, so deckt auch den Gestorbenen ein kegelförmiges Strohdach. In der Mitte der Gruft liegt der Leichnam auf einem katafalkähnlichen Gerüste, eingehüllt in seine prächtigsten Gewande. Ringsum modern die Gebeine zahlreicher Sklaven beiderlei Geschlechts, die man bei der Beisetzungsfeier als Opfer schlachtete. Von den hierzu auserlesenen Unglücklichen läßt man zwei am Leben, um als Hüter der Gruft zu dienen. Sie haben dieselbe stets in Ordnung zu halten und die Reparaturen auszuführen, welche etwa nöthig werden. Die Wände des Mausoleums sind innen mit feinen gefärbten Matten inländischer Manufaktur und mit europäischen Stoffen behangen. So lange der nächste Nachfolger des Verstorbenen lebt, bleibt die Thür zum Begräbniß seines Vorgängers offen, bei seinem Tode wird sie für immer geschlossen.

Das große Moluwa-Reich ist verhältnißmäßig schwach bevölkert und enthält nach Magyar's Schätzung nicht viel über eine Million Staatsbürger. Nur im Nordosten liegen die Ortschaften dichter beisammen und sind von ansehnlicherer Größe. In andern Theilen des Landes kann der Reisende Tage lang wandern, ehe er auf eine Niederlassung stößt. Letztere liegen gewöhnlich in den Waldungen versteckt und zählen meist nur gegen 100 Einwohner, gewähren aber mit den hellgrünen Kulturstrecken, welche sie umgeben, inmitten der düstern

Waldeinsamkeit dem Wanderer einen ähnlich erfreulichen Anblick, wie dem Nomaden die Oasen in der Sandwüste.

Nach Osten zu senkt sich der Boden des Moluwa-Reiches. In gleichem Grade, wie er ebener wird, verschwinden auch die Waldungen und in den Katende- und Katema-Gebieten bildet er schließlich eine weite, fast ganz waldlose Fläche, die mit üppigem Graswuchs bedeckt ist. Diese Prärie erstreckt sich auch jenseits des Lucna-Stromes bis zum Lunge-bungo-Flusse und ist jährlich beim Hochwasser weitgehenden Ueberschwemmungen ausgesetzt.

Die Flüsse, welche das Land durchziehen, haben zwar zum Theil eine ansehnliche Breite und Tiefe, machen aber eine Beschiffung auf weitere Strecken schwierig, da sie durch Stromschnellen und Wasserfälle unterbrochen werden.

Große Seen, welche während des ganzen Jahres tiefes Wasser hätten, giebt es im Moluwa-Reiche nicht. Der Dilolo- und Kifumadjschi-See sind zwar in der Regenzeit ansehnlich groß, in der trocknen Jahreszeit dagegen schrumpfen sie zu Lagunen ein, die von weiten, mit hohem Schilf und Riedgras bedeckten Sümpfen umgeben sind. Sie haben aber während des ganzen Jahres einen Reichthum an Fischen, die Magyar mit unsern Hechten, Karpfen und Karauschen vergleicht. Die anwohnenden Moluwa fangen dieselben mit dem Senkgarn und erhalten so viele, daß sie dieselben trocknen und als Handelsartikel verwerthen können. Dem Europäer wollen jene Gerichte freilich nicht behagen, denn da die Moluwa bei Zubereitung der Fische kein Salz verwenden, so werden selbige stinkend und erhalten einen bitteren Geschmack. Die Beschaffenheit jener Seen und das Volksleben an ihren Ufern erinnert auffallend an den Tsad im Innern Nordafrika's.

In den Sümpfen am Dilolo-See traf Magyar sehr viele und auffallend große Schlangen, mitunter zu zehn und mehr im Grase bei einander liegend. Seine Begleiter scheuten sich aber vor diesen Ungethümen keineswegs, sondern machten sofort Jagd auf sie und verspeisten die Erlegten als delikate und äußerst schmackhafte Braten. (Siehe Anfangsbild des Kapitels.)

Das Klima des Moluwa-Reiches ist gemäßigt und deshalb auch dem Europäer angenehm, so daß er sich leicht an dasselbe gewöhnt. Die Sommermonate sind reich an Regengüssen und haben selten über 32° C. im Schatten, in der trocknen Winterzeit sinkt das Thermometer zu Mittag auf 25° C. und in der Nacht auf 10° C. und darunter. Diejenigen Gegenden, welche zeitweisen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, werden freilich periodisch von Ruhr und Fiebern heimgesucht.

Während sich Magyar in Moluwa aufhielt, ward ihm von seiner Frau, die ihn begleitet hatte, ein Sohn geboren. Er nannte denselben Schah-Kilambe-Gonga und hatte die schmeichelhafte Aussicht, einen ungarischen Sprossen vielleicht einmal auf irgend einem Throne Afrika's zu wissen. Schon im Jahre 1854 am 30. Juli erschien bei Magyar eine Gesandtschaft der Fürsten von Galangue und Sambos, um diesen Sohn als ihren nahen Verwandten zu

begrüßen, ihm den Erombe-Titel zu verleihen und demselben die damit verknüpften Rechte und Würden zu übertragen.

Im Jahre 1851 trat Magyar den Rückweg aus Moluwa mit seiner Karawane an und hielt sich dabei mehr südöstlich, um die überschwemmten und sumpfigen Flächen zu umgehen, welche das Reich Moluwa von Lobal trennen.

Schon bei Katende im Norden beginnt die ausgedehnte Grasebene Inamuana und zieht sich drei Tagereisen weit südlich bis zum Flusse Luena. In der trocknen Jahreszeit ist die gänzlich unbewohnte Prärie von langhalmigen Gräsern bedeckt und gewährt einen angenehmen Anblick, wenn sie, vom Winde bewegt, Wellen schlägt. In der Regenzeit wird sie vom Wasser gänzlich überflutet und sieht dann aus wie ein großes Meer. Nur hie und da schauen die etwas höheren Stellen des Bodens gleich flachen Inseln heraus, auf denen sich, von den Fluten geängstigt, die verschiedenen wilden Thiere zusammendrängen.

Hat die Karawane jenes Grasmeer umschritten, die Dilolo-Sümpfe mit ihren Schlangen passirt, so gelangt sie ins Land Lobal, das vom Flusse Lungebungo und zahlreichen kleineren Wasseradern durchschnitten wird. Im Norden grenzt Lobal an das Reich Moluwa, im Osten an den Riambedjschi-Strom, an dessen jenseitigem Ufer die Luibanda-Staaten beginnen. Südlich wird Lobal durch den Lunge-bungo von den Sambuella- und Buunda-Ländern geschieden, westlich stößt es an Djiokoe. Lobal erscheint seiner Oberflächenbildung nach als eine Fortsetzung des südlichen Theiles von Moluwa. Es bildet eine Ebene, die durch Hügelreihen etwas wellenförmig wird. Die höheren Hügel tragen Waldungen, die tieferen Landflächen stehen zur Regenzeit unter Wasser und an den niedersten Punkten bleiben selbst in der trockenen Jahreszeit Seen und Schilfsümpfe zurück, die reich an Fischen sind. Die größeren Flüsse: Lu-medjschi, Lu-ena, Lu-walodjschi und Lunge-bungo sind auf ziemliche Strecken wenigstens für Kähne schiffbar. Der Feldbau erstreckt sich auf die ähnlichen Gegenstände, wie bei den Bewohnern von Moluwa, bietet aber dem Handelsmanne nichts als den gewöhnlichen Reiseproviant.

Die ganze Bevölkerung des Lobal-Landes wird von Magyar auf ungefähr 200,000 geschätzt. Der hier wohnende Menschenschlag ist von einem schönen Aeußern, kräftig und gut gewachsen, dagegen von schlimmen Sitten. Es sind die ausgemachtesten Spitzbuben unter der Sonne, die heute den Fremdling mit scheinbarer Freundlichkeit in ihr Haus aufnehmen, um ihn morgen, wenn er sorglos weiter zieht, desto sicherer ausplündern zu können.

In gleicher Weise leben sie aber auch unter sich. Das Land steht nicht unter einem Gesammtfürsten, der, selbst wenn er nach afrikanischem Geschmack etwas Löwen- oder sonstige Raubthiernatur besäße, doch eine Wohlthat für dieses Geschlecht sein würde, sondern es spielen eine ganze Anzahl kleiner Häuptlinge und sogar verschiedene Herzoginnen die großen Herrschaften. Die Stämme leben unter sich fast fortwährend in Feindschaft. Einer überfällt den andern nur zu dem Zweck, um Sklaven zu machen, denn diese bilden das Einzige, was

der Lobal-Mann dem fremden Kaufmann als Handelswaare anbieten kann. Elephanten fehlen, da keine größeren Wälder vorhanden sind.

Die Karawanen besuchen Lobal lediglich zu dem Zweck, um Sklaven zu kaufen, die hier wohlfeiler zu haben sind als in allen Nachbarländern. Sie verhandeln dann dieselben anderwärts gegen Elfenbein oder benutzen sie zum Transport des Wachses, das seit einigen Jahren auch von hier aus nach der Küste verführt wird. Bei den beschwerlichen Fußmärschen erliegen freilich viele der Unglücklichen unter ihren Lasten und unter den Strapazen der Reise; diejenigen, welche die Küste erreichen, werden dort von ihren Herren verkauft und zum Einsammeln der Orseille benutzt.

Magyar lobt das Verhalten der Sklaven aus Lobal und sagt, daß er sich meistens auf seinen Reisen von solchen habe begleiten lassen. Sie vergessen bald ihr früheres Schicksal, hängen treu an ihrem Herrn und verlassen denselben nicht leicht. Sie sind eben so geschickt, wie tapfer und entschlossen, eignen sich deshalb gut zum Waffentragen. Magyar kehrte mit seinen Lobal-Sklaven später mehreremal in die Heimat derselben zurück, sogar in die Nähe der Geburtsstätten Mehrerer, und es entfloh ihm nicht ein Einziger. Einige brachten ihm sogar von ihren Verwandten, die sie besucht hatten, Geschenke. Magyar hatte freilich sie sämmtlich in Bihe verheirathet und die meisten von ihnen hatten ihre Kinder daselbst, so daß die Liebe zu den letztern stärker sein mochte, als die Anhänglichkeit an das Vaterland.

Vielweiberei und Beschneidung sind bei den Lobal ebenfalls gebräuchlich. Ihre Religion ist ein roher Fetischmus. Das gute Wesen nennen sie Kajanda, das böse Makitschi; sie opfern denselben aber nie Menschen, sondern nur Thiere.

Die Häuptlinge führen den Titel Muanangana und suchen sich meistens gegenseitig durch Tyrannei und Gewaltthätigkeiten zu überbieten. Der gefürchtetste von ihnen ist seit langer Zeit der Ka-kenge, d. i. der Perikit-Vogel, der im östlichen Theile des Landes in der blutdürstigsten Willkür regiert und besonders die Karawanen auf's Unverschämteste brandschatzt. Er besteuerte die Reisenden nach Lust und Belieben und griff sie, nachdem sie ihm seinen Willen gethan hatten, nicht selten nachträglich noch feindlich an, um sie vollständig auszuplündern. Aller Verkehr mit den östlich wohnenden Völkern ging durch seine Hand und Elfenbein und Sklaven durften lange Zeit hindurch sogar nur unter seinem Namen gekauft werden. Die von Moluwa kommenden Karawanen umgingen deshalb lieber in weitem Bogen den Bereich seiner Macht, um zu den östlichen Gebieten zu gelangen.

Ein liebenswürdiges Bild entwirft Magyar dagegen von einem andern Häuptling in Lobal, der trotz seines grimmigen Namens: Kinjama, d. i. der Löwe, eine ächt patriarchalische Erscheinung bot. Als der Ungar ihn besuchte, war derselbe über 100 Jahre alt; er ward von ihm höchst freundschaftlich aufgenommen. In ähnlicher Weise benahm sich der Alte gegen andere Karawanen aus Bihe gutherzig, gastfreundlich und dienstfertig. Gegenwärtig weilt der allgemein

beliebte Mann nicht mehr unter den Lebenden. Sein gleichnamiger Enkel ist ihm in der Regierung gefolgt.

Von Lobal aus hielt sich Magyar mit seinem Reisezug etwas südwestlich, überschritt bei Dioma den Lunge=bungo=Fluß und durchzog in westlicher Richtung das Land Buunda oder Lutschasi, dessen Hauptstadt Kissembo er berührte. Durch die Olo=wihenda=Wälder kehrte er nach Bihe zurück.

Der unermüdliche Mann scheint fast jedes Jahr irgend eine größere oder kleinere Reise unternommen und dabei den vorgesetzten Plan unausgesetzt verfolgt zu haben: weiter und weiter nach dem Süden vorzudringen. Leider fehlen über diese ausgedehnten Forschungen noch seine ausführlicheren Berichte und wir finden nur zerstreute Andeutungen über seine Routen. So geht aus seinen Erzählungen hervor, daß er 1852 auf einer Reise durch das südlich gelegene Land Kilengues gekommen ist. Hier war es, wo er, wie wir bereits früher erzählten, mitten im Walde die Gebeine einer Räuberbande antraf, welche durch eine frühere Pungo=Adongo=Karawane überfallen und aufgerieben worden war.

Die Raubzüge der nördlichen Völkerstämme gegen die südlichen sind eine der größten Plagen, an denen die Völkerverhältnisse Südwestafrika's kranken. Jene Raubzüge haben sich nach Abschaffung des Sklavenhandels zunächst noch vermehrt. Die Neger sind an eine Anzahl Bedürfnisse gewöhnt worden, die sie nur durch Handel mit der Küste befriedigen können. Da sie den Kaufleuten der Küstenländer nichts von ihrem eigenen Erwerb anzubieten haben, gehen sie darauf aus, Rinder zu rauben, die sie entweder unmittelbar nach den Niederlassungen der Europäer bringen oder gegen Elfenbein im Binnenlande vertauschen.

1853 war Magyar auf einer Erforschungsreise nach dem Kunene (d. i. großen Fluß) begriffen. Er hatte hierzu vom portugiesischen Gouverneur zu Mossamedes eine besondere amtliche Aufforderung erhalten und verfolgte den genannten Strom eine ansehnliche Strecke. Bei der Ortschaft Mussanda fand er denselben größer als die Theiß und von zahlreichen Flußpferden und Krokodilen bevölkert.

Im nächsten Abschnitte unsers Buches kommen wir nochmals auf den Kunene zurück, indem wir die Versuche andrer Reisenden schildern: jenen Fluß von Süden her zu erreichen, oder seine Mündung aufzufinden, und fügen hier nur noch die Angaben bei, welche Magyar über den Oberlauf desselben veröffentlicht. Das Quellgebiet des Kunene befindet sich im Lande der Kakonda. Hier liegt, gleich einer Oase in der Wüste, eine portugiesische Besitzung mitten zwischen den Staaten der Eingeborenen.

Das „Präsidio de Caconda", so heißt die portugiesische Ortschaft, ist ein Fort zwischen dem Flüßchen Kothape und Schekula und zählt einschließlich der näheren Umgebung etwa 3000 Seelen. Der Ort ist von Erdwällen und einem Palissadenwerk umgeben und mit 8 leichten Geschützen vertheidigt. Er hat eine Kompagnie schwarzer Soldaten unter dem Befehl des Gouverneurs. Ehedem war der Ort belebter und der Verkehr zwischen ihm und der Küste ein

höchst reger. Damals bildete der Sklavenhandel eine sehr ergiebige Erwerbsquelle und lockte viele Portugiesen, sich in Kakonde niederzulassen. Das Klima, im Verhältniß zur Küste kühl und gesund, ließ den Ort als eine Erholungsstation erscheinen. Die meisten Weißen verheiratheten sich mit schwarzen Frauen und es entstand eine zahlreiche Mulattennachkommenschaft, welche gegenwärtig noch vorhanden ist. Seitdem der Sklavenhandel bei schwerer Strafe verboten ist, bildet Wachs und Elfenbein den Hauptausfuhrartikel, lockt aber keinen Weißen mehr, seinen Wohnsitz im Innern aufzuschlagen. Die Macht der Portugiesen geht nicht viel über die Schußweite ihrer Kanonen hinaus; die eingeborenen Häuptlinge treiben ihr Wesen und Unwesen, besonders ihre Raubzüge, ohne sich im Mindesten um die Portugiesen zu kümmern; ja die Leute aus der nächsten Umgebung scheinen sich gelegentlich auch mit an dergleichen Streifereien zu betheiligen.

Als Magyar von dem südlich gelegenen Ohila zurückkehrte und die unbewohnten Wälder Lusseke's passirte, ward er plötzlich von einer bewaffneten Raubbande überfallen. Die Räuber waren aber nicht sehr zahlreich und hatten sich in ihren Erwartungen getäuscht. Sie hatten weder einen europäischen Führer noch eine so zahlreiche und so gut bewaffnete Karawane vermuthet und ergriffen nach einigen gewechselten Schüssen die Flucht. Drei Verwundete, die sie im Stich ließen, sagten aus, daß sie Sklaven von Bewohnern des Präsidiums Kakonda seien, angeblich hierher in die Wälder gezogen, um zu jagen und Honig zu sammeln.

Mitunter sind aber dergleichen Räuberschaaren lebendigen Lawinen vergleichbar, die ihren Lauf von Norden nach Süden in verheerender Weise fortsetzen. Sie bilden sich aus abenteuer- und beutelustigen Bewohnern der verschiedenen Länder und schwellen mitunter bis zu 15—20,000 Mann an. Man bestimmt ein gewisses Land als Ziel des Zuges und rückt nun in Eilmärschen, womöglich durch die unbewohntesten Gegenden, nach dem erwählten Gebiete vor; Alles dies, damit die Opfer nicht vorher gewarnt werden und sich flüchten oder vertheidigen können. Die südlichen Stämme, die reich an Herden sind, haben viel von jenen Plünderern auszustehen gehabt.

Erfahren die Bedrohten noch rechtzeitig das Nahen der Räuber, so flüchten sie wol mit ihren Herden durch die Wüste zu ihren Nachbarn, auf Wegen, welche ihnen allein bekannt sind. Folgen ihnen die Raubhorden, so kommen viele derselben wegen Wassermangel um; der Schrecken, den sie verbreiten, ist aber so groß, daß selbst dann Niemand es wagt, sie etwa in der Wüste anzugreifen und aufzureiben, was doch nicht schwierig sein würde.

Durch die Europäer sind in Kakonda mancherlei europäische Gewächse eingeführt worden, die daselbst ganz gut gedeihen, so der Weizen; nach Magyar's Angaben auch Aepfel, Pfirsichen u. s. w. Außer zahlreichem Hornvieh hält man auch Schafe, viele Schweine, Hühner und Enten.

Lange Zeiten hatten die Bewohner von Kakonda mit den von Norden kommenden Räuberschaaren (Munano) gemeinschaftliche Sache gemacht, und sich

denselben bei ihrem Nahen angeschlossen. Sie dienten zugleich als Führer und plünderten mit jenen gemeinschaftlich ihre Nachbarn. Im Jahre 1853 erhielten sie aber den Verrätherlohn. Die Räuber überfielen ihre bisherigen Freunde, vorzüglich die Provinz Kalukeme, schleppten die Leute als Sklaven fort und theilten sich in die bewegliche Habe. Weite Strecken Landes wurden in völlige Wüsten umgewandelt, in denen sich die Löwen in demselben Grade vermehrten, als sich die Menschen verminderten. Karawanen, welche jenes Gebiet durchziehen, haben eine Strecke von acht Tagemärschen unbewohnten Landes zu passiren.

1854 verweilte Magyar wahrscheinlich auf seiner Niederlassung in Bihe, da er uns mittheilt, daß in jenem Jahre die bereits erwähnte Gesandtschaft an seinen Erstgeborenen ankam. Im folgenden Jahre (1855) dagegen ist er bereits wieder unterwegs. Er brach von Kombala auf, hielt sich anfänglich etwas nördlich über Na Ssenda und Demba, dann aber passirte er wieder die Olowihenda-Wildnisse und kam bis Lobal. Auf seinem Rückwege ward er durch die Ganguella von Lutschasi angegriffen. Sie umzingelten plötzlich sein Kilombo (befestigtes Lager), in welchem er sich mit 300 Bewaffneten befand, und griffen es so wüthend an, daß es nur nach einem mehrstündigen Kampfe möglich ward, sie zurückzuschlagen. Da die Karawane bei dieser Gelegenheit aber den größten Theil des Pulvers verschossen hatte, war man gezwungen, Parforcemärsche zu machen, um durch die weiten wilden Länder nach Hause zu gelangen. Er hatte bei dieser Flucht Gelegenheit, die Ausdauer der Lastträger zu bewundern. 12 Tage hinter einander machte man je 7 bis 8 Stunden Wegs und jeder Mann war mit 80 bis 90 Pfund bepackt; dennoch blieb kein Einziger unterwegs liegen.

Im Jahre 1856 befand sich Magyar höchst wahrscheinlich auf einer Reise nach der Küste von Benguela. Jedenfalls wollte er die aus Lobal entnommenen Handelsgüter: Elfenbein, Wachs und Sklaven, daselbst gegen europäische Artikel umtauschen. Er erzählt, daß er in jenem Jahre durch die Donna Isabella, mit welcher er bei seiner ersten Reise (1849) auf sehr freundschaftlichen Fuß kam, aus großer Lebensgefahr gerettet worden sei.



Kimbunda-Waffen.



Dorf am Kongo.

V.

Angola und Kongo.

Angola. — Die Portugiesen in Afrika. — Sklavenhandel. — Missionswesen. — Neue Erwerbungen. — Ambriz. — Königreich Kongo. — Seine Geschichte. — Tuckey's Fahrt. — Kapitän Hunt. — Adolf Bastian. — Königreich Loango. — Die Inseln Süd-Guinea's.

Ehe wir das Gebiet verlassen, über welches uns Magyar's Reisen so interessante Aufschlüsse gegeben haben, ehe wir uns zu Andersson's Jagd- und Entdeckungszügen im Süden wenden, werfen wir noch einen Blick auf die Länder zwischen Magyar's und Du Chaillu's Routen.

Benguela, der Ausgangspunkt Magyar's, gehört zu der portugiesischen Besitzung Angola. Unter letzterem Namen begreift man die ganze Küstenstrecke zwischen dem 16.° s. Br. und dem Kongo, die zugleich dadurch Interesse erregt, daß sie der letzte Ueberrest der ausgedehnten Besitzungen ist, welche Portugal ehedem an der Westküste Afrika's besaß. Nur eine kurze Zeit hindurch war San Paolo de Loanda in der Gewalt der Holländer, fiel aber dann bald wieder an die Portugiesen zurück.

Portugal hatte lange Zeit die großartigsten Erwartungen auf Afrika gesetzt und die Fortschritte, welche seine Herrschaft hier machte, berechtigte auch dazu. Südafrika war für die Portugiesen dasselbe, was gegenwärtig Ostindien für die Engländer ist. Portugiesische Expeditionen durchzogen schon vor Jahrhunderten jene Gebiete, die heutzutage neu entdeckt werden müssen. Treu seiner engherzigen Politik, verschloß es alle Nachrichten, welche über das Innere des geheimnißvollen Erdtheils durch seine Gesandten und Kaufleute über die Binnenländer gesammelt wurden, in den königlichen Archiven hinter Schloß und Riegel. Manche Karte, mancher Bericht aus alter Zeit mag vielleicht noch dort ruhen oder vermodert sein. Man trug sich allen Ernstes mit dem kühnen Plane: von Loanda aus eine Kette kleiner Festungen quer durch den ganzen Erdtheil zu ziehen, die Besitzungen der Westküste auf diese Weise mit Mozambik im Osten zu verbinden und dann nach Süden vorzugehen. Einige vierzig deutsche Meilen rückte man auch von Loanda aus nach dem Innern in dieser Weise vor, dann unterblieb die Weiterführung.

Die Portugiesen scheinen es vorzugsweise bei ihrer Kolonisirung in zwei wichtigen Punkten versehen zu haben: einmal in der Wahl des Handelsobjektes, dann in der Art und Weise, in welcher sie die Christianisirung der Eingeborenen versuchten.

Die Länder, von denen die Rede ist, besitzen einen fruchtbaren Boden und ein für die Vegetation günstiges Klima, wenn auch das letztere in den Küstenstrecken der Gesundheit des Europäers nachtheilig wirkt. Es ist hier ein Gebiet, welches sich trefflich zum Anbau der meisten Tropenerzeugnisse geeignet hätte. Die meisten westindischen Obstsorten gedeihen hier und bei hinreichendem Fleiß und entsprechender Ausdauer würde Westafrika Kaffee, Zucker, Indigo, Tabak, Kakao, Ingwer, Muskatnüsse, Pfeffer und wahrscheinlich noch mancherlei andere werthvolle Artikel im Ueberfluß erzeugt haben. Der Schatz von Droguen, welchen die einheimische Flora birgt, ist noch gänzlich unerschlossen und würde sich durch Anbau eingeführter Gewächse noch haben vermehren lassen.

Es ist bekannt, wie höchst langsam man auf der Pyrenäischen Halbinsel damit vorgeht, durch gute Straßen alle Theile des Landes bequem zugänglich zu machen; da dies im Mutterlande nicht der Fall war, darf man sich nicht wundern, wenn man in den entlegenen Kolonien noch viel weniger daran dachte. Wir haben aus Magyar's Reiseerzählungen erfahren, daß dicht bei Benguela nur beschwerliche Pfade für Fußgänger existiren, die Ueberfahrt über die Flüsse durch dürftige Bambusflößen bewerkstelligt werden muß und deshalb alle Frachten nur auf den Schultern von Menschen transportirt werden müssen.

Diejenigen Schätze des Landes, welche durch ihr Gewicht oder ihren Umfang für einen derartigen Transport sich nicht eigneten, blieben deshalb gänzlich unberücksichtigt. Von den Reichthümern des Mineralreiches haben die Portugiesen noch gar keine Notiz genommen; das Einzige war, daß sie im Königreich Kongo sich einst durch Negererzählungen verleiten ließen, nach Goldminen zu suchen, welche vielleicht gar nicht vorhanden waren. An eine Ausbeutung der reichen

Eisen- und Kupferlager, die längs der ganzen Küstengebirge vorhanden sind, hat Niemand bei der Beschaffenheit der Wege denken können. Wie weit durch Zucht geeigneter Hausthiere der Wohlstand des Landes gehoben werden könnte, diese Frage ist noch gar nicht gelöst worden.

Wie es die Spanier in ihren amerikanischen Besitzungen beliebten, so trieben es die Portugiesen in Afrika. Das ungesunde Klima der Küste ließ die Kolonien als Straforte erscheinen, nach denen man die Verbrecher und mißliebige Granden sendete, und kaum Einer dachte daran, den Wohlstand des Landes durch eine vernünftige Kultur zu heben. Für Unterricht der Neger in den Künsten der Europäer: Herstellung von Gewebstoffen, Färbereien, Metallbearbeitung u. s. w., geschah nichts; das Einzige, was der ankommende Europäer wünschte, war: möglichst bald reich zu werden, um den ungesunden Erdtheil möglichst bald wieder verlassen und die gewonnenen Schätze daheim genießen zu können.

Der Sklavenhandel erschien den Portugiesen Jahrhunderte lang als die ergiebigste Goldquelle ihrer afrikanischen Kolonien. Sie bedachten nicht, daß jeder ausgeführte Sklave sie um einen Unterthanen, um eine Arbeitskraft in Afrika ärmer machte. Der verderbliche Einfluß dieses Menschenhandels verbreitete sich Hunderte von Meilen weit bis ins Herz des unglücklichen Erdtheils. Anstatt mit energischer Hand dem Räuberwesen und der Fehdesucht der Negerstämme entgegenzutreten, beförderten die Portugiesen durch den Sklavenhandel dieselben und nur das Elfenbein war außer der Menschenwaare etwa noch gesucht. Erst in den neueren Zeiten berücksichtigt man das Wachs der Binnenländer etwas mehr, an der Küste die Orseille-Flechten.

Je länger ein solches verderbliches Handelssystem dauerte, desto zerstörender mußte es wirken, und nachdem es mehrere Jahrhunderte gepflegt worden ist, läßt sich nicht so leicht der zerrüttete Zustand aller Verhältnisse wieder aufbessern, wie herbeiführen. Die Sklaverei war zwar von je her in Afrika gebräuchlich, wir haben aber mehrfach Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen: wie höchst verschieden der Zustand der Haussklaven bei den Negern von jenem ist, den die Handelssklaven zu erwarten haben.

Gleichzeitig mit den Handelsinteressen verfolgten die Portugiesen in ihren Kolonien die Einführung der christlichen Religion, d. h. der äußeren Formen derselben. Zahlreiche Mönche aller Orden kamen ins Land und suchten einander durch die Zahl der Tausende zu überbieten, welche sie getauft hatten. Würde man den Schwarzen den Kern des Christenthums: die Liebe, gegeben, dieselbe ihnen mehr noch durch das eigene Beispiel als durch das bloße Wort nahe geführt haben, es wäre eine Wohlthat für die Völker gewesen und die segensreichen Folgen würden nicht ausgeblieben sein. Der Neger hat von Haus aus das Gefühl, daß der Weiße ihm in Bezug auf Intelligenz und moralische Kraft weit überlegen ist, und ordnet sich in beiden Punkten ihm bereitwillig unter. Wir finden nirgends erzählt, daß dies von den Dominikanern, Franziskanern u. s. w. berücksichtigt worden sei. Ihnen kam es darauf an, durch die Taufhandlung die Neger dem Namen nach zu Christen zu machen. An demselben Tage, an welchem

der Missionar in einen Negerort eintrat, taufte er einige Hunderte oder Tausende, lebte der festen Ueberzeugung, dadurch eben so viele Seelen für den Himmel erobert zu haben, und gedachte vielleicht nebenbei der Bischofswürde oder der Heiligsprechung, welche seiner für den Eifer warte, den er zeige. Der Neger ist wie ein Kind: das Neue reizt ihn, das Beispiel steckt an. Warum sollte er sich nicht taufen lassen? Der tiefe Sinn der symbolischen Handlung blieb ihm verschlossen.

War die Negergemeinde getauft, so schritt man zum Bau einer Kirche oder wenigstens einer Kapelle, errichtete Kreuze und Heiligenbilder, hielt feierliche Hochämter ab und stellte prunkende Prozessionen an. Dem äußern Ansehen nach hatte das Land ein ähnliches Gepräge wie ein christlich katholischer Staat, im Wesen war Alles beim Alten geblieben. Der Neger hatte zu seinen hundert Fetischen noch einige neue erhalten, auf ein Paar mehr konnte es nicht ankommen. Die christlichen Heiligen stellte er mit seinen Kilulu's auf gleiche Stufe. Diente er äußerlich den durch die Fremden ihm angepriesenen Geistern, so versäumte er in seiner Hütte die alten Hausgötter nicht, um nicht ihren Zorn auf sich zu laden; ja er besuchte das verborgene Waldheiligthum, den Fetischfelsen und Götterbaum, und stellte sich mit dem einheimischen Priester womöglich noch freundlicher als mit dem fremden Mönch, da er des Ersteren Zauberkünste noch mehr fürchtete als das Fegefeuer und die Kirchenbuße des Letzteren.

Die innere Welt des Negers blieb gänzlich dieselbe nach der äußeren Einführung des Christenthums, wie vordem. Seine Träume, seine Seelenlehre, seine Gespensterfurcht, seine Leidenschaften, Rechtsbegriffe blieben unverändert, höchstens übte er sich etwas mehr in der Verstellungskunst. Zu den tausend Zaubermitteln und Grigris kamen die christlichen Reliquien hinzu. Die Wunder, welche die Mönche vor den schwarzen Naturmenschen produzirten, die Blut weinenden Marienbilder, Krankenheilungen u. dgl., erschienen sogar matt und unbedeutend gegenüber den Kunststückchen, welche die eingeborenen Zauberer zu Tage förderten. Die äußere Schale des Christenthums, der unbedeutende Flittertand gewisser Formen, hing wie ein Mantel äußerlich um die Schultern der Völker, vom eigentlichen Wesen des Christenthums hatten die Neger nicht die blasseste Ahnung. Es war ihnen entweder niemals nahe geführt worden, oder sie hatten es nicht gefaßt.

Eines der großartigsten Beispiele dieser Art von Christianisirung eines Volkes bietet die Geschichte des Reiches Kongo, das nördlich an Angola grenzt. Zwei Jahrhunderte hindurch war hier die katholische Konfession in allen Formen eingeführt, wie sie in den europäischen Ländern gebräuchlich. Es fehlte nichts als — das Christenthum selbst.

Pater Carli taufte, während er sich in der Hauptstadt Bamba (einer Provinz Kongo's) aufhielt, täglich 8 bis 10 Kinder, manchmal sogar 20, innerhalb zweier Jahre gegen 2700. Ein einziger Missionar in Chiovachianza soll in wenig Tagen 5000 Kinder getauft haben, ein anderer in Sogno binnen einem Jahre 12,000. Pater Merolla erzählt, daß er einst an einem Tage 272 und in weniger als

fünf Jahren mehr als 13,000 getauft. Er berichtet ferner, daß ein anderer Missionar 50,000, ein dritter während eines zwanzigjährigen Wirkens sogar mehr als 100,000 getauft habe.

Die Missionare setzten fast in jedem Dorfe einen Beichtstuhl ein, ließen die Neger den Rosenkranz beten, lehrten ihnen das Kreuz schlagen und hingen ihnen Denkmünzen und Kreuze an. Sie versuchten vielen heidnischen Gebräuchen, welche sie vorfanden, eine christliche Bedeutung unterzuschieben, da sie es nicht für möglich hielten, selbige auszurotten. So war es Sitte, den neugeborenen Kindern bereits einen Gürtel mit Zaubermitteln umzubinden, um das Leben und die Gesundheit derselben zu erhalten. Die Missionare verordneten: man müsse jenen Gurt aus den Palmenblättern herstellen, die am Palmsonntage geweiht wurden, und christliche Reliquien daran befestigen. Natürlich erblickte der Neger nur eine andere, im günstigsten Falle bessere Sorte von Fetisch darin. Statt der Fetische, welche man bisher an den Besitzungen und Fruchtfeldern als Schutzmittel aufgestellt hatte, ließen die Missionare Kreuze errichten, die in den Augen der Neger dieselben Dienste zu verrichten hatten.

Von den Tugenden und Vorzügen der Christen bemerkten die Neger nicht viel; hingegen kopirten sie treulich alle Laster derselben und fügten sie denen noch zu, welche sie selbst bereits besaßen.

Die Mönche lebten der festen Ueberzeugung, das Land völlig zu einem christlichen gemacht zu haben, und gingen, von Ehrgeiz und Herrschsucht getrieben, eben so weit, wie sie es in europäischen Ländern mitunter thaten. Sie begnügten sich nicht, gegen die heidnischen Priester und Gebräuche zu predigen, sondern zogen mit Gewaltmitteln gegen dieselben zu Felde. Die Ersteren nannte man Zauberer und Hexenmeister, ließ nach ihnen kundschaften, sie einfangen, hinrichten oder verbrennen. Im günstigsten Falle verhandelte man sie als Sklaven. Der genannte Pater Merolla berichtet mit besonderer Genugthuung, daß er einst einen gefangenen Zauberer mit den Stricken seines Ordens eigenhändig bearbeitet und dabei den heiligen Michael und die übrigen Heiligen angerufen habe, an dem Vergnügen Theil zu nehmen.

Selbst gegen die Häuptlinge und Fürsten wandten sich die Priester und tyrannisirten dieselben durch Kirchenbuße und geistliche Zucht. Sie erreichten schließlich Dasselbe, was sie auch in Japan ihrer Zeit erreicht hatten: allgemeine Empörung des verletzten Volks. Ein Pater widerlegte einem Negerfürsten die Zweifel, welche derselbe gegen die Wunderkraft der Taufe geäußert hatte, mit Ohrfeigen, andre Häuptlinge mußten an den Kirchthüren im Bußhemd ihre Verstöße gegen die Vorschriften ihrer Beichtväter abbitten. So lange Portugal mit gewaffneter Hand die Geistlichen schützen konnte, ging die Sache. Das Volk verbarg' seinen Groll und verstellte sich so gut als möglich. Als aber das Mutterland mit seinen eignen Angelegenheiten alle Hände voll zu thun hatte und den Kolonien es überlassen mußte, sich selbst zu helfen, zerfiel das ganze Gepränge gleich einem Kartenhause.

Die Häuptlinge waren die Ersten, welche offene Feindschaft zeigten, und

das gesammte Volk folgte ihrem Beispiel noch lieber als ehedem. Die Missionare waren eben dabei, mit Gewaltmitteln die Vielweiberei abzuschaffen, als der Sturm gegen sie losbrach. Einige der Brüder wurden erschlagen und in der Wuth aufgefressen, andere vergiftete man, noch andere ließ man mitten in den unwirthlichen Waldungen im Stich, nach denen man sie gelockt hatte. Sie kamen im Elend um oder wurden eine Speise der Raubthiere.

In Angola selbst ist zwar ein solcher scharfer Rückschlag nicht erfolgt, da hier die bewaffnete Macht der Geistlichkeit fortwährend noch eine Stütze bietet; der Einfluß, welchen der Bischof in San Paolo de Loanda und die ihm beigesellten Priester ausüben, mag sich aber kaum über die eigentliche Stadt hinaus erstrecken. Letztere wird von etwa anderthalb Tausend Weißen und etwa 6—7000 Farbigen bewohnt und ist verhältnißmäßig gesund. Die gegenwärtige Kenntniß des Heilverfahrens bei Fieberanfällen hilft auch besser über die Einwirkung der klimatologischen Einflüsse hinweg als die alten Methoden. In früherer Zeit hatte man die Ansicht, das Blut, welches der Ankömmling von Europa her mitgebracht habe, müsse erst vollständig aus dem Körper entfernt und durch inländisches ersetzt sein, ehe er gegen die Fieber sicher sei. Man ließ deshalb dem Patienten so oft zur Ader, bis dieser genas — oder starb.

So erkrankte ein Pater, ohne daß ein Arzt in der Nähe war. Sein Gefährte ließ ihm funfzehn Mal zur Ader, da starb der Gemarterte. Sein Kollege fürchtete des Guten doch zu viel gethan zu haben und meldete den Hergang einem Arzte in Angola; dieser gab zur Antwort, daß der Kranke wahrscheinlich genesen sein würde, wenn man ihm dreißig Mal zur Ader gelassen hätte. Ein andrer Pater mußte es sich während seiner ersten Fieberkrisis gefallen lassen, daß man ihm zwanzig Tage lang täglich zweimal zur Ader ließ. Während seines dreijährigen Aufenthalts in Westafrika wurde ihm drei- und neunzigmal zur Ader gelassen.

Die Portugiesen machen neuerdings mehrfache Versuche, einen Theil ihrer alten verloren gegangenen Macht wieder zu erlangen. So haben sie z. B. vor Kurzem Ambriz in Besitz genommen und daselbst ein Fort errichtet. Dieser kleine Negerstaat liegt zwischen Loanda und der Mündung des Kongo und an der Küste desselben ward bis in jüngere Zeiten ein lebhafter Sklavenhandel getrieben, außerdem auch von amerikanischen Kaufleuten Elfenbein und Kupfererz verladen. Der Negerfürst hatte seine Residenz etwa zwei Meilen von der Küste aufgeschlagen.

Magyar rieth den Portugiesen am Schluß seines Reiseberichtes, von Pungo Adongo aus nach Süden vorzudringen. Er meinte, es würde leicht sein, durch ein eben so kluges als energisches Verfahren den ganzen Länderkomplex zu unterwerfen. Man brauche nur bei den ewigen Fehden, die zwischen den zahlreichen Völkerschaften herrschen, Partei zu ergreifen und mit Hülfe der einen die andern zu besiegen. Hätte man die Kimbundaländer und Bailunda besetzt, so fielen die nach Westen zu befindlichen Staaten von selbst. Bisher haben die Portugiesen stets vergeblich versucht, die ihnen nahe wohnenden raublustigen Bergneger zu

bändigen. Diese zogen sich bei Annäherung militärischer Kolonnen in ihre natürlichen Felsenfestungen zurück und fanden an den Völkern des Innern stets bereitwilligen Rückenhalt. Würde ihnen das letztere abgeschnitten, meint Magyar, so sei ihre Unterwerfung ein Leichtes.

Die glänzendsten Aussichten eröffneten sich für die Portugiesen, wie wir bereits andeuteten, ehedem im Königreich Kongo, das im Jahre 1485 entdeckt wurde. Jenes Gebiet liegt zwischen dem gleichnamigen Flusse (Zaire) und Loanda und bildet ein Viereck von ungefähr 46 deutschen Meilen in der Richtung von Nord nach Süd und 80 Meilen nach dem Innern. Als man mit dem Reiche Kongo bekannt wurde, war es aus sechs Provinzen zusammengesetzt: Sogno, Bamba, Pemba, Batta, Pango und Sundi, die von besonderen Häuptlingen regiert wurden. Sämmtliche gehorchten zwar einem gemeinschaftlichen Könige, aber keineswegs so unbedingt, wie es etwa bei Gouverneurs nach europäischen Einrichtungen der Fall ist. Die Provinz Bamba war etwa eben so groß, wie ganz Sicilien. Sie lag Angola am nächsten. Sogno war die größte aller Abtheilungen, bildete das hauptsächlichste Grenzgebiet und besaß die Mündung des Kongoflusses. Die Provinz Pemba war südlich davon gelegen, war zwar der Ausdehnung nach geringer, erhielt aber besondere Wichtigkeit dadurch, daß es die Hauptstadt des ganzen Landes besaß. Diese hieß San Salvador bei den Portugiesen. Da dieser Ort auf dem Gipfel eines hohen Berges gelegen und deshalb den erfrischenden Winden ausgesetzt war, zeigte sich das Klima für die Europäer weniger verderblich als an der Küste. Es ließen sich hier zahlreiche portugiesische Kaufleute und Priester in der Nähe des Königs nieder und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts soll der Ort gegen 40,000 Einwohner gezählt haben. Das Königsschloß war vermuthlich mit durch Hülfe der Portugiesen gebaut werden. Es hatte steinerne Umfassungsmauern und war sonst vorwiegend aus Holzwerk aufgeführt. Zur Zeit, als der Einfluß der Portugiesen am stärksten war, standen hier außer einer Hauptkirche noch zehn kleinere. Die Portugiesen landeten gewöhnlich am Kongo und setzten von hier aus nach San Salvador ihren Weg zu Lande fort. Längs der ganzen Straße waren einige kleine Festungen zum Schutz eingerichtet. Von den übrigen Städten des Landes waren die Hauptstädte der Provinzen Sogno und Bamba die wichtigsten, die freilich kaum mehr als sechs- bis achthundert Häuser, dabei aber doch mehrere Kirchen und Klöster enthielten.

Diego Cam war der Erste, der in dem oben genannten Jahre in den Kongo einlief und von den Anwohnern der Ufer Kunde von dem anstoßenden Reiche und dessen Hauptstadt erhielt. Sofort kehrte er nach Portugal zurück, um daselbst die wichtige Entdeckung zu verkünden. Er brachte sein Vaterland in große Aufregung; man sandte ihn zu einer neuen Expedition nach dem Kongo aus und gab ihm auch sofort einige Mönche mit, um die Neger taufen zu lassen. Man kam mit dem König der Schwarzen in gutes Vernehmen, veranlaßte ihn, die christliche Religion anzunehmen, und beschenkte in freigebiger Weise die Negerhäuptlinge mit den Titeln: Marquise, Grafen und Barone. Diese

Bezeichnungen, sowie einige als Schutzmittel gegen Bezauberung angesehene Schmuckkreuzchen sind das Einzige, welches heutzutage noch an die Einwirkung der Europäer in Kongo erinnert.

Der erste König von Kongo, den die Portugiesen kennen lernten, hatte sich zwar bereitwillig der Taufe unterzogen; als aber die Mönche von ihm verlangten: er solle seine Frauen und Nebenfrauen bis auf eine abschaffen, mißfiel ihm diese Anmuthung so stark, daß er lieber zum Fetischmus zurücktrat. Nach seinem Tode folgte ihm sein Sohn Don Alphonso. Dieser fügte sich den Mönchen in bereitwilligster Weise, begnügte sich mit einer angetrauten Frau und versuchte auch die christliche Ehe bei seinen Unterthanen einzuführen. Hierdurch erregte er aber wie natürlich viel Unzufriedenheit im Lande, sein Bruder Pasanquitamar machte sich dies zu Nutze, stellte sich an die Spitze der Konservativen und brachte es zum offenen Bruch. Ein blutiger Bürgerkrieg entstand. In der Hauptschlacht, die zwischen den Heeren der feindlichen Brüder geschlagen ward, siegte das Mönchthum über den Fetischmus. Gleich beim Anfange des Kampfes erschien der heilige Jakob als himmlischer Helfer bei dem Heere des Königs und verhalf diesem zur nöthigen Begeisterung und zum Triumphe. Der rebellische Bruder ward gefangen und, da er sich nicht bequemen wollte, Christ zu werden, hingerichtet. Sein ebenfalls gefangener Feldherr ließ sich taufen und ward zur Strafe für seine frühere Hartnäckigkeit verurtheilt, für alle Diejenigen, die in San Salvador künftig getauft würden, das nöthige Wasser herbeizutragen.

In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ward das Reich Kongo durch seine kriegerischen Nachbarn an den Rand des Verderbens gebracht. Jene Völkerschaften, die Giaghis, welche nach Wilson's Meinung mit den Fan viel Aehnlichkeit zu haben scheinen, schlugen das Kongo-Heer, erstürmten die Hauptstadt und brannten dieselbe nieder. Der König flüchtete sich mit dem Rest seiner Getreuen auf die Pferde-Insel im Zaire. Da legte sich Dom Sebastian, König von Portugal, ins Mittel, schickte 6—800 portugiesische Soldaten unter Führung des Dom Francisco Guovea, ließ dieses Heer durch einige Hundert Mann aus Angola verstärken und so gelang es, die wilden Horden nach hartnäckigen Kämpfen wieder über die Grenzen zu drängen. Die portugiesischen Truppen hielten das Land einige Jahre lang besetzt, um es zu schützen, und zugleich trafen zahlreiche Mönche aus Europa ein, um das Heidenland für die Kirche zu erobern. San Salvador ward aufgebaut und ein halbes Jahrhundert hindurch nahm die Entwickelung des Staates einen erfreulichen Fortgang.

Der König von Kongo wollte den Portugiesen aus Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste die Provinz Sogno in die Hände spielen; der Häuptling aber, unter dessen Herrschaft dieselbe stand, und welcher den Titel Graf von Sogno führte, war damit nicht einverstanden, bestritt dem König das Recht, seine Grafschaft verschenken zu dürfen, und widersetzte sich mit den Waffen in der Hand dem Versuche des Herrschers, mit Gewalt seinen Willen durchzuführen. Im ersten Gefecht, welches geliefert wurde, fiel zwar der Graf von Sogno, allein sein Sohn war eben so energisch wie der Gebliebene, setzte den

Kampf fort, schlug die Königlichen, nahm den König und eine Anzahl Portugiesen gefangen und ließ die Letztern hinrichten, da sie sich weigerten, als Sklaven zu dienen. Der König ward freigelassen, begann seine Feindseligkeiten von Neuem und wandte sich um Hülfe nach Brasilien an den Prinzen Moritz, welcher sich dort als Agent der Holländer aufhielt. Wahrscheinlich mit demselben Schiffe gingen aber auch Gesandte des Grafen von Sogno an denselben Prinzen ab und bewogen ihn durch ihre Geschenke, sich neutral zu verhalten. Die beiden Krieg führenden Parteien setzten den Kampf noch eine geraume Zeit fort, Sogno behauptete aber seine Unabhängigkeit und verfolgte anfänglich alle portugiesischen Missionare mit großer Erbitterung. Erst beim Eintritt eines neuen Grafen von Sogno gewannen die Mönche wieder festen Fuß in der abtrühnigen Provinz. Später entstanden Mißhelligkeiten zwischen einem der folgenden Könige von Kongo und den Portugiesen selbst, die zu offenen Kämpfen führten. Hierdurch ward aber die ohnehin nicht kräftige Königsmacht völlig geschwächt, das Land zerfiel in einzelne Herrschaften und als die Portugiesen nicht mehr vom Mutterlande aus Unterstützung erhielten, wandte sich, wie bereits angedeutet, der lange verhaltene Groll der Großen und des Volkes gegen sie. Die Missionare wurden verjagt, die Kirchen zerstört und die alte Religion statt des aufgedrungenen Christenthums wieder eingeführt.

Im Anfange dieses Jahrhunderts versuchten es die Engländer, den Kongo zu erforschen, um vielleicht darauf weitere Unternehmungen zu basiren. Kapitän Tuckey drang in die Mündung des Zaire ein. Dieser ansehnliche Strom theilt sich, wie die meisten Flüsse der Westküste, bei seinem Einfluß ins Meer in mehrere Arme (drei) und dieses Delta ist sumpfig, mit Mangrove-Waldungen besetzt und ungesund. Es wird selbst von den Negern wenig besucht und nur in der bessern Jahreszeit lassen sich einige Fischer hier nieder, welche sich ihre Schlafhütten auf hohen Pfählen errichten. Die zahlreichen Palmen liefern Wein und an Wasservögeln, Flußpferden und Elephanten fehlt es auch nicht. Unter den Vögeln machen sich an diesen Stellen vorzüglich die prächtig rosenrothen Flamingo's bemerklich, von deren Nestbau man ehedem sonderbare Dinge erzählte. Der langbeinige Vogel sollte, wie es das nebenstehende Bild veranschaulicht, einen Lehmhaufen zu diesem Behuf herrichten und darauf förmlich reiten; neuere Forscher behaupten dagegen, daß er in der Art seines Brütens nicht wesentlich von andern ähnlichen Vögeln abwiche und mit untergeschlagenen Beinen zu ebener Erde sitze.

Weiter stromauf ist das Ufer von zahlreichen Negerdörfern besetzt (siehe eines derselben am Anfang dieses Kapitels abgebildet). In den Fahrzeugen drang Tuckey bis zu dem ersten Katarakt vor. Von hier an versuchte er mit seinen Leuten zu Fuße weiter zu kommen, war aber so wenig auf diese Art zu reisen eingerichtet, daß die Mehrzahl seiner Begleiter den Anstrengungen unterlag, der Rest zur Umkehr gezwungen war und in der traurigsten Verfassung bei den Fahrzeugen wieder anlangte.

Im Jahre 1857 beschiffte Hunt, Kapitän des Dampfers „Alecto", den

Kongo. Er bediente sich dazu seiner Schiffsboote und hatte sich die Untersuchung des Flußtheiles von Punta de Luisa aufwärts als Ziel gesetzt. Nach einer viertägigen Fahrt erreichte er die ersten Stromschnellen, die sich bei jeder neuen Biegung des vielgewundenen Flusses wiederholten. Es kostete viel Arbeit, die Boote über dieselben hinwegzuziehen. Schließlich geboten die großen Fälle von Gallalo Halt. Hier war keine Möglichkeit mehr vorhanden, die Fahrzeuge hinüberzuziehen, und an beiden Seiten stiegen die Felsufer 6—800 Fuß hoch so schroff und unnahbar empor, daß auch eine Landung unmöglich wurde. Da gleichzeitig die Lebensmittel zu Ende waren, sah sich Hunt mit seinen Leuten zur Rückkehr gezwungen.



Der Flamingo.

In demselben Jahre ward das Königreich Kongo von dem Bremer Dr. Adolf Bastian besucht, welcher in der Hauptstadt San Salvador oder Ambassee der augenblicklichen Königin seine Aufwartung machte, in ihr aber ein ganz gewöhnliches Negerweib fand. Rings um die Herrscherin war als letzter trauriger Rest der frühern Halbkultur ein zerlumptes Negergesindel, das sich gegenseitig als Herzöge, Grafen, Marquis u. s. w. titulirte und mit angehangenen Kreuzen brüstete, die sie als Christusorden bezeichneten. Bastian hatte sich von Loanda aus nach Ambriz begeben und dann über Schemba-Schembe Salvador erreicht. Seinen Rückweg nahm er über Pembe, das die Portugiesen der Kupferminen wegen neuerdings in Besitz genommen haben, und erreichte dann Ambriz.

Den Landstrich nördlich vom Kongo und bis Mayumba nennt man zwar das Königreich Loango, er bildet aber keine abgeschlossene Monarchie, sondern wird von einer Anzahl Gemeinden bewohnt, die unter sich unabhängig sind.

Der Ort Loango ist keine geschlossene Stadt, sondern besteht aus einer ganzen Anzahl dicht bei einander liegender Dörfer, die zusammen vielleicht

gegen zehntausend Einwohner zählen mögen. Sie sind bekannt als geschickte Leute, verstehen hübsche Matten zu flechten und feine Gewebe aus Baumwolle und andern Pflanzenfasern herzustellen. Eben so wissen sie zierliche Holzschnitzereien: Löffel, Gefäße u. dgl., zu machen und diesem Kunstsinn ist es jedenfalls auch zuzuschreiben, daß man hier eine größere Menge von Götzenbildern antrifft, als bei den andern Stämmen der Westküste. Vielleicht sollen die Mehrzahl dieser Statuen und Büsten Nachbildungen der verstorbenen Vorfahren sein. Der Feldbau berücksichtigt besonders den Maniok, Yam, Bataten (s. Schlußbild), Mais, Bohnen, Kürbisse und Erdnüsse.

Der zweite ansehnliche Ort dieses Küstengebietes ist Kabinda, eine Stadt von etwa zehntausend Seelen oder mehr, mit hübschem Hafen und einer regsamen Bevölkerung, die es versteht, so schöne Boote zu zimmern, daß dieselben sich dreist mit den englischen messen dürfen.

Lange Jahre hindurch haben die Bewohner von Loango mit den Portugiesen in engem Verkehr gestanden, vorzüglich des Sklavenhandels wegen, der von hier aus stark betrieben wurde. Damals, als das benachbarte Königreich Kongo christianisirt wurde, ließen sich auch in Loango mehrere Missionare nieder und der oben genannte Pater Merolla erzählt, daß der König von Loango nebst seinem ganzen Hofstaat von 300 Personen in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zum Christenthum bekehrt worden sei. Eine große Menge der geringeren Unterthanen folgte dem erlauchten Beispiele nach, kehrte aber eben so schnell zu den Gebräuchen ihrer Väter zurück, als ein anders gesinnter Monarch den Thron einnahm.

Die königliche Residenz ist in Boaco. Dies soll eine große Stadt sein, 6 bis 8 Meilen landeinwärts gelegen. Der erste Beamte des Königs, durch dessen Hand alle Handelsgeschäfte gehen müssen, wohnt dem Gestade nahe.

Die Person des Königs gilt als geheiligt und genießt eines abergläubischen Ansehens. Kein Mensch darf sich unterstehn zuzusehen, wenn die schwarze Majestät ißt oder einen Trunk thut. Für die Befriedigung jedes dieser beiden Bedürfnisse sind angeblich besondere Hütten eingerichtet; in der einen darf nur gespeist, in der andern nur getrunken werden. Begiebt sich der König nach einer derselben, so verkündigt es ein Bote vorher mit großem Geschrei und Jedermann zieht sich in seine Hütte zurück, um dem Herrscher ja nicht zu nahe zu kommen. Man erzählt, daß sogar der Lieblingshund eines Königs sofort todtgeschlagen worden sei, weil er sich unterstanden, seinem Herrn ins Gesicht zu sehen, während derselbe aß. Diese Scheu, sich beim Essen und Trinken ansehen zu lassen, hat ihren Grund in der Meinung der Schwarzen, daß Jemand den Andern während der Befriedigung dieser Bedürfnisse, sowie während des Schlafes, am ehesten durch neidischen Blick bezaubern könne.

Von einem Könige von Loango findet man erzählt, daß derselbe 6000 Weiber gehabt. Die Sache mag vielleicht annähernd guten Grund haben, allein man muß zum Verständniß dieser Angabe sich vorführen, daß hier zu Lande unter den Weibern eines Mannes mehr verstanden wird, als dies in Europa der Fall ist.



Eine Yampflanzung (Dioscorea alata).

Es ist bei vielen afrikanischen und auch bei den mittelasiatischen Völkern allgemeiner Gebrauch, daß die Frauen beim Tode ihres Mannes den Erben zufallen, ganz wie andres mobiles Vermögen. Es erbt auf diese Weise mitunter ein kaum erwachsener Knabe ein Dutzend alte Frauen beim Tode seines Onkels oder älteren Bruders. Er hat das Vergnügen, die ganze zurückgelassene weibliche Verwandtschaft zu verpflegen oder zu schützen, wenigstens nominell, und so betrachtet man schließlich alle Frauen, die aus irgend einem Grunde sich unter den Schutz eines Mächtigen gestellt haben, als die Weiber desselben. In den meisten Fällen regiert im Hause der vornehmern Neger und auch im Strohpalaste des Königs eine Hauptfrau die ganze Wirthschaft. Die übrigen Glieder des Harems stehen unter ihrem Pantoffel und müssen sich ihren Anordnungen fügen, wenn sie nicht die Macht der Gebieterin fühlen wollen, während sie selbst schwer angreifbar ist.

Ist eine von den Frauen des Königs im speziellern Sinne des Wortes der Untreue gegen ihn verdächtig, so nimmt man in zweifelhaftem Fall auch zum Zaubertranke seine Zuflucht. Es ist jedoch hierbei erlaubt, einen Andern an der Stelle der Verklagten die Probe machen zu lassen. Auch bei anderen achtbaren Leuten gestattet es der Gebrauch, daß ein Sohn oder Lieblingssklave als Stellvertreter das Gottesurtheil bestehen. Bringt der Trank keine schlimmen Folgen hervor, so steigt der kühne Stellvertreter wegen seiner Bereitwilligkeit

in den Augen Aller, besonders natürlich in seiner Stellung bei dem, für welchen er eintrat. Der Kläger hat in solchem Falle dagegen seine Freiheit verwirkt, denn er trachtete ungerechter Weise dem Verklagten nach Ehre und Leben. Dieser fatale Umstand hält in heilsamer Weise Viele vom Einbringen von Klagen ab, wenn sie nicht durch Einverständniß mit dem Priester, welcher den Trank zu bereiten hat, sich des Erfolges versichert haben.

Nach Wilson's Mittheilungen wird in manchen Gegenden Westafrika's der Entscheidungstrank so eingerichtet, daß er (bei schwacher Dosis) Erbrechen bewirkt und dadurch die Unschuld beweist, oder aber Schwindel erzeugt. Um letzteres zu erkennen, legt man Stäbe auf den Boden und fordert den Verklagten auf, über dieselben hinwegzusteigen. Schwankt und taumelt er, so wird er als schuldig erkannt.

Da wir in vorstehendem Abschnitte den Blick wieder ein wenig nordwärts gelenkt haben, so gedenken wir schließlich hier noch der naheliegenden Inseln.

Annabon, als die nächste ist, wie Fernando Po, spanische Besitzung. Sie mag eine Bewohnerschaft von vielleicht 3—4000 Einwohnern haben, welche die anlegenden Schiffe bereitwillig mit Lebensmitteln versorgen und sich dafür gern mit einem alten Hute, einer abgetragenen Blouse u. dgl. bezahlen lassen.

Die Prinzen-Insel und St. Thomas sind portugiesisch und ausgezeichnet durch ihre Fruchtbarkeit. Eine Zeit lang bot man im Mutterstaate Alles auf, um hier den Bau der Kolonialgewächse in möglichsten Flor zu bringen, später dagegen untersagte man eben so streng wieder die Anpflanzung des Zuckerrohres u. s. w. aus falscher Rücksicht auf Brasilien und da der eingeborene Neger eine größere Vorliebe für's Nichtsthun, als für die Feldarbeit hat, so ist gegenwärtig der Stand der Plantagen ein ziemlich trübseliger. St. Thomas mag gegen 12—14,000 Bewohner zählen, darunter einige Tausend Weiße und Mischlinge. Die Prinzen-Insel ist kleiner, wird aber mehr von der portugiesischen Elite bevorzugt, da ihr Klima gesünder ist.



Batate.

Vierte Abtheilung.



„Hier ist zu sehen ein weißer Mann!“

Neuere Reisen nach dem Kunene- und Okavango-Flusse.

Der Kunene. — Kapitän Messum. — Die portugiesische Expedition. — Hahn und Rath. — Green. — Andersson's Expedition. — Green's letzte Reise.

Die zahlreichen Flüsse des südwestlichen Afrika's sind noch keineswegs in ihrem Verlaufe bekannt und die Erforschung derselben ist zum Gegenstand spezieller Expeditionen geworden. In Etwas wird die Lösung mancher hierher gehöriger Fragen noch dadurch erschwert, daß nicht wenige jener Wasserläufe nach regenreichen Zeiten vollufrig und mächtig erscheinen, während wenig Monate darauf andere Reisende in dem ausgetrockneten Flußbett entlang ziehen

konnten und den Fluß anderwärts suchten, während sie sich mitten darin befanden. In neuerer Zeit ist die Aufmerksamkeit der westafrikanischen Reisenden auf den Kunene-Fluß gelenkt worden, der seine Mündung südlich von Benguela hat. Vorzüglich scheinen ihn die Portugiesen behufs einer etwaigen Niederlassung in's Auge zu fassen.

Man ist gewöhnlich geneigt zu glauben, daß doch nichts leichter sein könnte, als vom Ocean aus in die Mündung eines Flusses einzufahren, der auf unseren Karten mit einem dicken schwarzen Striche verzeichnet ist; an Ort und Stelle stellt sich dem aber mancherlei Unvorhergesehenes entgegen; so auch beim Kunene. Kapitän Messum wollte die Einfahrt versuchen, als er aber vom Kap Frio aus an die Stelle gelangte, an welcher allem Vermuthen nach die Flußmündung liegen mußte, fand er es unthunlich, sich dem Lande überhaupt so weit zu nähern, daß er sich hätte Gewißheit über die Beschaffenheit der Küste verschaffen können. Zwei Felsen schienen ihm das Thor zu bezeichnen, durch welches der Kunene dem Ocean zufließt. Der Wind wehte jedoch so scharf und die See ging in Folge dessen so hoch, daß die Brandung zuweilen die eine Felsenspitze überflutete. Selbst der Blick auf das Land war nur kurze Zeit offen, denn unermeßliche Sandmassen wurden über die Gegend hinweggewirbelt. Man konnte nur so viel bemerken, daß an der Nordseite Waldungen vorhanden waren.

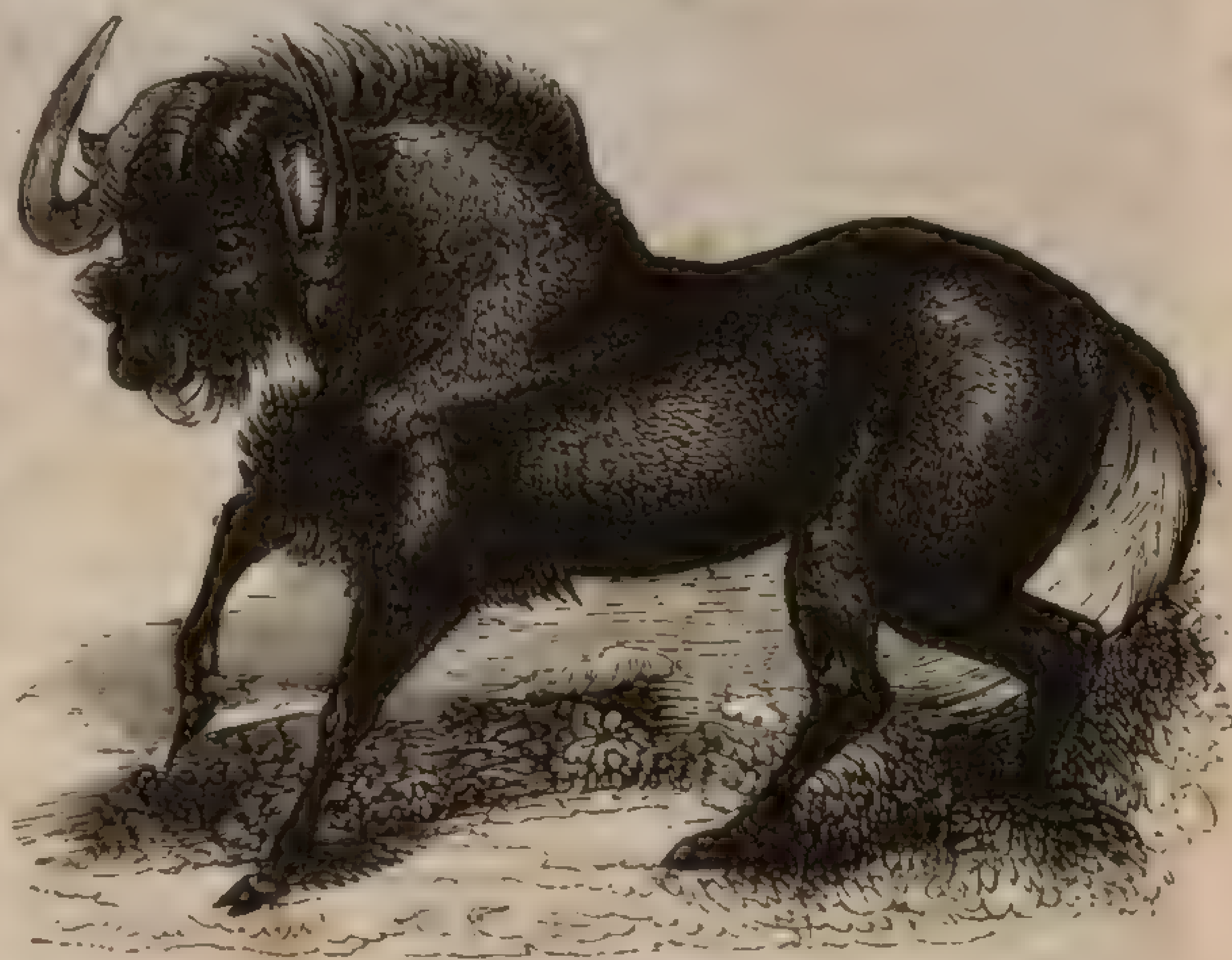
Erfolgreicher war ein Streifzug nach der Kunene-Mündung, den der portugiesische Statthalter von Mossamedes aus mit entsprechender Begleitung unternahm. Er ging in der „Großen-Fisch-Bay" vor Anker und setzte seine Reise von hier aus zu Lande fort. Nach einem zweitägigen Küstenmarsche durch eine öde, wasserleere Sandwüste kam man glücklich am Kunene an und fand die Mündung desselben durch eine vorgelagerte Sandbank für Schiffe völlig versperrt. Etwas weiter stromauf wurde das rechte Ufer felsig und zwar in dem Grade, daß das Weitergehen unmöglich ward. Das linke Ufer war von Sanddünen eingesäumt. Wild, besonders Elephanten waren in der unbewohnten Gegend in Menge vorhanden. Der Fluß selbst zeigte sich nur schmal und voller Katarakte, so daß selbst mit einem Boote nicht wohl weiter zu kommen war.

Von Süden her suchten die Missionare Hugo Hahn und Rath nach dem Kunene-Fluß vorzudringen und kamen dabei ziemlich durch dieselben Gegenden, die früher Galton in Gesellschaft von Andersson durchzogen hatte. Am 15. Mai 1857 war Rath von Otjimbingue in Neu-Barmen eingetroffen und am 20. desselben Monats brachen beide Reisende mit genügender Ausrüstung an Wagen, Rindern, Eseln und Schafen, letztere als wandelnde Speise, nach „Schmelen's Erwartung" auf. Letztgenannte Missionsstation war 1849 durch den berüchtigten Namapuafürsten Jonker Afrikaner zerstört worden.

Am 29. Mai erreichten sie den Omuramba ua Malako, d. h. eine weite, thalartige Ebene ohne bestimmt ausgeprägten Flußlauf, auf welcher aber zu

Zeiten bedeutende Wassermengen zusammenströmen. Sie war mit hohem Grase bedeckt, das in Folge der vorgerückten Jahreszeit gelb geworden und deshalb reifen Getreidefluren ähnelte. Ueber die wogenden Halme ragten zahlreiche und schwarzstämmige Mimosen hervor, die mit braunen Fruchtschoten behangen waren. Der Gesammteindruck, den diese Ebene machte, war ein sehr melancholischer und ward selbst nicht durch das Girren der hier häufigen Turteltauben gemildert. Sehr zahlreich waren auch hier Termitenhaufen von enormer Größe anzutreffen. Bei 15 Fuß Höhe hatten diese belebten Hügel am Grunde einen Durchmesser von 40 Fuß. Die einzigen Pfade, die man kreuzte, waren von Elephanten getreten. Zur Abwechselung erlegte man auch ein Zebra.

Ehedem war diese Gegend stark durch die Ovaherero-Stämme bevölkert. Diese wurden aber durch die Ueberfälle der Namaqua's fast ausgerottet und ihre geringen Ueberreste führen gegenwärtig voller Furcht in abgelegenen Verstecken ein elendes Dasein, indem sie ihr Leben mit den Gewächsen fristen, welche die Natur ihnen freiwillig bietet.



Das Gnu.

Am 5. Juni waren die Missionare so glücklich, den Inbegriff aller Schöpfungstheorien jener Negerstämme zu erreichen, jenen geheiligten Baum nämlich, welcher der Urvater aller Menschen und Thiere ist. Dieselbe Sage findet sich auch bei den Völkern am obern Gabun. Wenig nördlich vom 20. Grad südl. Br. trafen die Reisenden die Südgrenze der südafrikanischen Fächerpalme. Anfänglich trat dieselbe nur als niederes Gestrüpp auf, weiterhin aber bildete sie ausgedehnte Waldungen von 50 bis 60 Fuß hohen schönen Stämmen, die mit großen bis 3 Fuß langen Fruchtbüscheln behangen waren. An Wildpret kamen Antilopen, Gnu's, Perlhühner, daneben aber auch Löwen vor. Als sie in der Nähe der Quelle Otjomikambo unweit des Omuramba-Flusses von Matako zahlreiche Elephanten gefunden, stießen sie auch bald danach auf einen ihrer eifrigsten Vertilger, den Herrn Green, der sich dieser hohen Jagd wegen hierher begeben hatte und mit ihnen gemeinschaftlich weiter zog. Stellenweise mußte der Weg für den Wagen mit der Art gehauen werden; gemiethete Buschneger machten dabei die Führer, zwangen aber am 3. Juli die Reisenden, plötzlich von

ihrem nördlichen Kurse nach Westen abzuweichen, weil nach ihrer Versicherung in der ersteren Richtung nichts als wasserlose Wüste zu finden sei. Man war auf diese Weise genöthigt den Versuch zu machen, ob man durch das Land der Ovambo nach dem Kunene gelangen könne.

Allenthalben trafen sie die Spuren, welche die Raubzüge der Namaqua zurückgelassen hatten. Eine Woche lang folgten sie dem Laufe des Omurambu u Ovambo und erhielten Kunde, daß hier noch Krokodile vorkämen, als deren südlichsten Ort man bisher den Kunene angenommen hatte.

Am 13. Juli standen sie zu ihrem Erstaunen an einem prächtigen Wasserbecken von 5—7 deutschen Meilen im Umfang, das die Eingeborenen den See Onandova nennen und dessen Umgebung einen Ueberfluß an Wild, Straußen, Springböcken, Wasservögeln u. s. w. enthielt. Hier trafen sie auch viele Ovambo's, die mit Kupfererzen beladen aus den reichen Minen des Gebirges kamen, um ihre Last in Odonga gegen Korn, Tabak, Kalebassen u. s. w. zu vertauschen. Die Ovambo verarbeiten das Metall zu großen Fußringen und treiben mit diesen Handel bis zu den Ovambuengo.

Die Reisenden hatten zwar Boten zu Nangoro, dem König der Ovambo, geschickt, welcher in Odongo residirte. Die Gesandten waren aber unglücklicher Weise zu dem jüngeren Bruder desselben, Tjipanga, geführt worden, der gegen den ersteren rebellirte und sich eine eigene Herrschaft gegründet hatte. Man machte sich deshalb auf eine schlechte Aufnahme gefaßt.

Am 22. Juli kamen die Reisenden aus den Gebüschen heraus auf die weite weiße Sandebene, auf welcher Ondongo liegt, fanden aber diesen Königssitz so trübselig als möglich, während ihn ihr Vorgänger Galton als reizend und lieblich geschildert hatte. „Wir erblickten", so erzählen sie, „einige Haufen schwarzen Reisigs, vielleicht 4 Fuß hoch, und einige haushohe, in den Boden gesteckte Pfähle, von denen wir nicht recht wußten, was sie waren. Wir fragten nach den Häusern und man wies uns die Reisighaufen. Eine Ovaherero-Schafhürde sieht dagegen noch imposant aus. Wir gingen hin, uns das Ding anzusehen. Die Pfähle und das Reisig sind in die Erde gesteckt und formen eine Anzahl von Gängen und Abtheilungen zu allerlei Zwecken: für einige Rinder, Schafe, Ziegen, eine Tenne von hartem, weißem Lehm, ein Proviant-häuschen, eigentlich nichts weiter als ein großer Korb mit dachartiger Bedeckung, und endlich die Wohnungen, ein Labyrinth im Kleinen. Aber die Wohnungen? Ich stand davor und sah, daß es Wohnungen waren. Die Wände sind 2 Fuß hoch, die Thür 1½ Fuß im Quadrat, die höchste Spitze des Daches 6 Fuß, der Durchmesser des Hauses 5 Fuß. Bei einem solchen Hause ist weiter kein Kommentar nöthig. In der Mitte der Tenne ist ein hölzerner Mörser, mit der Erde gleich, in welchem das Korn mit einem schweren, mehrere Fuß langen hölzernen Stampfer zu ganz feinem Mehl gestampft wird. Die ganze Anstalt mochte vielleicht 120 Fuß im Umfang haben. Diese Gehöfte sind im ganzen Lande zerstreut und ziemlich nahe bei einander, jedes umgeben von den dazu gehörigen Ländereien.



Andersson's Ausmarsch.

Ebensowenig wie die Häuslichkeiten mochten die Sitten der Ovambo den Missionaren behagen, und bei dem König dieses Völkchens kamen sie vollends schlimm weg. Da sie ihm den Gefallen nicht thun wollten, ihm bei einem kleinen Raubzuge behülflich zu sein, so schlug er ihnen auch ihre Bitte um freien Durchzug rund ab, und als sie in Folge dessen sich am Morgen des 30. Juli auf den Rückweg machten, erschallte von der Hütte des Königs aus das Kriegsgeschrei, das sich von einem Gehöfte zum andern verbreitete. In kurzer Zeit sahen sich die Europäer von einer Kriegerschaar von etwa 800 Ovambo's umringt und angegriffen, mit denen die 30 Mann zählende, aber gut bewaffnete Karawane mehrere Stunden lang ernstlich zu kämpfen hatte. Man hatte zunächst eine südliche Richtung eingeschlagen, um nicht die bevölkerten Theile des Landes passiren zu müssen, und ging ohne Führer in eine unbewohnte Ebene hinein. Ohne Wasser, die empfindlich kalten Nächte durchwachend, den Tag über in größter Anstrengung marschirend, pries man sich glücklich, als man am 2. August Brunnen fand und nach einem Nachtmarsche wieder auf die frühere Wegspur einlenken konnte, auf welcher kein Wassermangel zu befürchten war. Am 13. August war man in Omeva omengi und trennte sich hier von Green, der noch einige Elephanten erlegen wollte. Am 11. September trafen die beiden Missionare wohlbehalten wieder in Neu-Barmen ein.

Der erwähnte König Nangoro war aber bei der ganzen Geschichte am Schlimmsten von Allen weggekommen. Er war durch den energischen Widerstand der Karawane so aufgeregt und durch die Wirkung der europäischen Feuerwaffen so entsetzt worden, daß er sich bei seiner außerordentlichen Korpulenz einen Schlagfluß zuzog, der seinen unmittelbaren Tod zur Folge hatte. Der Leser des Buchs der Reisen wird sich aus den Reisen Livingstone's des Missionärs erinnern, daß das Fettwerden in jenem Lande als das besondere Vorrecht der königlichen Würde betrachtet und deshalb von Nangoro systematisch bis zu einer ganz besondern Vollkommenheit getrieben worden war.

Kurz nach der Rückkehr der Expedition brach Andersson auf, am 22. März 1858. Er hatte Otjimbingue am Swakop-Flusse zu seinem Ausgangspunkte gewählt und die Ausrüstung der Expedition wie früher aus eigenen Mitteln bestritten, während er die Auslagen durch das zu gewinnende Elfenbein zu decken hoffte. Es begleiteten ihn der Portugiese Johann Mortar und der halbblütige Johann Pereira aus Malabar, beides zuverlässige Leute, außerdem noch acht Eingeborene, die er in seine Dienste genommen hatte. Eine Herde Schafe und Ziegen von 70 Stück bildeten die wandelnde Speise und ein mit Ochsen bespannter Zeltwagen enthielt die wichtigsten Reisebedürfnisse und vertrat die Stelle des Hauses. Reserveochsen folgten dem Zuge und vier Esel nebst einem alten Klepper mußten gelegentlich als Reit- oder Lastthiere dienen. Der Jagd wegen hatte sich Andersson mit einem hinreichenden Rudel Hunde versehen. Als letztes Reiseziel stellte er sich ebenfalls den räthselhaften Kunene, und schlug, um ihn auf nächstem Wege zu erreichen, die Richtung nach Norden ein.

Zunächst wurde der Omaruru im westlichen Theile des Damara-Landes

überschritten, ein Fluß, welcher in der Richtung von Ost nach West läuft und sich in die Walfisch-Bai ergießt. Jenseits desselben empfing ein Buschland aus Dornengestrüpp die Reisenden, die Hauptplage Südafrika's. Durch diese, mit Dornen von allen Sorten bewaffneten Waldungen einen Weg für den Wagen zu bahnen, war mancher Axthieb und mancher Schweißtropfen nöthig. Um seinen Freunden in Europa eine ungefähre Vorstellung von einer solchen Arbeit zu geben, berechnet Andersson, daß auf je 900 Fuß ungefähr 170 Büsche wegzuräumen waren, auf einer Strecke von einer deutschen Meile also etwa 4800. Da nun aber jedes dieser widerspenstigen Ungethüme durchschnittlich aus vier Stämmen zähen Holzes bestand, die von der Dicke eines Fingers bis zu der eines Mannsschenkels wechselten, so waren auf jeden Busch mindestens 12 Axthiebe, auf eine Meile also 40 und einige Tausend nöthig. Wie langsam das Vordringen über eine Strecke von 25 deutschen Meilen ging, denn so groß berechnet Andersson diesen natürlichen Verhau, läßt sich leicht denken.

Am 14. April hatte die Karawane den seltenen Hochgenuß, aus jenen unendlichen „Wart' ein Weilchen", wie die Kapbauern die Akazien nennen, in einen herrlichen Hochwald mit schlanken Stämmen ohne Unterholz zu gelangen und sich im angenehmen Schatten etwas zu erholen.

Leider hatte derselbe keine große Ausdehnung und ward bald wieder durch die Dornenbarrikaden ersetzt. Nicht viel besser war die Passage über die zahlreichen Bodenrisse, Querthäler und ausgetrockneten Wasserläufe, die in eigensinnigster Weise stets von Ost nach West liefen, also den Pfad kreuzten. Einige Tage später gelangte man an einen imposanten Kalkfelsenkamm, der gleich einer riesigen Festung mit Bastionen in gothischem Styl sich schroff erhob und gegen 12 Meilen weit erstreckte. Am Fuß dieser Bergmauer fand sich auch ein Bach, der zwar halb eingetrocknet war, aber doch durch die üppige Pflanzenwelt in seiner Umgebung wohlthuende Abwechselung bot. Im fernen Hintergrunde erhob sich der Okonyenya mehr als 2000 Fuß hoch über die Ebene, auf welcher man sich befand.

Bis Otjidambi, einem Platze, welcher fünf Quellen hatte, hatten die Reisenden keine Spur von Menschen getroffen, an jenem Orte aber fand man viele Merkmale, daß zahlreiche Leute sich hier aufgehalten hatten. Dieser ganze westliche Theil des Damara-Landes, durch den Andersson's Weg führte, wird von den Eingeborenen Kaoko genannt. Er bildet ein Hochland, das sich 2—4000 Fuß über die Küstenebenen erhebt. Entlang der Küste zieht in einer Ausdehnung von mindestens 100 deutschen Meilen ein Granitgebirge, ziemlich die Richtung von Süd nach Nord beibehaltend. An dieses lehnen sich östlich Bergmassen aus Sandstein oder Kalkfels an, die zu jenem ziemlich in rechten Winkeln stehen, also von West nach Ost streichen. Stellenweis brechen Granitkegel durch jene Gesteine durch und steigen noch 1—3000 Fuß darüber empor. Größere Ebenen fehlen hier gänzlich, das viel zerrissene Terrain ist theils kahle und steinige Einöde, theils von dem erwähnten Dornengestrüpp überwuchert. Die zahlreichen Thalgründe enthalten zur Regenzeit fließendes Wasser, während

der trocknen Zeit lösen sich diese Bäche und Flüsse aber in eine Reihe von Tümpeln auf, von denen in besonders trocknen Jahren schließlich nur noch feuchte Stellen übrig bleiben. Solche Punkte gelten oftmals noch als Brunnen, weil man beim Eingraben in den Boden manchmal so glücklich ist, noch etwas Schlammwasser zusammensickern zu sehen. Der Pflanzenwuchs ist in jenen Theilen ziemlich üppig und eignet sich vortrefflich zum Unterhalt von Viehherden, daher hatten sich auch zahlreiche Damaraborden mit ihren Rindern angesiedelt und genossen eines idyllischen Glücks, bis die räuberischen Namaquas, jene Plagegeister des Südwestens, diese verborgenen Schätze auswitterten und den Frieden störten.

Eine solche Raubhorde war auch ein Jahr vor Andersson's Ankunft in der Gegend von Otjidambi eingefallen und es war zu einem erbitterten Kampfe gekommen. Die Räuber hatten durch die Wurfspieße der Hirten zahlreiche Leute eingebüßt, schließlich aber doch die Oberhand behalten und die meisten Rinder weggeführt. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß die Gemißhandelten die Ankunft der bewaffneten Kolonne des Elephantenjägers mit größtem Mißtrauen betrachteten und bei ihrer Annäherung sich sorgsam versteckten. Andersson dagegen litt mit seiner Begleitung Mangel an Wasser und bedurfte nothwendigerweise eines kundigen Führers; es blieb ihm deshalb kein anderes Mittel übrig, als auf eine Art Menschenraub auszugehen; seine Leute überfielen einen Damara mit seiner Frau und brachten die beiden Gefangenen zum Lager. Die Unglücklichen vermutheten nichts Geringeres als den Tod oder wenigstens Sklaverei und zitterten vor Angst an allen Gliedern. Man suchte sie durch Geschenke zu beruhigen und verlangte von ihnen, daß sie die Karawane zur nächsten Quelle bringen sollten. Dies thaten sie, trauten aber den Versprechungen der Fremden nicht viel und stahlen sich deshalb in der nächsten Nacht heimlich davon.

Währenddem hatte das Gerücht die versteckten Damara von der friedlichen Absicht Andersson's so weit belehrt, daß einige jener Hirten sich freiwillig einstellten, um gegen entsprechenden Lohn als Führer zu nördlicher gelegenen Wassertümpeln zu dienen. Auf diese Weise marschirte der Zug von dem erstgenannten Otjimbingue in Zickzackzügen gegen 70—80 deutsche Meilen nach Norden bis zu einem Damara-Orte Namens O k a o a und eine gleiche Entfernung über den letzteren noch hinaus. Hätte man dieselbe Meilenzahl in gerader Richtung zurücklegen können, so müßte man längst an dem ersehnten Kunene angelangt sein, so aber war man noch weit von demselben entfernt. Schließlich war die Lage der Karawane eine höchst mißliche. Man hatte schon zwei Tage lang kein Wasser getroffen und den Durst mit den Vorräthen löschen müssen, die man in den Schläuchen bei sich führte; da erklärten die Führer, sie hätten den Weg nach den nächsten Quellen verloren und wüßten keinen Rath mehr. Man hielt. Es gab kein anderes Mittel, als nach verschiedenen Seiten hin Leute auf Kundschaft zu senden, ob irgend wo Spuren von Wasser zu treffen seien. Beim Einbruch der Nacht kehrte ein Späher nach dem andern zurück, ohne eine tröstliche Nachricht mitzubringen; nur zwei Parteien fehlten noch, über deren Verbleib man keine



Neue Reisen in West-Afrika.

Andersson's Wanderung durch die brennende Savanne.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Kunde hatte. Es galt kein langes Besinnen, wenn man nicht verschmachten wollte; deshalb ward der Reisezug in möglichster Eile angetreten.

Jetzt gesellte sich zu den bisherigen Uebeln noch ein neues. Wie in den meisten Gegenden, in denen ausgedehnte Weideplätze sich befinden, herrscht auch hier unter den Hirten der Gebrauch, das dürre Gras anzuzünden, um einem jungen Nachwuchs Raum zu verschaffen. Oft entstehen dergleichen Präriebrände auch durch Nachlässigkeit, manchmal selbst durch die Bosheit der Eingeborenen. Mehrfach hatte Andersson schon Feuerstreifen des Abends hie und da aufleuchten sehen, ohne dadurch behelligt zu werden; als er sich jetzt jedoch rückwärts wendete, wurden die Grasbrände stärker und rückten in immer größere Nähe heran. Schließlich marschirte man einem völligen Feuermeer entgegen. Da aber kein anderer Ausweg möglich war, hielt man keck auf eine Lücke, die in dem Flammenstreifen entstanden war, und wandelte schließlich über halbglühende Asche zwischen hell lodernden Gebüschen. Einmal stürzte ein brennender Baum gerade über den Weg, so daß durch die aufstiebenden Funken ein Feuerregen entstand und die zahlreichen Nester eines gesellig lebenden Kirschbeißers (Textor erythrorhynchus) in den Zweigen wie bei einem Feuerwerk aufflammten.

So kam man um Mitternacht des 24. Mai wieder an einer Stelle an, an der man beim Nachgraben Wasser zu finden hoffte, allein ehe man damit zu Stande kommen konnte, nahmen die vom Durst gepeinigten Zugochsen, die nach Andersson's Angabe 150 Stunden lang ohne einen Tropfen Wasser gewesen waren, Reißaus nach den ihnen bekannten Quellen von Okava.

Als man sich hier von den ausgestandenen Strapazen etwas erholt hatte, kamen auch die beiden Kundschafter an, die man noch vermißt hatte. Es war ihnen nach langem Suchen wirklich geglückt Wasser zu finden, allein auf dem Rückwege zum Lager hatten sie sich verirrt, und als sie endlich den Halteplatz erreichten, erkannten sie, daß Andersson bereits umgekehrt sei.

Unser Reisender verspürte keine Lust, auf demselben mühsamen Wege noch einmal vorzugehen, sondern beschloß, sich östlich zu halten und seinen Pfad durch die Mitte des Damaralandes nach Norden zu nehmen. Um den schadhaft gewordenen Wagen wieder in Stand zu setzen, mußte Pereira mit demselben nach der Mission Otjimbingue zurückkehren und Andersson selbst zog einstweilen am Omaruru stromauf bis in die Nähe der Quellen desselben. Von dort wandte er sich nach dem nordöstlich fließenden Omuramba Ua Matako und erwartete dort die Rückkehr seines Gefährten. Er hielt sich vorzugsweise in der Nähe von Otutundu auf und lag dem edlen Waidwerk ob, das ihm Unterhalt verschaffte. Hier beim Otutundu traf er auch eine größere Handelskarawane von 400 Damara's, die im Begriff standen nach dem Ovambolande zu ziehen. Sie hatten eine Anzahl Frauenspersonen bei sich, die sie, ganz in derselben Weise wie es Du Chaillu bei den äquatorialen Stämmen schildert, als Lastthiere benutzten und mit Perlen- und Muschelschnüren beladen hatten. Gegen diese, bei den Ovambo als Schmuck beliebten Artikel gedachten sie Eisengeräthe und kupferne Fußringe einzutauschen, allein es schien Andersson, als sei dieser Handel nicht

der einzige Zweck der Expedition. Er bemerkte unter den Fremden auch mehrere Leute des berüchtigten Namaquafürsten Jonker Afrikaner und vermuthete daher, daß dieselben sich nur dem Zuge angeschlossen hätten, um unter dem Scheine merkantilischer Unternehmungen die Verhältnisse im Ovambolande auszukundschaften, und nach denselben einen Kriegszug vorzubereiten. Diese Vermuthungen bestätigten sich auch später als richtig.

Als ächter Waidmann suchte Andersson sich gegen die lastbaren Schönen galant zu beweisen, mußte aber zu seiner großen Heiterkeit erfahren, daß er ihren Augen abscheulich weiß vorkam, und daß sie mit Bedauern alle Merkmale eines anständigen Negerkavaliers, d. h. Fett und Ocker über den ganzen Körper, einschließlich des Haupthaars, an ihm vermißten.

Pereira traf am 29. August 1858 mit dem ausgebesserten Wagen wieder bei Andersson ein, und man brach nach dem kleinen See Omanbonde (20° südl. Br., 17° 45′ östl. von Greenw.) auf. Hier war Andersson im Jahre 1850 mit Galton bereits gewesen, fand aber denselben vortheilhaft verändert. Während er ihn bei seinem ersten Besuche nur als einen halbvertrockneten Sumpf antraf, sah er jetzt eine stattliche Wasserfläche von mehr als einer deutschen Meile Umfang und ansehnlicher Tiefe vor sich. Nicht weit davon traf er auch noch ein zweites Wasserbecken von ähnlicher Größe. An beiden Stellen wimmelte es von Wild. Elephanten kamen vorzüglich zur Nachtzeit in Herden von mehr als hundert Stück zum Wasser und dem Jäger glückte es mitunter, auf einem einzigen Anstande deren 3 oder mehr Stück zu erlegen. Er wählte am liebsten alte Männchen als Ziel, denn diese sind weniger gefährlich, liefern viel mehr Elfenbein und ihr Tod fügt dem Wildstand viel weniger Schaden zu, als die Erlegung der verhältnißmäßig minder zahlreichen Weibchen.

Jene nächtlichen Jagden, bei denen der kühne Jäger hinter einem hohen Termitenhaufen oder in dichtem Gebüsch versteckt das Nahen des Hochwildes erwartete, beim klaren Scheine des Mondes das ungenirte und ausgelassene Treiben der Thiere beobachtete und oft Zeuge ihrer gegenseitigen Kämpfe sein konnte, schildert er als den höchsten Genuß, den sich ein passionirter Jäger überhaupt verschaffen kann. Mitunter galt es freilich dabei auch Kaltblütigkeit und sichern Schuß aus nächster Nähe, gelegentlich auch einen Wettlauf um's Leben, wenn das angeschossene Thier sich wüthend auf seinen entdeckten Feind stürzte oder gar eine ganze Herde trompetend zum Angriff vorrückte. Zur Abwechselung wurden auch Löwen, Nashörner, Zebra's, Kudu's, Gnu's und zahlreiche Antilopenarten erlegt, an denen die Gegend Ueberfluß bot. So kamen denn auf dem Küchenzettel sonderbare Gerichte zum Vorschein, die vor Andersson schwerlich ein europäischer Feinschmecker verkostet hat. „Heute", berichtet er unter Anderm, „gab es Löwenbeefsteaks und Rhinozerosfilet." Früher hatte der Jäger sich noch gescheut, den König der Thiere als Tafelwild zu betrachten, er fand das Fleisch aber saftig und sehr schmackhaft, etwas an Kalbsbraten erinnernd.

Wir fügen hier eine Stelle aus Andersson's Tagebuch ein, in welcher er sich über jene Jagden ausspricht. Er sagt: „Während meiner Wanderungen

in Süd-Afrika habe ich mehr oder weniger alle Arten von Jagd kennen gelernt — sei es nächtlicher Weile am Rande eines spiegelhellen Wassers oder der „Salzlecke" oder bei Tage zu Fuß oder zu Pferde — und ich muß gewissenhaft erklären, daß, meiner Ansicht nach, ein Hinterhalt bei Mondlicht neben einem von wilden Thieren viel besuchten Teiche alle Freuden überwiegt, welche einem Jagdfreunde die Anwendung seines Gewehres verursacht. Zuvörderst liegt etwas Geheimnißvolles und Schauerliches darin, zu wissen, daß man der verborgene und unbeargwohnte Zuschauer der ungestümen Bewegungen, Gewohnheiten und Neigungen der Bürger der mannichfaltigen und wundervollen Menagerie der Natur ist — einer Menagerie, in der noch keine große Fütterung, keine mit Eisenstangen versperrten Thore, keine rauhe und grausame Wärterstimme die Kraft des thierischen Lebens abgespannt, geschwächt, oder die Elastizität, das Uebersprudeln und die fröhliche Ausgelassenheit desselben zerstört hat. Und dann die heftige Aufregung, so oft die Ankunft eines neuen Thieres erwartet wird! Der ferne Fußtritt, den man auf einer steinigen Oberfläche stets deutlich rasseln hört, dann das sanfte Vibriren des angestrengten Ohres, wenn das Thier auf weichern Boden tritt, mag es nun der Schritt einer kleinen Antilope oder eines Elephanten, eines wilden Bären oder eines Rhinozeros, eines Gnu oder einer Giraffe, eines Schakals oder eines Löwen sein! Und welche Gelegenheiten zeigen sich zur Beobachtung der Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten einer jeden Art und selbst jedes einzelnen Thieres, zu geschweigen von den schrecklichen Kämpfen, die zuweilen bei diesen Begegnungen vorfallen und von denen man bei Tage selten Zeuge sein kann. Ich darf ohne Uebertreibung sagen, daß ich über das unbezähmte Leben wilder Thiere in dem Tableau vivant einer einzigen Nacht mehr lehrreiche Erfahrungen gemacht habe, als während monatelanger mühsamer Wanderungen im hellen Glanze des Sonnenlichtes."

Durch glückliche Jagden war eine solche Menge Elfenbein zusammengebracht worden, daß Pereira den Wagen damit beladen und es nach der Missionsstation zurückführen mußte.

An Vögeln fehlte es in jenem Gebiete auch nicht, ja Ende November kamen am See Züge von Schwalben vorüber, die in ihrer Ausdehnung an die berüchtigten Heuschreckenschwärme erinnerten. Manche dieser Geschwader hatten eine Breite von mehreren Hundert Fuß und augenscheinlich auch eine ähnliche Tiefe, dehnten sich aber länger als eine halbe Wegstunde aus.

Nachdem Andersson einen Abstecher nach Okamabuti gemacht, dem östlichsten Punkte, bis zu welchem er in Galton's Gesellschaft 1850 gelangt war, war er an den wildreichen See zurückgekehrt, um Pereira's Ankunft abzuwarten. Bald nach ihm kam auch die oben erwähnte Damara-Karawane wieder hier an und zwar, wie sich ergab, unverrichteter Sache. Als sie nämlich an die engere Grenze des Ovambo-Gebietes gelangt waren, hatten die Bewohner des ersten Ortes ihnen das Weiterziehen untersagt, bevor nicht der gegenwärtige Herrscher, der in Rath und Hahn's Reise bereits erwähnte Tjipanga, die Erlaubniß hierzu

ausdrücklich ertheilt haben würde. Die Damara's machten deshalb Halt und fertigten eine Gesandtschaft an den Fürsten ab, die aber mit dem betrübten Bescheid zurückkam, daß der Eintritt ins Land unter keiner Bedingung gestattet werden könne. Zugleich hatten die Ovambo's sich angelegentlich danach erkundigt, was Andersson für Pläne in Bezug auf seine weitere Reise hege, und den Abscheu unverhohlen zu erkennen gegeben, den ihnen das Erscheinen der weißen Männer eingeflößt hatte. Sie waren noch ganz entrüstet darüber, daß sich Green und seine Gefährten nicht derselben Waffen bedient hatten, wie sie im Lande gebräuchlich, sondern die Assagei's und Pfeile mit Flintenkugeln erwiedert, denen man nicht gut auszuweichen vermöge.

Für Andersson erwuchs daraus, daß die Damara's umgekehrt waren, der Vortheil, daß ein Häuptling derselben sich dazu verstand, seinen Führer zu machen. Zwar nahm derselbe eine ganze Schaar Sklaven und Frauen mit sich, Andersson brauchte aber nur zwei derselben zu beköstigen, die andern hatten für sich selbst zu sorgen.

Pereira kehrte von seiner Fahrt glücklich mit neuen Einkäufen zurück und am 5. Januar 1859 verließ man den Omanbonda und suchte zunächst den Omuramba U'Ovambo, d. h. den Ovambo-Fluß, zu erreichen. Zu der Zeit, als die Herren Green und Rath ihn entdeckt hatten, war er ziemlich wasserreich gewesen und aus der Richtung seines Laufes hatten sie geschlossen, daß er sich wol in den Kunene ergießen möge. Man hatte die Zeit her reichlichen Regen gehabt, Andersson spähte deshalb Tag für Tag aus in der Erwartung, den Spiegel des Flusses zu entdecken. Allein die Schleußen des Himmels schlossen sich und die Sonne destillirte so mächtig, daß Teiche von 40 bis 50 Fuß Länge und mehreren Fuß Tiefe in der Zeit von acht Tagen zu schwarzen Mulden austrockneten, über welche man trocknen Fußes hinwegmarschiren konnte. Am 16. Januar kam man in eine Thalsenkung, die von Süd nach Nord strich, aber kein fließendes Wasser zeigte. Man benutzte sie als Straße zum weiteren Marsche, immer noch begierig, den Ovambo-Fluß endlich zu erreichen; erst bei der späteren Rückreise ward man inne, daß man mitten in dem Bette desselben gezogen war, ohne es zu ahnen. Als die Richtung der Flußrinne von der eingeschlagenen Richtung abwich, verließ man selbige und zog am nördlichen Ufer derselben weiter. Nach zwei Tagemärschen, an denen man leidlichen Weg gehabt, begann das alte Leidwesen der Dornenbüsche wieder, in denen man Schritt vor Schritt mit der Axt Bahn brechen mußte. Zugleich trat Sandboden statt des Kalkfelsens auf, den man bisher überschritten. Letzterer bot in den Vertiefungen Wasservorräthe in hinreichender Menge, so daß Menschen und Vieh sich erquicken konnten; jetzt aber trat mit dem Sandboden auch Wassermangel ein und zwei ganze Tage lang mußte das Zugvieh ohne einen Tropfen Wassers ausharren, ehe eine trübe Regenpfütze erreicht ward. Zu diesen gewöhnlichen Plagen kam in dieser Gegend noch eine neue, eine abscheuliche Stechfliege oder Bremse, deren schmerzhafter Stich jedesmal eine blutende Wunde zurückließ und die eben so rücksichtslos die Menschen wie die Thiere anfiel. Von der berüchtigten Tsetse scheint sie verschieden



Ein südafrikanischer Tränkplatz.

zu sein, denn letztere sollte nach den früheren Mittheilungen Andersson's, mit denen Livingstone's Angaben übereinstimmen, den Tod der Ochsen und Pferde herbeiführen; allein sie war immerhin schlimm genug, und das arme Zugvieh war mitunter völlig mit geronnenem Blute überdeckt.

Man gelangte an einen Platz, der Wild, besonders Elephanten enthielt, und der Zustand der Mundvorräthe erforderte es dringend, hier einen Halt von einigen Tagen zu machen, um Fleisch zu erhalten. Das Fleisch der Elephanten ward in Streifen geschnitten und in der Sonne getrocknet, wie es bei den Bewohnern der Pampa's und Llano's in Südamerika mit dem Rindfleisch gebräuchlich ist, und nachdem man sich so hinreichend verproviantirt hatte, dazu auch noch ein kräftiger Regen gefallen war, welcher für die nächsten Tage unterwegs Wasservorräthe in Aussicht stellte, brach man wieder auf und legte mit bedeutenden Anstrengungen an jedem der nächsten zwei Tage — eine Wegstunde zurück, denn es ging wieder durch den leidigen Buschwald. Von Zeit zu Zeit unterbrach ein sogenannter Fluß, ein Omuramba, die Einförmigkeit des Dornengestrüpps, d. h. man traf die ausgetrockneten Rinnsale periodischer Gewässer. Dieselben würden leidliche Wege abgegeben haben, wenn sie nicht sämmtlich in eigensinnigster Consequenz von West nach Ost gestrichen wären.

Schließlich ward Andersson doch des Wegehauens und des unendlichen Bergauf und Bergunter überdrüssig und er beschloß, in einem der hübschesten jener Wasserläufe weiter nach Westen zu ziehen, in der Hoffnung, vielleicht ein geeigneteres Terrain zum Weitermarsche zu finden. Je weiter man fuhr, desto mehr verflachte sich das Rinnsal und am 18. Februar kam man an dem Plateau an, von welchem dasselbe seinen Anfang nahm, ohne daß man im Geringsten etwas Besseres erreicht hatte. Der einzige und zwar fatale Unterschied war der, daß man in der höhern, sandigen Gegend, in welche man gelangt war, kein Wasser mehr fand, wol aber bei jedem Schritte bis an die Knöchel in den weichen Sand einsank.

Einen sehr glücklichen Fund machte man jedoch, — man traf nämlich ganz zufällig auf denselben Buschmanns-Häuptling, welcher die Herren Hahn und Rath geführt hatte, und brachte ihn leicht dadurch, daß man ihm einen ganzen Elephanten versprach — der freilich erst gesucht und geschossen werden sollte, dahin, daß er die Karawane begleitete. Dieser geweckte Bursche, der die ganze Gegend auswendig und inwendig kannte, verrieth den Reisenden nicht nur die versteckten Wassertümpel, an denen sie ihren Durst stillen konnten, sondern theilte ihnen auch ein Geheimniß mit, das ihnen bis dahin unbekannt gewesen war. Wie wir aus Magyar's Reisen bereits wissen, werden in einigen Gegenden Westafrika's und nach Petherik's Mittheilungen auch im Osten dieses Erdtheils die Affenbrodbäume als Cisternen benutzt. Die ältern Exemplare sind gewöhnlich hohl und enthalten ansehnliche Mengen Wasser, das sich zur Regenzeit sammelt und lange hält. Nun zeigte der genannte Buschmann Andersson einen Baum mit weidenähnlichen Blättern, der sich ganz ähnlich verhielt. Ein Stamm dieser Baumart, den man maß, hatte mehr als 15 Fuß im Umfang und enthielt

eine ziemliche Menge Regenwasser und zwar auch leidlich frisches. Die Eingeborenen stecken lange Schilfrohre in die Oeffnungen nach diesen verborgenen Schätzen und saugen das Wasser heraus.

Kaganda geleitete die Reisenden jetzt durch Gegenden, die von Elephanten förmlich wimmelten. Eines Tages traf man auch die Leiche eines weiblichen Elephanten, den der Blitz erschlagen hatte, ein Fall, der nach des Buschmanns Aussage gar nicht selten sein soll.

Schließlich kam man in Gegenden, in denen Kaganda's Geographie zu Ende ging, und man mußte wieder zu dem alten Gewaltmittel seine Zuflucht nehmen, ein Buschmannlager überfallen, Gefangene machen, sie durch Geschenke für ihren Schreck entschädigen und dann sie zu Führern zu gewinnen suchen. Da Andersson endlich einmal an den ersehnten Fluß kommen wollte, der nach der Versicherung der Buschmenschen nur noch drittehalb Tagemärsche weit sein sollte, ließ er seinen Wagen und die schwerere Bagage bei einem Teiche zurück und ging mit der Hälfte seiner Leute frisch vorwärts.

Die Buschleute sprachen von einem Flusse, was dies aber für einer jetzt eigentlich war, wußte Niemand. Den Ovambo hatte man nicht gefunden, man vermuthete nun den Kunene, der bekanntlich von Ost nach West ins Atlantische Meer fließt. Nach den Erzählungen einiger Eingeborenen schien es, als habe man es diesmal wirklich mit einem großen wasserreichen Flusse zu thun, während andere Aussagen wieder einen Omurambo des gewöhnlichen Schlags vermuthen ließen, der gelegentlich sich in eine Reihe Pfützen auflöse.

Am zweiten Tage gelangte man auch wirklich in ein von Süd nach Nord streichendes Thal, das einen solchen halb verschrumpften Fluß in Form zahlreicher Tümpel enthielt, daneben aber auch frische Quellen und Brunnen besaß — eine lange entbehrte Erscheinung. Gegen Mittag des folgenden Tages, während der Marsch immer dem Rinnsal entlang ging, bereiteten sich die führenden Buschmänner auf das Zusammentreffen mit den Bewohnern des zu erwartenden Flusses, den Ovakangari, dadurch vor, daß sie sorgsam die meisten und besten ihrer Pfeile zwischen den Bäumen versteckten, indem sie erklärten, jene Leute seien arge Spitzbuben, die einen ehrlichen Buschmann gern seines theuern Eigenthums beraubten.

Andersson befand sich in der höchsten Aufregung und spähte erwartungsvoll nach Norden. Da gewahrte er am Horizont Hügelzüge, in der Richtung von West nach Ost gelagert, und kurz darauf stand man am Ufer eines 600 Fuß breiten Stromes, von dem er durchaus nicht wußte, für welchen der bereits bekannteren Flüsse er ihn halten sollte. Die Ovambo hatten ihm zwar von einem Flusse erzählt, den sie Mukuru Mukovanja nannten und der nach dem Meere, also westwärts fließen solle; der Strom aber, an dessen Ufer er stand, floß deutlich ostwärts, also nach dem Herzen des Kontinents. Andersson neigte sich deshalb zu dem Glauben, daß er hier einen Hauptzufluß des großen Zambesi vor sich habe, den unsre Leser aus Livingstone's Reisen spezieller kennen. Die anwohnenden Neger nannten das Gewässer den Okavango. Der schwedische

Reisende vermuthet, daß er sich zwischen dem 17.—18.° s. Br. und dem 17.—19.° östlicher Länge von Greenwich befindet. Die gewöhnlichen Karten Südwestafrika's machen es freilich schwierig, einen Fluß in dieser Gegend so einzuzeichnen, daß er nach dem Zambesi fließen könne, und der Reisende selbst hat leider seinem Werke keine Karte beigefügt, durch welche sich das Räthsel lösen ließe. Die Aufhellung der hydrographischen Verhältnisse dieser Gegenden bleibt also noch der Zukunft überlassen.

Am rechten Ufer, an dem man sich befand, waren keine Niederlassungen der Ovakangari vorhanden, diese lagen sämmtlich auf der entgegengesetzten Seite und es bedurfte erst eines zweistündigen Hinüberrufens und Unterhandelns, ehe man die vorsichtigen Leute bewegen konnte, Kähne zum Ueberſetzen herbeizuschaffen. Zunächst erschienen sie auch völlig bewaffnet; sie ließen sich aber so weit beruhigen, daß sie die Kriegsgeräthe beiseite legten.

Um allen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, sandte Andersson, dem an der weitern Erforschung des Okavangaflusses Alles lag, einen Boten zu Chikongo, dem obersten Häuptling des Volkes, und ließ um freundliche Aufnahme bitten. Das Dorf jenes Fürsten lag weiter südwärts am Flusse, und die zurückkehrende Gesandtschaft brachte eine Einladung zum Besuch desselben und Versicherungen der Freundschaft. Unser Schwede war währenddem von den Eingeborenen gut verpflegt worden und hatte nicht nur einige Körbe Mehl und Früchte, sondern sogar eine Kuh zu seinem Unterhalte bekommen; vergeblich wartete er aber auf ein Boot, das ihn abholen sollte, wie es sonst gebräuchlich, und konnte auch nur mit Schwierigkeiten ein elendes Kanoe und einen Führer zum Fürstensitz erhalten. Er merkte bald, daß es mit der Gewalt dieses Herrschers ziemlich schlecht beschaffen sei und jeder seiner Unterthanen thue, was ihm beliebe. Der Ovakangari, der ihn in sein gebrechliches kleines Fahrzeug aufnahm, schien die Fahrt auch mehr zu seinem Vergnügen und, wenn man will, aus Eitelkeit zu unternehmen, denn er hielt sich nicht in der Strömung des Flusses, sondern lootste sich gemächlich am Ufer weiter und hielt bei jeder Hütte an, um das fremde Geschöpf seinen Landsleuten zu zeigen. Andersson kam sich vor, als sei er ein seltenes Thier, das dem Publikum zur Schau gestellt wird, und hatte seinerseits wieder Gelegenheit, das Völkchen der Ovakangari möglichst gründlich in Augenschein zu nehmen. Die meisten Leute waren kräftig gebaut und wohlgenährt, von dem schönen Geschlecht fand er dagegen ein Individuum immer häßlicher als das andere, dazu Alle dick mit Fett und Ocker beschmiert und das Haupthaar in einen Busch zusammengebunden.

Der Fluß und die Landschaft an seinen Ufern waren allerliebst. Hie und da erhoben sich Inseln aus den Fluten, auf denen sich Krokodile sonnten, Flußpferde tauchten zu Zeiten auf und Wasservögel zeigten sich in Menge. Unter den letzteren fiel dem Schweden vorzüglich eine große Art Gänse auf, die nach seiner Schätzung eine Höhe von vier Fuß erreichte. Die niederen Gegenden waren mit Getreidefeldern und Fruchtbäumen bedeckt und hinter diesen schlossen bewaldete Bergzüge das hübsche Gemälde ab.

Erst am Mittag des zweiten Tages kam man in Chikongo's Residenz an. Die Häuser, aus denen sie bestand, hatten ganz die Gestalt von Bienenkörben und waren ziemlich nahe an einander gerückt. Die ganze Ortschaft ward durch einen tüchtigen Palissadenwall gegen feindliche Angriffe geschützt. Der Häuptling selbst war eben so nackt und eben so lackirt, wie seine treuen Unterthanen, nur hatte er einige Perlenschnuren und Ringe mehr und am Gürtel mehrere hübsche Dolchmesser einheimischer Fabrikation. Ein Ovakangari, der die Sprache der Bitschuanen verstand, die Andersson reden konnte, machte den Dolmetscher und begrüßte den Fremdling aufs Freundschaftlichste. Der Fürst sprach sein Bedauern aus, daß er ihn in so dürftiger Weise wie ein Buschmensch aufnehmen müsse, denn die Makololo's, die bekannten Freunde Livingstone's, hätten ihm vor Kurzem sein sämmtliches Vieh geraubt. Im weiteren Verlauf des Gesprächs erfuhr Andersson auch, daß bis hierher die Züge der schwarzen Kaufleute aus dem portugiesischen Benguela herabkommen und außer Glasperlen, Flinten und Schießbedarf auch Branntwein mitbringen, der sich hier leidenschaftliche Verehrer erworben hat. Als Zahlmittel sind von ihnen Elfenbein und Sklaven meist nachgefragt.

Im Norden des Okavango finden sich reiche Lager von Eisen- und Kupfererzen und die Neger wissen aus beiden Metallen mancherlei Geräthschaften herzustellen, die sie theils zum eigenen Bedarf, theils zu Tauschartikeln beim Verkehr mit ihren nächsten Nachbarn verwenden. Im Westen wohnen die Ovambo, zu denen die Ovakangari selbst gehören; im Osten die Baviko's, in deren Gebiet Libele die wohlbekannte Hauptstadt ist. Die südlichen Strecken, durch welche Andersson gekommen, waren dagegen öde und nur von einigen Buschmänner-Horden bewohnt.

Es lag jetzt Andersson daran, seinen Wagen und seine übrigen Leute auch zum Flusse zu schaffen; nachdem er deshalb drei Tage lang sich bei Chikongo erholt, kehrte er zu den Zurückgelassenen zurück und führte sie glücklich an die Gestade des Okavango. Alles schien gut gehen zu wollen und Andersson trug sich bereits mit Plänen zur Erforschung des weiteren Stromlaufes und zur schließlichen Erreichung des räthselhaften Kunene, als ihm der alte Feind aller Afrikareisenden, das Fieber, einen schlimmen Strich durch die Rechnung machte. Es war die trockne Jahreszeit und aus den eintrocknenden Lachen und Morästen destillirte die glühende Sonne Miasmen. Kaum war der Schwede mit seinen Leuten am Flusse wieder angekommen, so legte er sich selbst, nebst 5 oder 6 seiner Begleiter. Einer der letzteren starb kurz darauf. Einen ganzen Monat wartete er von Tag zu Tag auf Besserung, schließlich sah er kein anderes Heil als umzukehren, um vielleicht später in der günstigern Jahreszeit das Problem vollends zu lösen.

Der Rückzug ward auf demselben Wege bewerkstelligt, den man auf der Herreise genommen, und auch diesmal stellten sich dieselben Feuerbrände ein, die im westlichen Damaralande ihm so gefahrdrohend gewesen waren. Es hatte allen Anschein, als ob die Buschmänner und die übrigen scheinbaren guten

Freunde die geschwächte Karawane durch die absichtlich angelegten Grasbrände ins Unglück bringen wollten, um sie schließlich ohne sonderliche Gefahren ausplündern zu können. Einmal rückten auch die Flammen von allen Seiten so nahe, daß man nur durch einen plötzlichen Wechsel des Windes vom Tode errettet ward.

Der Elephantenjäger Green hatte in der Missionsstation zufällig erfahren, daß der mehrfach genannte Ovambofürst Tjipanga eine Abtheilung seiner Leute ausgesandt habe, um Andersson's Karawane zu vernichten. Sofort brach er mit hinreichender Begleitung auf, und eilte seinem bedrängten Freunde in Geschwindmärschen zu Hülfe. Andersson selbst war fortwährend so auf seiner Hut gewesen, daß jene Mordgesellen keine Gelegenheit zu einem heimtückischen Ueberfall hatten erspähen können, und einen offenen Angriff hatten sie weislich gescheut.

Am Omuramba U' Ovambo trafen Green und Andersson glücklich zusammen und letzterer war nun geborgen; freilich durch die Strapazen und das leidige Fieber zum Aeußersten erschöpft, so daß er selbst in bittre Klagen über den zerrütteten Zustand seines Körpers ausbricht. Leicht ist es möglich, daß dies der letzte weitere Streifzug ins Innere Südwest-Afrika's war, den er sich zumuthen durfte, und daß er jüngeren, frischen Kräften die Fortführung der Entdeckungen überlassen muß, die er in so unerschrockener und kräftiger Weise anbahnte.

Fr. Green, welcher Andersson von Otjimbingue aus zu Hülfe geeilt war, ging, als er von den Gefahren hörte, welche diesen bedrohten, im Winter 1860 in Gemeinschaft mit seinem Bruder abermals an den Okavango (oder Okavanajo). Die Elephantenjagd war sein Hauptzweck und er versprach sich in jenem Gebiete glänzende Beute. Binnen drei Monaten wurden auch 42 Elephanten erlegt.

Die Ovaquangari, d. h. das Volk, welches die Ufer des genannten Flusses bewohnt, sind friedliebende, schüchterne Leute, viel weniger tapfer als die Betschuanen und Kaffern. Dazu kam noch, daß sie gerade zu dieser Zeit viel durch räuberische Angriffe der Namaqua-Hottentotten gelitten, deren berüchtigter Häuptling Jonker Afrikaner sein Hauptlager in Ondongo, der ehemaligen Residenz des verstorbenen Ovampo-Königs Nangoro, aufgeschlagen hatte und von dort aus nach allen Seiten hin seine Leute zum Plündern ausschickte.

Green erzählt, daß er leicht vom Ombungu aus nach dem Kunene hätte gelangen können; der Häuptling Chikongo bot ihm Führer nach jenem Flusse an, er fürchtete aber mit Recht in der herangekommenen heißen Jahreszeit das Fieber und tröstete sich damit, jenen Zug während des folgenden Winters ohne jene Gefahr vornehmen zu können.

Schlußwort.

Nachdem wir in den vorhergegangenen Bogen den verschiedenen neueren Reisenden auf ihren Entdeckungszügen gefolgt sind, werfen wir zum Schluß noch einen kurzen Rückblick auf die Völkerverhältnisse des gesammten Gebiets.

Wir haben es vorzugsweise mit dem süd- und mittelafrikanischen Hochlande zu thun, das sowol von Süden her, als auch von Norden und Westen aus, in Terrassen aufsteigt, welche durch verschiedene Höhen- und Gebirgszüge mehr oder weniger scharf angedeutet werden. Aus dieser Bodengestaltung ergeben sich die klimatologischen Verhältnisse. Das innere Hochland ist kühler und reich, stellenweise sogar überreich an Regen; der Süden und ein Theil der niederen Küste dagegen dürr, sehr heiß und sehr ungesund.

Am Südrande der Sahara sind die Neger stellenweise durch die Mauren zurückgedrängt, wie am Kap durch Europäer und im Nordosten durch Araber. Alle Negerstämme haben aber viel Uebereinstimmendes.

Bei den meisten scheint das Phantasieleben den Verstand zu überwiegen; die Leidenschaft des Augenblicks siegt über die sittlich-moralische Kraft. Sinnengenuß in seinen verschiedenen Schattirungen wird zum leitenden Prinzip. Berauschende Getränke aus einheimischem Sorghum, Mais, Honig, Palmensaft, oder eingeführte Spirituosen sind allgemein beliebt; im Innern ist das Rauchen der Hanfblätter im Schwunge, nur nach den Küsten zu durch den milderen Tabak verdrängt. Vielweiberei ist allgemein, das Eheleben meist verwahrlost, jede Festlichkeit zur Orgie ausartend, jeder Tanz ausschweifend, ja bei nicht wenigen Stämmen ist es gerade die geschlechtliche naturwidrige Unsittlichkeit, welche die Zerstörung aller Verhältnisse, das Aussterben ganzer Volksstämme herbeigeführt hat. Die ungezügelten Leidenschaften verlangen auch nach der andern Seite hin starke Reizmittel: Hinrichtungsscenen in mittelalterlichem Geschmack, selbst Auffressen der Feinde in wahrhaft bestialischer Art sind bei vielen Stämmen Regel, Menschenopfer sehr häufig. Die Religion ist das Spiegelbild des materiellen Lebens: die Götter haben dieselben Eigenschaften, nur in erhöhter Potenz. Alle Verstorbenen leben als Gespenster in wildester Weise in den Köpfen der Neger fort. Der grasseste Aberglaube, ununterbrochene Furcht vor den Geistern, Hexen und Zauberern plagen den Schwarzen und treiben ihn, durch Autodafe's den Zorn der Geisterwelt auf Zeiten vom eignen Haupte abzulenken.

Die Sklaverei ist allgemeine Sitte, doch durch das Recht des Sklaven, seinen Herrn wechseln zu dürfen, durch die Erbfolge, nach welcher die Kinder der höheren Hand angehören und durch die Furcht, der Sklave möge die Geister zu seinem Schutze anrufen, — außerordentlich gemildert. Gifte und Zaubertränke spielen durchweg eine wichtige Rolle.

Feldarbeit ist Sache der Weiber und Sklaven. Handwerker sind wenige vorhanden: bei einigen Stämmen Weberei und selbst Färberei gebräuchlich, weit verbreitet aber die Gewinnung und Bearbeitung des Eisens, hie und da auch des

Kupfers. Musik ist allgemein beliebt. Die Form der Instrumente ist von Senegambien an bis zum Kap ähnlich, nur an Vollkommenheit verschieden: Trommeln, Kürbisharmonika mit Schlaghölzern, schwingende Stahlklingen, Zithern und Flöten. Viehzucht ist verhältnißmäßig unbedeutend, am meisten noch im Süden. Lastthiere fehlen; die Wege sind noch keine Wege, wenigstens nicht nach europäischen Begriffen.

In Bezug auf Körperbau, Färbung und Intelligenz weichen die verschiedenen Negerstämme ebenso unter einander ab, wie die verschiedenen Stämme der weißen Rasse. Der Fellata, Mandingo, Mpongwe giebt dem intelligenten Araber nicht viel nach und weiß den europäischen Handelsmann in raffinirtester Weise zu überlisten, — die Bewohner der Olo-wihenda Wildnisse dagegen erinnern im Körperbau und in den geistigen Fähigkeiten eher an Kretins und an die großen Affenarten Westafrika's.

Neben mehreren größeren Königreichen sind weite Gebiete in unbedeutende Klans zersplittert, die sich in ununterbrochener Fehde gegenseitig aufreiben.

Es fehlt sämmtlichen Staaten an der solideren Grundlage: an einem gesicherten, lohnenden Ackerbau, einem ausgebildeteren Gewerbsleben und vor Allem an einem auf vernünftige Basis gegründeten Rechtszustande. Die ganzen Rechtsanschauungen sind so von Dornen durchwachsen und versumpft, wie viele Gebiete des Landes selbst. Daß durch Missionare hierbei etwas gebessert werden kann, mag möglich sein, — das, was aber bis jetzt wirklich gewonnen ist, erscheint höchst unbedeutend, wenn man die Zeiträume und die Mittel in's Auge faßt, die dazu nöthig waren. Die mit unbefangenem Auge schauenden Reisenden kommen dahin überein, daß ein schneller Fortschritt der Gesittung und des Wohlstandes nur dann zu erwarten stünde, wenn eine der intelligenteren europäischen Nationen Besitz des Gebietes nähme und dann Landbau, Gewerbe und Handel regelte. Durch die Abschaffung des Sklavenhandels nach außen ist ein guter Schritt bereits gethan worden. Elfenbein, Farbehölzer, Kautschuk, Wachs, Orseille und andere Naturprodukte sind an die Stelle der lebendigen Waare getreten. Würde der Neger sich dem Baumwollenbau und der Kultivirung der Kolonialwaaren widmen, die in seinem Lande gedeihen können, würde er seine Lust in der Arbeit statt im Nichtsthun finden, so möchte dies vielleicht eben so wohlthuend auf das sittliche Leben zurückwirken, wie Sklavenhandel und Branntwein entsittlicht haben. Livingstone hat auch hierin den richtigen Fingerzeig gegeben und Wilson stimmt ihm bei: „Nicht durch Wunder und künstliche theologische Systeme ist den Schwarzen zu helfen; ihre Priester bieten ihnen hierin viel mehr in reichlichster Auswahl; Hebung der Sittlichkeit und des moralischen Gefühls, Hebung der Erwerbszweige und Beschäftigungsweisen sind viel mehr segenverheißend. Durch letztere würde ein geregelter Handel angebahnt, der für beide Theile auf die Dauer nutzenbringender sein würde, als der bis jetzt gegenseitig getriebene Raubbau."

Ende des Buchs.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Malerische Feierstunden.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Neue Illustrirte

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Geographen und Schulmänner

von

Hermann Wagner.

In Heften à 5 Sgr. = 18 Kr. Subscriptionspreis zu beziehen.

Die Separat-Ausgabe kostet pro Band, geheftet, 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr.

In eleg. engl. Prachtband 1⅔ Thlr. = 3 Fl. rhein.

Programm.

Ein mächtiger Trieb führt den Menschen aus der Heimat in unbekannte Fernen. Den Einen stachelt die angeborne Wanderlust der Jugend, Andere zwingt des Lebens Mangel und Noth; frommer Eifer treibt Diese, Sucht nach Ruhm und Geldgewinn Jene, wieder Andere Neugier oder der Durst nach erweiterter Kenntniß. Vor Allem war es der Kaufmann, der von jeher sein Auge am weitesten hinausspähen ließ, sei es um neue Quellen für den Bezug hochwerthender Stoffe, sei es um neue Absatzwege für seine Waaren zu ermitteln. Schon die ältesten Mythen melden von Karawanen und Seefahrten nach entlegenen Punkten; Gegenden, die noch heute der Wissenschaft verschlossen sind, wurden schon vor Jahrhunderten von kühnen Abenteurern durchkreuzt.

Allein dieselbe Aussicht auf Gewinn, welche den Kaufmann spornte für materiellen Vortheil die Mühen und Gefahren einer beschwerlichen Reise in Kauf zu nehmen, — sie veranlaßte ihn auch von Alters her, den Schleier des Geheimnisses über seine Entdeckungen zu breiten. Mehr oder weniger aus-

gedehnte geographische Kenntnisse haben auch die älteren Handelsvölker besessen, aber stets wußten sie dieselben durch Mythen und Märchen zu verhüllen oder gar zu ihren eignen Gunsten verfälscht und nur bruchstückweise in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Jener Phönizier, der sein Schiff lieber auf den Strand treiben ließ, als daß er dem nachfolgenden Römer den Weg verrathen hätte, war Jahrhunderte hindurch das Ideal der Handelsgeographen. Portugiesen und Spanier begruben sorgsam jede neue Kunde ferner Länder in ihre geheimen Archive, und so kam es, daß schließlich ganze Erdtheile neu entdeckt werden mußten, mit denen ehedem Europäer bereits lebhaft verkehrt hatten.

Die Zeiten haben sich geändert, das goldene Reich der Privilegien zerfällt Stück für Stück. Auch das geographische Wissen ist zum Gemeingut geworden, wenn schon es noch immer nicht an einzelnen Versuchen fehlt, die erlangten Kenntnisse wenigstens auf die nächsten Kreise zu beschränken. Manche lassen sich zu diesem unfruchtbaren Bemühen verleiten durch falsche Begriffe von wahrer Menschenbildung, Andere durch einen Nachklang jener Politik, die gern auch geistige Errungenschaften, welche von Gottes- und Rechtswegen zum Allgemeingut des Geschlechts bestimmt sind, als ausschließliches Eigenthum für sich allein ausnutzen möchte. Fruchtlos, wie gesagt, bleibt in heutiger Zeit solch ein Gebaren, denn allgemein hat sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Vermehrung geographischer Kenntnisse gleichbedeutend ist mit der Ausdehnung unseres gesammten Gesichtskreises, daß ein gewaltiger Hebel der Volksbildung in ihrer Verbreitung beruht, daß Vorurtheile und beschränkte Anschauungen in demselben Grade fallen, als sich der Geist vielfältig übt im Vergleichen fremder Zustände mit jenen in der Heimat. Das Streben: die Resultate, welche die verschiedenen Zweige der Wissenschaften errungen, der Gesammtheit zugänglich zu machen, — es findet die ausgedehnteste Anwendung auch im Gebiete der Erdkunde.

Von diesem Standpunkte ausgehend, hat sich das Buch der Reisen als Ziel gesetzt: dem größern Publikum in abgeschlossenen Bänden der einen Serie, **die neueren Reisen** umfassend, das Neueste und Beste vorzulegen, was die Forschung der Gegenwart uns über ferne Länder bietet; während in einer andern Serie, gleichfalls in abgeschlossenen Bänden, die berühmtesten und erfolgreichsten **älteren Reisen**, **Entdeckungen** und **Eroberungen** Darstellung finden sollen. Die letztere Serie wird im vorliegenden Werke durch die Reisen eines der berühmtesten aller frühern Entdecker, des Weltumseglers Kapitän J. Cook, eröffnet.

Wo es irgend ausführbar ist, wird jeder Band unserer illustrirten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde ein abgegrenztes Gebiet behandeln und an die Persönlichkeit eines bedeutenden neuern oder ältern Reisenden anknüpfen, der einen Theil der Erde unserm Wissen erschloß. Zugleich entrollen unsere Bände in kurzen Uebersichten ein Bild der früheren oder gleichzeitigen Reisen, die nach dem betreffenden Gebiete unternommen wurden, und bezeichnen so die Stelle, welche eine hervorragende Persönlichkeit als Glied in der ganzen Kette der Forscher einnimmt. Ebenso entwerfen wir in gedrängtem

Rahmen ein Gemälde des Landes, das den Schauplatz der Reise bildet. Das klare und lebendige Wort der Schilderung begleiten wir mit einer reichen Auswahl von Abbildungen, oft viel schöner und deutlicher die Eigenthümlichkeiten der Fremde dem Leser vor die Augen führend, als es die gelungenste Beschreibung vermag, und bieten schließlich jedweden Band, geschmückt mit saubern Bildern in Holzschnitt und zahlreichen Tondruckbildern, Karten rc., für einen Preis, der die Anschaffung unseres Werkes dem Volke in seinen weitesten Kreisen gestattet.

Daß sowol Inhalt als Form unsers Unternehmens den dargelegten Zwecken nach Möglichkeit entspricht, beweist die wahrhaft großartige Theilnahme, welche die bisher erschienenen Bände im In- und Auslande gefunden. Dieselbe spornt uns an, mit Aufbietung aller Kräfte auf dem betretenen Wege forzuschreiten.

In Betreff des Ganges, welchen wir eingeschlagen, lenken wir die Blicke unserer Leser zunächst nach Westen, nach **Amerika**, dem Erdtheil, welchem ja so mancher Freund und Stammgenosse zugezogen ist, nach dem so oft schon die Gedanken eilten, wohin schon die Phantasie des Knaben schweifte, wenn er des armen Robinson's Geschicke auf dessen einsamer Insel verfolgte.

Im hohen Norden Amerika's, umstarrt von ewigem Eis und Schnee, zieht uns eine edle Mannesgestalt unwiderstehlich an. Elisha Kane ist der erste Band unserer neuern Reisen gewidmet: ihm, dem geisteskräftigen Sohne Amerika's, der unerschrocken das unwirthliche Eismeer durchfurchte und mit eigener, geschickter Hand in Wort und Bild uns ein Gemälde des Lebens am fernen Pol entwarf, das uns gleichzeitig frieren und erglühen macht, — erglühen für die aufopfernde Begeisterung zweier stammverwandter Nationen, die in edlem Wettstreit sich bemühten, das verlorene Geschwader Franklin's aufzufinden, jenes oftgenannten Nordpolfahrers, dessen Geschick und beklagenswerthes Ende uns in dem zweiten, der neuen Welt gewidmeten Bande (dem fünften unsers Buchs der Reisen) eingehender beschäftigt. In demselben wird das Leben Franklin's geschildert, seine Reisen im Norden des amerikanischen Kontinents, sowie alle die verschiedenen Anstrengungen, die in großartigstem Umfange unternommen wurden, um ihn und die Seinen zu erretten, oder, wenn es zu spät, wenigstens ihre Spuren in der Eiswüste aufzufinden. Eine besonders ausführliche Schilderung ist der letzten Aufsuchungsexpedition unter M'Clintock gewidmet, welche endlich über das Schicksal Franklin's und seiner Gefährten traurige Gewißheit verschafft hat.

Die früheren Reisen Franklin's machten uns bereits mit den nördlichern Indianerstämmen und den Verhältnissen der Hudsonsbai-Länder bekannt, — in den weiteren, Amerika gewidmeten Bänden verweilen wir länger bei den rothen Söhnen der amerikanischen Wildniß. Wir belauschen sie in ihren eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen, auf ihren Kriegspfaden und Jagdzügen und beleuchten dann den Zusammenstoß der verschiedenen Völkerrassen, wie solcher in dem weiten Gebiet von Kanada an bis zu der heißen Hochebene Meriko's stattgefunden hat. Die kühnen Pioniere der Civilisation geleiten uns von den bebauten Fluren der östlichen Gefilde Nordamerika's nach dem fernen Westen.

Die Gestalten eines Boone, Astor, Fremont, Catlin, Bartlett, Sutter, Möllhausen, Whipple und vieler Anderer treten uns entgegen mit ihrem Leben voll kühner Kämpfe, gewissermaßen eine Personificirung jener Länder selber, die sie erschlossen. Vorbei an dem Getümmel der Großstadt, an den schiffbelebten Strömen und dem regen Treiben der Farmer begleiten wir die Pfadfinder durch die büffelreiche Prairie, durch die Wüste des Hochlandes und die eisigen Schluchten der Felsenberge, bis wir im Schatten der Riesenbäume Kaliforniens ruhen und über Gold-, Silber- und Quecksilber-Minen zu unsern Füßen, über die üppigen Felder der schnellaufwachsenden Städte hinausschauen nach der durch leidigen Bürgerkrieg verdüsterten Zukunft des Landes.

Haben wir nachmals in weitern Bänden die interessanten Staaten des centralen Amerika gemustert, nach denen die Augen aller seefahrenden Völker schauen, da hier die Verbindung des Atlantischen mit dem Großen Ozean auf kürzestem Wege möglich ist, so werden wir in jenen üppigen Gebieten des tropischen Südamerika länger verweilen, welche uns Alexander von Humboldt, gleich einem zweiten Entdecker der neuen Welt, erschloß und die nach seinem Vorgange Ph. Martius, J. B. Spix, der Prinz von Neuwied, Prinz Alex. von Württemberg, E. Pöppig, die Gebrüder Schomburgk, H. Burmeister und zahlreiche andere Forscher besuchten. Wir begleiten sie durch die üppigen Wildnisse Brasiliens, Guyana's, Neugranada's und Columbiens hinauf zu den kühleren Gehängen der Cordilleren. Wir folgen ihnen auf der großen Inkastraße, dem merkwürdigen Denkmal untergegangener Völker und Herrscherstämme, welche ihrer Zeit ein interessantes Seitenstück zu der eigenthümlichen Kultur Meriko's boten. Durch die sonnigen Provinzen Peru's gelangen wir nach Chili, und erlauschen dort neben der Sprache der Spanier und der Indianer an mancher Hütte auch die Töne deutscher Zunge, die uns mahnen, wie Germaniens Geist, zwar geräuschlos und ohne Prunk, aber desto unaufhaltsamer, den Kreislauf um das Erdenrund verfolgt.

Der erste einem andern Erdtheile gewidmete Band des Buchs der Reisen (der ganzen Reihenfolge zweiter) ladet uns ein zu einem Zuge nach dem heißen Afrika. Ein schlichter und gerechter Mann, Dr. David Livingstone, tritt uns entgegen. Mit ungeschminktem, wahren und klaren Wort eröffnet er uns einen wunderbaren Blick ins Herz des lang' verschlossenen Erdtheils. Weit weg von den bekannten Gebieten des Kaplandes, quer durch den ganzen Kontinent, vom Atlantischen Ozean bis zu den Gestaden des Indischen Meeres, geht der Zug des kühnen Europäers. Nicht bloße Abenteuerlust, nicht müßige Neugier trieb ihn an, — nein! den Sklavenhandel an seiner innersten Wurzel anzugreifen, den Negervölkern die Segnungen des Evangeliums zu bringen und zwischen ihnen und den Nationen Europa's eine Verbindung durch reellen Handel anzubahnen, — dies waren die Zwecke, die der unermüdliche Mann verfolgte, zu deren Weiterführung er wiederum dorthin zurückgekehrt ist, unterstützt von der Theilnahme seines Volkes.

Ein folgender Band des Buchs der Reisen bietet uns Gelegenheit, die Aufmerksamkeit des deutschen Vaterlandes hinzulenken auf das Geschick unsers

hochverdienten Landsmanns Dr. Eduard Vogel, dessen Reisen im Sudan sein wechselreicher Inhalt zu schildern versucht. Dem Plane unsers Werkes getreu, bezeichnen wir auch bei Dr. Vogel zunächst die Stellung, die er in der Reihe der Sudan-Reisenden einnimmt, deren jüngster er gegenwärtig ist. Durch die heiße Wüste mit ihren Sand- und Felsenmeeren, ihren Wirbelstürmen geht der Zug des unerschrocknen Forschers tief ins Herz des Sudan. Mit der Kugelbüchse in der einen Hand, dem Fernrohr und den sonstigen astronomischen Geräthen in der andern, schlägt sich der junge Held von Salia und dem Mittellauf des Benuë durch zwischen Kannibalenstämmen und muhamedanischen Fanatikern, — bis zuletzt seine Spur in dem verrufenen Wadaï plötzlich für uns verschwindet. Wir haben auf die langjährigen und kostspieligen Anstrengungen hingewiesen, welche zwei Nationen nicht scheuten, um den vermißten Franklin aufzufinden, — mit dem in Rede stehenden Bande wandten wir uns als mit einem vertrauensvollen Mahnwort an das deutsche Volk, daran erinnernd, was es dem verschollenen Sohne des Vaterlandes schuldet. Zu unsrer Freude vermögen wir es auszusprechen: unser Glaube an den deutschen Geist hat uns nicht getäuscht. Kühne Reisende, vom ganzen Volke unterstützt, sind ausgezogen, den Spuren des Verlorenen nachzuforschen!

An diese Reisen in Central-Afrika schließt sich ein weiterer Band (der dritte über Afrika), welcher Bericht erstattet über die neueren Reisen an der Westküste Afrika's. Er giebt zunächst einen gedrängten Ueberblick der neuesten Forschungen in den Ländern nördlich vom Aequator: in Senegambien, Nord-Guinea u. s. w., verweilt dann eingehender bei den höchst interessanten Fahrten Du Chaillu's im Gebiet des Gabun und der Sierra del Cristal, führt den Leser an der Hand des biedern Ladislaus Magyar von Benguela aus nach den Neger-Reichen im Innern und begleitet schließlich Andersson und Green nach dem vielbesprochenen Kunene und dem neu entdeckten Okovanga-Flusse. Ein dann folgender Band wird neben den Reisen Ellis' auf Madagaskar, den Untersuchungen von Burton, Speeke, Roscher u. A. in Ostafrika — alles Das veröffentlichen, was sich an die im Fortgange begriffene Expedition zur Aufsuchung Dr. E. Vogel's anknüpft.

Im alten ehrwürdigen Asien wird unser Blick durch die Ereignisse der Gegenwart zunächst gelenkt nach Japan's Inselreich, nach dem wieder-erschlossenen Nippon, mit seiner Riesenhauptstadt Jeddo. Dieser Aufgabe ist in dem vierten Bande der ersten Serie genügt. Derselbe giebt Kunde von den früheren Verbindungen zwischen Europa und dem fernen japanischen Inselstaate, und führt schließlich den Leser an Bord des amerikanischen Geschwaders unter Kommodore Perry nach den Küsten jenes Reichs. Ein sonderbares Bild mit verwandten und doch wiederum ganz fremdartigen Farben tritt uns in dem hochkultivirten Inselvolke entgegen. Wir sehen die starren Schranken sinken, durch welche jedem Fremden das Betreten des japanischen Reiches untersagt war, und sehen eine Flagge Europa's nach der andern sich auf der Rhede von Jeddo entfalten, wenn auch der neu angeknüpfte Verkehr nicht ganz ohne Reibungen und zeitweise Störungen bleiben kann.

Ein zweiter Band, welcher Asien gewidmet ist, veranlaßt den Leser, si[ch] durch den genialen Maler Atkinson vom Ural an durch das Russisch[e] Asien bis zum Baikal-See führen zu lassen, und gewährt ihm gleichzeiti[g] an der Hand anderer Reisenden Blicke auch über die übrigen Theile Sibiriens bis zum Meere von Ochotzk, während ein dritter Band sich unmittelba[r] daran schließt, indem er das Vordringen der Russen im Amur-Gebiet ein[]gehender behandelt.

Von den kühleren Breiten des größten aller Kontinente hinweg wird un[s] ein folgender Band geleiten nach den paradiesischen Inseln Asiens am Aequator nach Ceylon, den Sunda-Inseln u. s. w. Und über das Paradies de[r] Erde hinweg — über die gewürzeduftigen Inseln der Malayen — späht endlic[h] unser Blick nach **Ozeanien**, jenem Inselwelttheil, der, erst ein Verbannungsor[t] bei Kannibalen, dann ein Dorado Tausender, gegenwärtig auf bestem Weg[e] ist, zum blühenden Kulturstaat sich zu erheben, der geologisch als ältester, ge[]schichtlich als jüngster Kontinent sich darstellt und mit den Sandwichs-Insel[n] und andern Eilanden einer milden Zone die große Kette schließt, die sich durc[h] den Verkehr der Völker um den Erdball schlingt, und in welcher jede Natio[n] ein Glied bildet.

Das Menschengeschlecht geht mehr und mehr seiner herrlichen Bestimmung entgegen: eine große, einzige Familie zu werden! Die Früchte, welche de[r] Reisende im Schweiße seines Angesichts pflückt — ja oft genug mit seinem Herzblute erkämpft —, sie kommen unserm ganzen Geschlecht zu Gute. De[r] Wanderer, welcher im Kampfe mit Klima und Mißgeschick unterliegt, und den gleichen Heldentod für die Seinen gestorben, wie der Krieger bei Vertheidigung des Vaterlandes: er hinterläßt das, was er erwarb, zu Erbe seinem Volke.

Es bedarf in der Jetztzeit kaum noch des Hinweises, welche außerordent[]liche Bedeutung die Kenntniß anderer Länder und Völker für die Bildung des Einzelnen wie des ganzen Volkes hat. Durch lebensvolle Schilderung, ver[]bunden mit anschaulichmachendem Bilde, vermag der Leser dem kühnen Reisenden leicht durch alle Zonen und Länder zu folgen; er vermag die physische Beschaffen[]heit entlegener Gegenden, die Eigenthümlichkeiten ihrer Produkte, die Sitten ihrer Bewohner an seinem Geiste vorüberziehen zu lassen; vermag die Genüsse mit zu empfinden, welche solche Erkenntniß gewährt — ohne dabei den Unbilden und Gefahren ausgesetzt zu sein, von denen der reisende Forscher selbst bedroht und leider oft genug ereilt wird. — An Erfahrungen reicher, legt er das ge[]lesene Buch zur Seite, prüft vergleichend mit anderm, geklärtem Blick seine Umgebung, fühlt sich mit manchem Uebel seiner Verhältnisse ausgesöhnt, wenn er erfährt, daß andere Länder viel größere Mißstände enthalten, und bringt Verbesserungen in seinem Wirkungskreise an, welche er durch Vergleichung mit der Ferne würdigen gelernt hat.

Wir fürchten nicht, daß durch die Art und Weise, wie wir unsere Leser durch die „Fremde" geleiten, ihre Liebe zum Vaterlande geringer werde. Nur aus der Unkenntniß des Auslandes, nur aus halbwahren Erzählungen, welche durch überspannte, phantastische Gemälde blos die Lichtseiten der Fremde her-

vorheben oder dem Wissensdurstigen ein Potosi, einen Gold- oder Silberberg schaffen, den die Wirklichkeit nicht kennt: nur aus ihnen vermag Schaden zu erwachsen. Wie der Wanderer am Ende seiner Reise bei den lieben Seinen den Stab in den Winkel lehnt und erinnerungsfreudig den Weinstock seiner Hütte pflegt, so fühlt sich der wohlunterrichtete Leser doppelt der Heimat froh, wenn er durch Lektüre, welche ein Bild voll Wahrheit vor ihm entrollt, „Fremde und Heimat“ mit einander vergleicht!

Und diese wohlthuende Wirkung erwarten auch wir von unserm Unternehmen, welches wir hiermit der weitreichendsten Unterstützung der deutschen Leserwelt angelegentlichst empfehlen.

Die Redaktion des „Buchs der Reisen“.

Inhalt der erschienenen Bände des „Buchs der Reisen“.

A. Aeltere Reisen.

Cook, der Weltumsegler. **Leben, Reisen und Ende des Kapitäns J. Cook,** insbesondere Schilderungen seiner drei großen Entdeckungsfahrten. Nebst einem Blicke auf die heutigen Zustände der Südsee-Inselwelt. Herausgegeben von **Dr. Karl Müller.** Mit etwa 120 in den Text gedruckten Abbildungen, mehreren Tonbildern u. s. w.

Vollständig: Preis geheftet 1⅓ Thlr. = 2 fl. 24 kr. In eleg. englischem Einbande 1⅔ Thlr. = 3 fl.

B. Neuere Reisen.

Amerika: Erster Band.

Kane, der Nordpol-Fahrer. **Arktische Fahrten und Entdeckungen der zweiten Grinnell-Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklin's in den Jahren 1853, 1854 und 1855 unter Dr. Elisha Kent Kane.** Dritte durchgesehene Auflage. Mit 120 in den Text gedruckten Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers, acht Tondrucktafeln und einer Karte der Nordpolländer, mit den Entdeckungen Kane's.

Vollständig in 6 Heften. Für die Subscribenten auf das „Buch der Reisen“ à 5 Sgr.
Separat-Ausgabe: In einem Bande eleg. broschirt 1⅓ Thlr. = 2 fl. 24 kr.
Dieselbe in englischem, reich vergoldetem Einbande 1⅔ Thlr. = 3 fl.

Amerika: Zweiter Band.

Die Franklin-Expedition und ihr Ausgang. **Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt durch Mac Clure und Auffindung der Ueberreste von Franklin's Expedition durch Kapitän Sir M'Clintock, R. N. L.** — Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, Tonbildern, einer Karte ꝛc.

Vollständig in 6 Heften. Für die Subscribenten auf das „Buch der Reisen“ à 5 Sgr.
Separat-Ausgabe: In einem Bande eleg. broschirt 1⅓ Thlr. = 2 fl. 24 kr.
Dieselbe in eleg. englischem Einbande 1⅔ Thlr. = 3 fl.

Afrika: Erster Band.

Livingstone der Missionär.

Erforschungs-Reisen im Innern Afrika's. In Schilderungen der bekanntesten älteren und neueren Reisen, insbesondere der großen Entdeckungen im südlichen Afrika während der Jahre 1840 bis 1856 durch Dr. **David Livingstone.** Zweite Auflage. Mit 92 in den Text gedruckten Abbildungen, acht Tondrucktafeln und einer Uebersichtskarte des südlichen Afrika.

Vollständig in 6 Heften. Für die Abnehmer des „Buchs der Reisen" à 5 Sgr.
Separat-Ausgabe: In einem Bande eleg. broschirt 1⅓ Thlr. = 2 fl. 24 kr.
Dieselbe in englischem, reich vergoldetem Einbande 1⅔ Thlr. = 3 fl.

Afrika: Zweiter Band.

Eduard Vogel, der Afrika-Reisende.

Schilderung der Reisen und Entdeckungen des Dr. Eduard Vogel in Central-Afrika: in der großen Wüste, in den Ländern des Sudan, am Tsad u. s. w. Nebst einem Lebensabriß des Reisenden. Nach den Originalquellen bearbeitet von **Hermann Wagner.** Zweite durchgesehene Auflage. Mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen, acht Tondrucktafeln und einer Karte von Vogel's Reiseroute.

Vollständig in 6 Heften. Für die Subscribenten auf das „Buch der Reisen" à 5 Sgr.
Separat-Ausgabe: In einem Bande eleg. broschirt 1⅓ Thlr. = 2 fl. 24 kr.
Dieselbe in eleg. englischem, reich vergoldetem Einbande 1⅔ Thlr. = 3 fl.

Afrika: Dritter Band.

Die neuesten Entdeckungsreisen an der Westküste Afrika's.

Mit besonderer Berücksichtigung der Reisen, Abenteuer und Jagdzüge von **Paul Belloni du Chaillu** im äquatorialen Afrika, von **Ladislaus Magyar** in Benguela und Bihe, sowie von **C. Joh. Andersson** am Okavango-Flusse. Bearbeitet von **Hermann Wagner.** Mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen, fünf Tonbildern und zwei Karten 2c.

Vollständig in 6 Heften. Für die Subscribenten auf das „Buch der Reisen" à 5 Sgr.
Separat-Ausgabe: In einem Bande eleg. broschirt 1⅓ Thlr. = 2 fl. 24 kr.
Dieselbe in eleg. englischem, reich vergoldetem Einbande 1⅔ Thlr. = 3 fl.

Asien: Erster Band.

Die Nippon-Fahrer

oder das wiedererschlossene Japan. In Schilderungen der bekanntesten älteren und neueren Reisen, insbesondere der amerikanischen Expedition unter Führung des Commodore **M. C. Perry** in den Jahren 1852 bis 1854. Mit Benutzung des großen amerikanischen Prachtwerkes „Narrative of the Expedition to the China Seas and Japan under the Command of Commodore *M. C. Perry*, U. St. N." Bearbeitet von **Friedrich Steger** und **Hermann Wagner.** Mit 140 in den Text gedruckten Abbildungen, acht Tondrucktafeln, sowie einer Karte von Japan.

Vollständig in 8 Heften. Für die Subscribenten auf das „Buch der Reisen" à 5 Sgr.
Separat-Ausgabe: In einem Bande eleg. broschirt 1⅓ Thlr. = 2 fl. 24 kr.
Dieselbe in eleg. englischem, reich vergoldetem Einbande 1⅔ Thlr. = 3 fl.

Für dieses Jahr sind noch zwei Bände: **„Sibirien und die angrenzenden Länder Central-Asiens"**, sowie **„das Amur-Gebiet, seine Bedeutung und Zukunft"** in Vorbereitung, worauf wir unsere bisherigen Abnehmer aufmerksam zu machen uns erlauben.

Leipzig, am 30. August 1862.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.